

Emile Zola

Nana

Ein Pariser Sittenroman

Übersetzt von Armin Schwarz

Erstes Kapitel

Um neun Uhr war der Saal des Variététheaters noch leer. Ein paar Leute saßen wartend in den Logen und im Parkett und verloren sich zwischen den rotsamtnen Sesseln. Im Halbdunkel sah der Vorhang wie ein großer roter Fleck aus; kein Geräusch drang von der Bühne herüber, die Rampenlichter waren noch nicht angezündet, die Plätze der Musiker noch leer. Nur hoch oben auf der dritten Galerie, die Kuppel des Plafonds entlang, wo nackte Frauen- und Kindergestalten ihren Aufflug nach einem vom Gaslicht grün bestrahlten Himmel nahmen, hörte man aus einem anhaltenden Stimmengewirr Sprechen und Gelächter, und unter den breiten runden, mit Goldstäben durchkreuzten Luftklappen reihten sich stufenförmig mit Häubchen und Hüten bedeckte Köpfe an- und übereinander. Zuweilen zeigte sich eine geschäftige Logenschließerin, die mit den Eintrittskarten in der Hand einen Herrn im Frack oder eine wohlbeleibte Dame vor sich herschob, die sich dann setzten und langsam ihre Blicke durch den Saal gleiten ließen.

Zwei junge Männer traten in den Orchesterraum. Sie blieben stehen und schauten sich um.

„Was hab' ich dir gesagt, Hector?“ rief der ältere, ein hochgewachsener junger Mann mit kleinem, schwarzem Schnurrbärtchen. „Wir kommen viel zu früh. Du hättest mich meine Zigarre ruhig ausrauchen lassen sollen.“

Eine Logenschließerin schritt vorbei.

„Oh, Herr Fauchery“, wandte sie sich familiär zu den beiden Besuchern, „es vergeht sicher noch eine halbe Stunde, bevor angefangen wird.“

„Weshalb wird aber dann auf den Zetteln der Anfang auf neun Uhr angekündigt?“ erwiderte Hector, dessen langes, hageres Gesicht ein verdrießliches Aussehen zeigte. „Heute morgen noch hat mir Clarisse, die in dem Stück beschäftigt ist, versichert, daß präzise neun Uhr begonnen werde.“

Einen Moment lang trat Stillschweigen ein; die jungen Leute sahen prüfend zu den Logen hinauf, die durch die grüne Tapete noch dunkler erschienen. Die Parterresitze unterhalb der Galerie waren in völlige Nacht getaucht. Nur in einer Balkonloge saß eine korpulente Dame, die sich mit beiden Ellenbogen auf die Samtbekleidung des Geländers stützte. Die zwischen den hohen Säulen mit langfransigen Vorhängen drapierten Proszeniumslogen zur Rechten und Linken waren leer. Der große Saal, mit weißen und vergoldeten Ornamenten geschmückt, die sich von dem mattgrünen Hintergrund abhoben, schwamm in einem feinen Lichtnebel, der von den niedrigen Flammen des großen Kristall-Armleuchters ausging.

„Hast du übrigens dein Proszeniumsbillett für Lucy bekommen?“ fragte Hector.

„Ja“, versetzte der andere, „ohne besondere Mühe ... Oh, es besteht keine Gefahr, daß Lucy zu früh kommt! Die wäre gerade danach!“

Er unterdrückte ein leises Gähnen; dann sagte er nach einer kurzen Pause:

„Du hast wirklich Glück, hast ja bisher noch keine Premiere gesehen ... ‚Die blonde Venus‘ wird das Ereignis des Jahres sein; man spricht schon seit einem halben Jahr von nichts anderem. Ach, mein Lieber, eine Musik! Faktisch hundsmäßig! ... Bordenave, der sein Geschäft aus dem Effeß versteht, hat sich das für die Ausstellung aufbewahrt.“

„Und Nana, der neue Stern, die die Venus spielen soll, kennst du die?“

„Um Gottes willen, laß mich zufrieden! Soll das wieder losgehen!“ schrie Fauchery, die Arme in die Luft werfend. „Den ganzen Morgen schon bringt man mich schier um mit dieser Nana. Mit mehr als zwanzig Leuten habe ich heute schon geredet, und Nana hinten, Nana vorne! ... Nana ist der Trumpf unseres Bordenave. Es wird schon was Sauberes sein!“

Er beruhigte sich, aber die Leere des Saals, das Halblicht des Kronleuchters, die andächtige, von gedämpften Stimmen und leise zufallenden Türen unterbrochene Stille reizten ihn von neuem.

„Aber nein“, rief er plötzlich, „hier langweilt man sich ja wie ein Mops! Ich mache, daß ich weiterkomme. Höre, wir wollen sehen, ob wir nicht unten Bordenave aufgabeln; vielleicht kann er uns Aufklärung geben.“

Unten in dem großen, mit Marmorplatten belegten Vestibül, wo die Billettkontrolle ihren Platz hatte, strömte das Publikum langsam zusammen. Durch die drei geöffneten Türgitter hindurch sah man das hastige Leben auf den Boulevards, die in der schönen Aprilnacht flammten und wimmelten. Das Wagengerassel brach kurz ab, die Portieren schlossen sich geräuschlos, und in kleinen Gruppen traten Leute ein, die sich erst vor der Kontrolle stauten, dann die doppelte Treppe im Hintergrunde hinaufstiegen, auf der die Frauen, ihren

Körper hin- und herwiegend, zögernd umherstanden. In diesem grell erleuchteten, mit seiner dürftigen Empiredekoration nackt und kahl aussehenden Vorraum hingen hohe gelbe Plakate, auf denen mit großen schwarzen Lettern der Name „Nana“ zu lesen stand. Herren, die sich in dem Durchgang herumdrückten, stellten sich vor ihnen auf und lasen sie; andere plauderten, an der Tür lehnend und den Eingang versperrend, während neben dem Billettschalter ein dicker Mann mit breitem, glattrasiertem Gesicht den Leuten, die durchaus noch einen Platz haben wollten, auf ihre Fragen Antwort erteilte.

„Sieh, da ist Bordenave“, sagte Fauchery, der die Treppe herunterkam.

Aber auch der Direktor war seiner ansichtig geworden.

„Ei, Sie sind mir ein netter Herr!“ schrie er ihm schon von weitem zu. „Eine schöne Art und Weise, wie Sie meine Rezensionen besorgen. Ich habe heute morgen im ‚Figaro‘ gesucht. Ja prosit! Nichts ist drin!“

„Warten Sie doch ruhig ab!“ versetzte Fauchery. „Erst muß ich doch Ihre Nana gesehen haben, bevor ich über sie schreibe ... Übrigens habe ich Ihnen gar nichts versprochen.“

Dann stellte er dem Direktor, um die Unterredung kurz abzuschneiden, seinen Gefährten als seinen Vetter, Hector de la Faloise, vor, der zur Vollendung seiner Bildung sich längere Zeit in Paris aufzuhalten gedenke. Der Direktor taxierte den jungen Mann mit einem einzigen Blick; Hector dagegen musterte ihn mit einiger Erregung. Das war also Bordenave, jener Mann, der einen förmlichen Weibermarkt hielt, der die armen Geschöpfe wie ein Bagnoaufseher traktierte, das war also der Mann mit dem allezeit über Reklame brütenden Gehirn, der schreiend, spuckend, sich auf die Schenkel klopfend, mit zynischen Gebärden und Häscherblicken hier auf und ab schritt! Hector glaubte, ein paar verbindliche Worte sprechen zu sollen.

„Ihr Theater ...“ begann er mit dünner Stimme.

„Bitte, sagen Sie: mein Bordell!“ unterbrach ihn Bordenave als Mann, der es liebt, sich ungeniert zu bewegen und auszudrücken.

Faucherys Lippen umspielte ein beifälliges Lächeln, während Faloise mit seiner höflichen Phrase, die ihm im Halse steckenblieb, verduzt dastand und so tat, als versuche er dem von Bordenave hingeworfenen garstigen Worte Gefallen abzugewinnen. Dieser hatte sich schleunigst einem dramatischen Kritikus, dessen Feuilleton großen Einfluß hatte, genähert, um einen Händedruck mit ihm auszutauschen. Als er zurückkam, trat Faloise, der für einen Provinzler angesehen zu werden fürchtete, wenn er sich allzu bestürzt zeigte, wieder zu ihm.

„Mir ist erzählt worden“, ergriff er wieder das Wort, da er absolut etwas reden wollte, „daß Nana eine herrliche Stimme haben soll.“

„Die!?“ rief der Direktor achselzuckend. „Die reinste Krähe!“

Der junge Mann beeilte sich, seiner vorigen Bemerkung hinzuzufügen: „Doch eine ausgezeichnete Komödiantin soll sie sein!“

„Die!? ... Der reinste Klotz! Weiß ja nicht einmal, wie sie die Beine und Hände halten soll.“

Faloise errötete leicht. Er wußte nicht mehr, was er denken sollte. Er stammelte: „Ich hätte um keinen Preis der Welt die heutige Premiere verpassen mögen ... Ich wußte, daß Ihr Theater ...“

„Bitte, mein Bordell!“ unterbrach ihn Bordenave nochmals mit der Starrköpfigkeit eines Menschen, der für seine Überzeugung Gründe hat.

Währenddessen schaute sich Fauchery die eintretenden Frauen an. Er kam seinem Vetter zu Hilfe, als er ihn mit offenem Munde, nicht wissend, ob er lachen oder sich ärgern sollte, dastehen sah.

„Gönne doch Bordenave den Spaß und nenne sein Theater, wie er es wünscht, wenn ihm das Freude macht ... Und Sie, mein verehrter Herr Direktor, führen Sie uns nicht auf den Leim! Wenn Ihre Nana nicht singen und nicht spielen kann, so werden wir eben einen Durchfall zu registrieren haben, weiter nichts.“

„Einen Durchfall!? Einen Durchfall!“ schrie der Direktor, während sein Gesicht sich puterrot färbte. „Muß denn ein Frauenzimmer nur singen und spielen können? Ach, mein Herrchen, du bist ein wenig allzu dämlich ... Nana hat andere Dinge, ei Donnerwetter! Etwas, was für jeden anderen Mangel entschädigt. Ich hab' sie aufgestöbert, und das, was ich meine, ist ganz famos bei ihr vertreten, oder meine alte Spürnase ist nicht mehr wert als die des dümmsten Einfaltspinsels ... Du sollst sehen, junger Herr, du sollst sehen: sie braucht nur aufzutreten, und der ganze Saal läßt die Zunge lang aus dem Halse heraushängen.“

Er hatte seine feisten Hände emporgehoben, und wie erleichtert senkte er jetzt die Stimme und brummte:

„Oh, sie wird's weit bringen ... Eine Haut, oh! Eine Haut hat diese Nana ...“

Und jetzt verstand er sich auf Faucherys Fragen dazu, Einzelheiten zu geben, mit einer Roheit in den Ausdrücken, die für Hector de la Faloise viel Verletzendes hatte: er habe Nana kennengelernt und habe sich vorgenommen, sie groß herauszustellen, da es sich gerade getroffen, daß er eine Venus brauchte. Er pflege sich nicht erst lange den Kopf warm zu machen mit „so 'nem Frauenzimmer“, sondern halte es für besser, gleich brühwarm damit vor das Publikum zu rücken. Aber er sei in des Teufels Küche geraten in seiner Baracke, die durch die Ankunft dieses langen Weibsbildes ganz aus den Fugen gegangen sei. Rose Mignon, sein Stern, eine vollendete Schauspielerin und bewunderte Sängerin, hatte, weil sie eine Nebenbuhlerin witterte, wütend gedroht, ihn im Stich zu lassen. Und wie's an die Plakate gegangen war, Herrgott, was hatte das für

einen Spektakel gesetzt! Es sei ihm zuletzt nichts übriggeblieben, als sich dazu zu bequemem, die Namen der beiden Künstlerinnen in Buchstaben gleicher Größe auf den Theateranschlügen drucken zu lassen. Sonst aber lasse er sich nicht eben viel vormachen. Wenn eines seiner „kleinen Weibsen“, wie er sie nannte, Simonne oder Clarisse, nicht tanzen wolle, wie er pfeife, so gebe er ihnen sehr einfach einen Tritt in den Hintern; anders sei mit solchem Korps kein Auskommen. Er handle ja mit ihnen und wisse sehr wohl, was sie wert seien, diese albernen Mädels!

„Ei, sieh da!“ unterbrach er sich. „Mignon und Steiner! Immer beisammen! Sie wissen doch, daß Steiner seit einiger Zeit bis über die Ohren bei der Rose drin sitzt, und nun weicht der Herr Gemahl dem guten Manne nicht mehr von der Pelle, aus Furcht, daß er durch die Lappen gehen könnte.“

Auf dem Trottoir warf die Lampenreihe, die an der Fassade des Theatergebäudes entlang aufflammte, eine Fläche von lebhafter Helle. Zwei Bäumchen hoben sich deutlich mit leuchtendem Grün ab; eine Säule, die so hell erleuchtet war, daß man die Plakate wie beim vollen Tageslicht zu lesen vermochte, schimmerte weiß, und darüber hinaus breitete sich die dichte Nacht des Boulevards mit winzigen Flämmchen, die in dem Bereich der auf und nieder wogenden Menge bald hier, bald dort emporzitterten. Viele traten nicht sogleich ein, sondern blieben, um plaudernd ihre Zigarre zu Ende zu rauchen, draußen unter dem Lichtbereich der Lampenreihen stehen, der ihren Gestalten eine fahle Blässe gab und ihre kurzen schwarzen Schatten auf dem Asphalt abhob. Mignon, ein langer, breitschulteriger Lebemann mit dem dicken Schädel eines Jahrmarktherkules, brach sich einen Weg mitten durch die Gruppen, an seinem Arm den Bankier Steiner schleppend, einen Mann von winziger Figur mit einem spitzen Bäuchlein und einem runden, von einer Krause ergrauenden Barthaars umrahmten Speckgesicht.

„Ah, Herr Steiner“, wandte sich Bordenave an den Bankier, „Sie haben sie ja gestern in meinem Büro gesehen.“

Mignon hörte mit gesenkten Lidern zu und drehte in nervöser Erregung an seinem Finger einen dicken Diamanten. Er hatte begriffen, daß es sich um Nana handelte: und als jetzt Bordenave eine Photographie seiner Debütantin hervorlangte, die eine Flammenröte auf den Wangen des Bankiers entzündete, konnte er nicht länger dem Drang, sich ins Mittel zu legen, widerstehen.

„Aber ich bitte Sie, mein Lieber, lassen Sie doch dieses Dämchen! Das Publikum wird ihr schön heimleuchten! ... Steiner, mein kleiner Schwede, Sie wissen, daß meine Frau in ihrer Loge auf Sie wartet.“

Er wollte ihn fortziehen. Aber Steiner weigerte sich, Bordenave zu verlassen. Eine Menschenschlange drängte und quetschte sich vor ihnen an der Kontrolle, ein Getöse verworrener Stimmen wurde laut, aus dem der Name Nana mit all dem munteren Klang seines Silbenpaares hervortönte. Die Menschen, die sich vor den Plakaten aufpflanzten, sprachen ihn aus mit lauter Stimme; andere warfen ihn im Vorübergehen mit einem fragenden Ton hin, während die Frauen, vor sich hinlächelnd, ihn mit einer Miene des Erstaunens nachsprachen. Niemand kannte Nana. Wo kam denn Nana eigentlich hergeschneit? Allerhand Histörchen kursierten, Späße und Witze wurden von Ohr zu Ohr getuschelt. Es war ein allerliebstes Kosewort, dieser kurze Name, dessen Silbenpaar im Flug jedem Munde vertraut war. Ein Fieber der Neugierde jagte die Menschen, die der leicht auszusprechende Name in kindische Freude versetzte, jene der Pariser Luft eigentümliche Neugierde, die der Heftigkeit eines hitzigen Fieberanfalls gleichkommt. Alle Welt wollte Nana sehen. Einer Dame wurden die Volants ihres Kleides abgerissen, ein Herr verlor seinen Hut.

„Ah, ich bitte, meine Herrschaften! Sie verlangen wahrhaftig auch zu viel von mir!“ rief Bordenave, den etwa zwanzig Menschen mit

Fragen und Bitten umlagerten. „Sie sollen sie ja sehen ... Ich mache mich jetzt aus dem Staube; man braucht mich anderwärts.“

Er verschwand, entzückt darüber, sein Publikum in Flammen gesetzt zu haben. Mignon zuckte mit den Achseln und rief Steiner wiederholt zu, daß Rose auf ihn warte, um ihm das Kostüm zu zeigen, das sie im ersten Akt tragen werde.

„Sieh doch, da unten steigt Lucy aus dem Wagen“, sagte Faloise zu Fauchery.

Lucy Stewart war es wirklich, ein kleines, häßliches Frauenzimmer von ungefähr vierzig Jahren, mit einem zu langen Hals, einem mageren, abgelebten Gesicht mit dickem, fleischigem Mund, aber so lebendig und graziös, daß sie noch immer einen hohen Reiz ausübte. Sie brachte Caroline Héquet, eine kalte Schönheit, und deren Mutter, eine sehr würdige Person mit urdummem Gesicht, mit ins Theater.

„Fauchery, du kommst mit uns, ich habe einen Platz für dich aufgehoben!“ wandte sich Lucy an den jungen Mann.

„Wo denkst du hin? Wohl daß ich nichts sehen soll!“ erwiderte dieser. „Ich habe einen Fauteuil belegt, denn ich sitze immer gern dem Orchester so nahe wie möglich.“

Lucy ärgerte sich. Wagte er es vielleicht nicht, sich an ihrer Seite sehen zu lassen? Dann sprang sie, mit einem Male wieder beruhigt, ohne Übergang auf einen anderen Gegenstand über.

„Warum“, fragte sie, „hast du mir denn nicht gesagt, daß du Nana kennst?“

„Ich? Nana? — Ich habe sie im Leben nicht gesehen!“

„Ganz gewiß? Man hat mir hoch und heilig versichert, du wüßtest in ihrem Schlafzimmer vortrefflich Bescheid.“

Aber in diesem Augenblick stellte sich Mignon vor sie und bedeutete ihr, indem er den Finger auf die Lippen legte, zu schweigen. Auf

einen fragenden Blick Lucys zeigte er auf einen jungen, eben vorübergehenden Mann und flüsterte: „Nanas Liebster!“

Aller Blicke richteten sich auf ihn. Er war ein hübscher Bursche. Fauchery kannte ihn: Daguenet war es, ein Junggeselle, der mit Weibern dreihunderttausend Franken durchgebracht hatte und jetzt an der Börse spielte, um seinen alten Flammen hier und da einen Blumenstrauß oder ein Diner zu verehren. Lucy fand, daß er schöne Augen habe.

„Ah, da kommt Blanche!“ rief sie aus. „Die hat mir gesagt, daß du Nana so genau kennst.“

Blanche de Sivry, eine große, fette Blondine, deren hübsches Gesicht dick mit Schminke belegt war, kam in Gesellschaft eines schwächtigen, mit großer Sorgfalt gekleideten Mannes von sehr distinguiertem Aussehen.

„Der Graf Xavier von Vandeuves“, flüsterte Fauchery seinem Vetter ins Ohr.

Der Graf tauschte einen Händedruck mit dem Journalisten, während sich zwischen Blanche und Lucy eine lebhafte Auseinandersetzung entspann. Sie nahmen den ganzen Gang ein mit ihren bauschigen, dicht mit Volants besetzten Kleidern; die eine ging in Blau, die andere in Rosa; und der Name Nana kam so oft über ihre Lippen, daß jedermann ihnen zuhörte. Der Graf von Vandeuves führte Blanche beiseite. Aber jetzt erklang der Ruf „Nana“ an allen vier Ecken des Vestibüls. Fing man denn noch immer nicht an? Die Männer zogen ihre Uhr aus der Tasche; Verspätete sprangen aus ihren Wagen heraus, noch ehe die Kutscher angehalten hatten; Gruppen verließen den Gehsteig, auf dem Spaziergänger langsam durch die leergebliebene Gaslichtfläche schritten, den Hals weit vorreckend, um einen Blick in das Theater zu werfen. Ein Gassenjunge, ein Liedchen pfeifend, pflanzte sich vor eins der

Plakate und schrie, indem er weiterschlurfte, mit heiserer Schnapsstimme: „Nana! Ohe, Nana!“

Über dem tosenden Lärm erschallte jetzt die gellende Zwischenaktsklingel. Ein Stimmengewirr pflanzte sich fort bis auf den Boulevard. „Es hat geklingelt! Es hat geklingelt!“ Und jetzt folgte ein Drängen und Schieben und Stoßen, ein jeder wollte zuerst hinein. Mignon, der sichtlich unruhig geworden war, bemächtigte sich endlich Steiners, der sich Roses Kostüm nicht angeschaut hatte. Beim ersten Erklingen der Glocke hatte sich Faloise, Fauchery mit sich schleppend, den Weg durch die Menge gebahnt, um ja nicht den Beginn zu verpassen. Diese ungestüme Hast des Publikums irritierte Lucy Stewart.

„Die Leute tun gerade, als ob man hier immer nur besondere Stücke zu sehen bekäme!“ meinte sie, während sie die Treppe hinaufstieg.

Im Saal schauten sich Fauchery und Faloise von neuem um. Die beiden Vettern suchten Gesichter von Bekannten. Mignon und Steiner standen beisammen in einer Parterreloge, mit den Fäusten auf den Samt der Brüstung gestützt. Blanche de Sivry schien für sich allein die Proszeniumsloge im Parterre belegt zu haben. Aber Faloise betrachtete vornehmlich Daguenet, der in der zweiten Reihe vor ihm einen Parkettsitz innehatte. Neben ihm saß ein blutjunger Mensch von höchstens siebzehn Jahren, der aussah, als sei er eben dem Gymnasium entlaufen, und riß seine schönen Cherubaugen weit auf. Fauchery lächelte, während er ihn betrachtete.

„Wer ist denn die Dame in der Balkonloge“, fragte plötzlich Faloise, „neben der ein junges Mädchen im blauen Kleid Platz genommen hat?“

Er zeigte auf eine korpulente, prall in ihr Korsett gezwängte Dame; das Haar war verfärbt, der Teint vergilbt, und das runde, verschminkte Gesicht quoll auf unter einem wahren Regen von kleinen Löckchen.

„Das ist Gaga“, gab Fauchery zur Antwort.

Und als er bemerkte, daß dieser Name seinen Vetter aufhorchen ließ, fügte er hinzu:

„Du kennst Gaga nicht? Während der ersten Regierungsjahre Louis Philippes hat sie die Herzen aller Männer berauscht. Jetzt schleppt sie ihre Tochter überall mit sich umher.“

Faloise hatte keinen Blick für das junge Mädchen. Der Anblick Gagas regte ihn auf; seine Blicke verließen sie nicht mehr. Er fand, daß sie noch vortrefflich aussehe, wagte es aber nicht zu sagen.

Fauchery zeigte seinem wißbegierigen Vetter die Logen der Journalisten, nannte ihm die dramatischen Kritiker, einen dünnen Herrn mit vertrocknetem Gesicht und schmalen, hämisch aufgeworfenen Lippen, einen anderen, dick und behäbig, mit einem wahren Kleinkindergesicht, der sich auf die Schulter seiner Nachbarin stützte, einer harmlosen Unschuld, die er mit väterlichem, liebevollem Blick hütete.

Aber er unterbrach seine Rede, als er Faloise mit Leuten Grüße wechseln sah, die eine Loge ihnen gegenüber innehatten. Er schien erstaunt zu sein.

„Wie“, rief er überrascht, „du kennst den Grafen Muffat de Beuville?“

„Oh, schon seit langer Zeit!“ versetzte Hector. „Die Muffat haben ein Besitztum neben dem unsrigen. Ich verkehre oft bei ihnen ... Der Graf sitzt dort mit seiner Frau und seinem Schwiegervater, dem Marquis de Chouard.“

Aus Eitelkeit, glücklich ob des Erstaunens, welches sein Vetter bezeugte, erging er sich nun in Einzelheiten: Der Marquis war Staatsrat, der Graf dagegen war soeben zum Kammerherrn der Kaiserin ernannt worden. Fauchery, der nach seinem Opernglase

gegriffen hatte, betrachtete die Gräfin, eine volle Brünette mit weißer Haut und schönen schwarzen Augen.

„Du wirst so gut sein, mich während eines Zwischenaktes vorzustellen?“ wandte er sich schließlich zu seinem Vetter. „Ich bin mit dem Grafen schon zusammengewesen, aber ich möchte sehr gern zu ihren dienstäglichen Empfangsabenden geladen werden.“

„Pst! Pst!“ schallte es energisch von den höheren Galerien herunter. Die Ouvertüre hatte begonnen; noch immer kamen neue Besucher. Verspätete zwangen ganze Reihen von Zuschauern, die längst schon gesessen hatten, zum Aufstehen; die Logentüren knarrten und fielen ins Schloß zurück; grobe Stimmen stritten in den Gängen, und die Menge schwatzte und schwatzte wie ein Spatzenschwarm, wenn der Tag zur Neige geht. Es war ein Wirrwarr, ein Durcheinander von wogenden Köpfen und Armen; die einen setzten sich oder suchten ihre Sitze, die anderen wollten durchaus stehenbleiben, um einen letzten Blick über den Raum zu werfen. Der Ruf: „Niedersetzen! Niedersetzen!“ ertönte mit Heftigkeit aus den finsternen Tiefen des hinteren Parterres. Eine lebhaftere Bewegung ging durch die Menge: endlich sollte man die berühmte Nana zu sehen bekommen, mit der sich Paris schon acht Tage lang beschäftigte.

Allmählich stockte die Unterhaltung; nur ein paar schläfrige, fette Stimmen wurden noch ein paarmal laut; und inmitten dieses halblauten Geflüsters, dieses abebbenden Summens sprang aus dem Orchester ein flotter Walzer auf, dessen in die Beine fahrender einschmeichelnder Rhythmus reizte. Das heiter gestimmte Publikum lachte schon ... Jetzt klatschte die auf den ersten Stühlen des Parterres sitzende Claque wütend in die Hände. Der Vorhang ging in die Höhe.

„Ei, sieh doch“, rief Faloise, der in einem fort plauderte, „dort bei Lucy steht ein Herr.“

Er betrachtete die Balkonloge rechts, deren vordere Sitze Caroline und Lucy innehatten. Im Hintergrund sah man das würdige Gesicht der Mutter Carolines und das Profil eines großen, blondhaarigen Herrn in einer Haltung, die jeden, auch den kleinsten Tadel ausschloß.

„Sieh doch“, wiederholte Faloise mit Hartnäckigkeit, „es ist ein Herr drinnen.“

Fauchery ließ sich bestimmen, sein Opernglas nach der bezeichneten Balkonloge hinaufzurichten. Aber er wendete sich sogleich wieder ab.

„Ach, das ist Labordette“, meinte er mit sorglos-unbefangener Miene, als ob die Gegenwart dieses Herrn für jedermann natürlich sein müßte und von keinerlei Belang sei.

Hinter ihnen wurde „Ruhe! Ruhe!“ geschrien. Jetzt erst trat Stille im Saal ein, vom Orchester bis zum Amphitheater reckten sich die Kopfreihen erwartungsvoll aufmerksamer Zuschauer empor.

Der erste Akt der „Blonden Venus“ spielte im Olymp. Zuerst traten Iris und Ganymedes auf, geleitet von einer Schar himmlischer Diener, die einen Chorgesang ausführten, während sie die Sitze der Götter für den hohen Rat zurechtstellten. Unterdessen hatte Faloise dem Auftreten Clarisse Besnus' Beifall geklatscht, einem von Bordenaves kleinen „Weiberchen“, das die Iris spielte und ganz in duftiges Blau gekleidet erschien, mit einer breiten, siebenfarbigen Schärpe, die über die Taille geschlungen war.

„Du weißt doch, daß sie den oberen Teil des Hemdes umlegt, um das blaue Gewand anziehen zu können“, wendete er sich an Fauchery und sprach dabei derart laut, daß er gehört werden mußte. „Wir haben heute morgen zur Probe kostümiert ... Sie konnte das Hemd nicht so anbehalten, denn es guckte unter den Armen und am Rücken hervor.“

Eine gewisse Spannung lag jetzt über dem Saal; Rose Mignon war als Diana auf die Bühne getreten. Obwohl weder ihre Taille noch ihr ganzes Äußeres zu der Rolle paßte — sie war mager, und ihr Gesicht sah eigentümlich häßlich aus, wie das eines Pariser Gassenjungen —, erschien sie doch ganz niedlich, gleichsam wie eine Verspottung der mythischen Persönlichkeit selbst, die sie spielen sollte. Ihre erste Arie, in der sie sich mit lächerlich dummen Worten über Mars beklagte, der eben im Zuge sei, sie um der Venus willen zu verlassen, wurde mit einer schamhaften Zurückhaltung gesungen, hinter der sich aber so viel Schalkhaftigkeit barg, daß das Publikum in Hitze geriet. Der Herr Gemahl und Steiner, die Arm in Arm zusammenstanden, lachten wohlgefällig, und der ganze Saal brach in Johlen aus, als Prullière, der beliebte Schauspieler, in Generalsuniform als Mars auftrat, mit einem riesigen Federbusch am Hut und einen Säbel hinter sich herschleifend, der ihm bis an die Schulter reichte. Mars-Prullière war seinerseits Dianas überdrüssig; sie rümpfte ihm immer zu sehr die Nase. Diana dagegen schwor hoch und heilig, ihn zu überwachen und sich zu rächen. Das Duo endigte mit einem komischen Jodler, der Prullière mit seiner dem Miauen eines erregten Katers ähnelnden Stimme und seinen rollenden Bramarbasaugen überaus possierlich gelang, so daß aus den Logen helles Gelächter erschallte.

Die folgenden Szenen langweilten. Kaum gelang es dem alten Bosc, einem schwachköpfigen Jupiter, dessen Haupt von einer gewaltigen Krone bedeckt war, das Publikum auf einen Augenblick in jener Szene zu erheitern, wo er mit seiner Gattin Juno bei Gelegenheit der Bemessung des Wirtschaftsgeldes in häuslichen Streit gerät. Das Defilee der Götter Neptun, Pluto, Minerva und so weiter drohte sogar völlig schiefzugehen. Man wurde ungeduldig, und unruhiges Gemurmel schwoll langsam an, die Zuschauer verloren alles Interesse und schauten sich im Saal um. Lucy schäkerte mit Labordette; der Graf Vandeuves streckte hinter Blanchés kräftigen Schultern den Kopf hervor, während Fauchery nach der

Muffatschen Familie hinüberschaute, den Grafen beobachtete, der so ernst dasaß, als habe er kein Wort bisher begriffen, oder die Gräfin anstarrte, die träumerisch umherblickte und kaum merklich lächelte. Aber plötzlich erschallte mitten in dieses allgemeine Mißbehagen das Händeklatschen der Claque. Alles wendete sich wieder der Bühne zu. War es endlich Nana? Diese Nana ließ ja entsetzlich lange auf sich warten!

Es war eine Deputation Sterblicher, welche Ganymed und Iris eingeführt hatten, respektable Bürgersleute, sämtlich gehörnte Ehemänner, die dem Herrn der Götter eine Klageschrift gegen Venus unterbreiten wollten, die die Herzen ihrer Eheweiber mit allzu viel Feuer auszustatten beliebt habe. Die Köpfe der Chorsänger waren possierlich, die Gesichter paßten trefflich zu dem Charakter, den ihre Eigner darstellten, ein Dicker vornehmlich mit einem runden Vollmondgesicht rief stürmisches Lachen hervor. Unterdessen war Gott Vulkan erschienen; grimmig nach seiner Frau forschend, die schon seit drei Tagen von ihm fortgelaufen sei. Die Rolle des Vulkan wurde von Fontan gespielt, einem Komiker von grobkörnigem Talent, der sich in einer toll-phantastischen Weise als Dorfschmied herausstaffiert hatte; er trug eine flammende Perücke, während seine nackten Arme mit von Pfeilen durchbohrten Herzen tätowiert waren. Eine Frauenstimme ertönte ganz laut im Saal: „Hu, ist das ein häßlicher Kerl!“, und alles lachte und klatschte stürmisch Beifall.

Die nun folgende Szene schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Jupiter wandte sich darin umständlich an den Götterrat, um ihm die Bittschrift der gehörnten Ehemänner zu unterbreiten ... Und noch immer keine Nana! Man sparte also wohl Nana auf, bis der Vorhang fallen würde? Ein so lang hinausgezogenes Warten ärgerte schließlich das Publikum, und heftiges Gemurmel ließ sich wieder von allen Seiten vernehmen.

„Die Sache geht schief“, flüsterte Mignon mit glücklich strahlendem Lächeln Steiner zu. „Geben Sie acht, es wird ein herrlicher Durchfall!“

In diesem Augenblick zerteilten sich die Wolken im Hintergrund und Venus erschien. Nana, ein für seine achtzehn Jahre sehr großes und kräftiges Frauenzimmer, stieg, angetan mit der weißen Göttinentunika, das lange blonde Haar über den Schultern in einem schlichten Knoten geknüpft, in ruhiger, gemessener Haltung, dem Publikum fröhlich zulachend, nach der Rampe hernieder, während sie ihr Hauptlied anstimmte: „Wenn Venus abends die Beine sich vertritt.. .“

Als sie den zweiten Vers sang, schaute sich alles im Saal um. War das ein schlechter Witz? Oder war Bordenave eine Wette eingegangen? Noch niemals hatte man eine Stimme gehört, die so falsch und mit so geringer Schulung sang. Auch wußte sie sich nicht einmal auf der Bühne zu bewegen, sie warf die Hände nach vorn, ihr Körper blieb in einem beständigen Schaukeln, das man wenig schicklich und höchst ungraziös fand. Oho!-Rufe wurden schon laut im Parterre und in den Logen, ja man pfiff bereits, als plötzlich aus den Fauteuils der Orchesterreihe eine jugendliche Stimme laut und deutlich durch den Saal tönte: „Herrlich! Famos!“

Alles im Saal schaute sich um. Der kleine, kaum vom Gymnasium gekommene Bruder Studio hatte den Ausspruch getan.

Als er die Blicke der Leute auf sich gerichtet sah, wurde er sehr rot darüber, daß er, ohne es zu wollen, so laut gesprochen hatte. Der ihm zur Seite sitzende Dagueuet prüfte ihn mit einem lächelnden Blick, das Publikum lachte, es schien entwaffnet und dachte nicht mehr daran, zu pfeifen; ein paar junge, weißhandschuhte Herren, die ebenfalls von der anmutigen Erscheinung Nanas in Entzücken versetzt wurden, standen mit offenem Munde da und klatschten Beifall.

„Bravo! Famos! Famos! Bravo!“

Nana indessen, als sie das Auditorium lachen sah, fing ebenfalls zu lachen an. Wenn sie lachte, zeigte sich ein reizendes Liebesgrübchen in ihrem Kinn. Nachdem sie dem Kapellmeister einen Wink gegeben hatte, der zu bedeuten schien: „Dreist vorwärts, liebes Männchen!“, begann sie das zweite Couplet: „Um Mitternacht, wenn Venus wacht...“

Es war noch die gleiche dünne, spitze Krähenstimme, aber jetzt kratzte sie das Publikum so geschickt an der richtigen Stelle, daß zuweilen ein leichtes Beben durch die Reihen lief. Nana lachte noch immer, ihr kleiner roter Mund glühte rosig, und ihre großen blauen Augen leuchteten. Bei manchen munteren Versen hob eine wilde Lüsterheit ihre Nase, deren rosige Flügel erzitterten, während eine Feuerflamme über ihre Wangen glitt. Sie fuhr fort, sich zu schaukeln und zu wiegen, denn sie wußte nicht recht, was sie beginnen sollte; und jetzt fand man diese Bewegung nicht abscheulich, im Gegenteil: die Männerwelt setzte die Operngläser an die Augen. Als das Couplet zu Ende war, war ihr die Stimme vollständig ausgegangen; aber ohne sich darüber zu beunruhigen, bewegte sie den Oberkörper mit einem Ruck der Hüften nach hinten, so daß unter der knappen Tunika, während sie die Arme in die Höhe streckte, die liebliche Rundung ihrer Formen zum Vorschein kam. Ein Sturm des Beifalls brach los. Sogleich hatte sie sich umgedreht und zeigte jetzt ihren starken Nacken, auf welchen rötlich blonde Haare gleich einem Vlies herniederfielen; der Beifallssturm wurde zu einem Orkan.

Das Ende des Aktes fiel merklich ab. Vulkan wollte Venus ohrfeigen. Die Götter hielten Rat und entschieden, daß sie sich, bevor sie den gehörnten Ehemännern Genugtuung verschaffen könnten, zu einer Untersuchung auf die Erde herabgeben wollten. Diana, die zärtliche Worte zwischen Venus und Mars belauscht hatte, schwur, sie während der Reise nicht aus den Augen lassen zu wollen. Dann

kam eine Szene, in welcher Amor, den ein zwölfjähriger Backfisch spielte, auf alle Fragen mit „Ja, Mama“ und „Nein, Mama“ in weinerlichem Tone antwortete, während er mit den Fingern in der Nase bohrte. Darauf sperrte Jupiter mit der Strenge eines in Zorn geratenen Herrn und Meisters den kleinen Monsieur Amor in eine schwarze Kammer und gab ihm auf, das Verbum *amo* zwanzigmal zu konjugieren. Dann kam das Finale, ein Chorgesang, der von den Schauspielern und dem Orchester brillant ausgeführt wurde. Aber als der Vorhang fiel, bemühte sich die Claque vergeblich, einen Hervorruf zu erzwingen; alles stand auf und bewegte sich ohne Verzug zu den Ausgängen. Man stampfte mit den Füßen, schob und stieß sich, zwischen den Reihen der Fauteuils eingezwängt, und tauschte seine Eindrücke aus. Ein einziges Wort fand schließlich den Weg durch die Menge: „Blödsinn! Gräßlicher Blödsinn!“

Ein Kritiker meinte, daß man das Ding ganz gehörig zusammenstreichen müsse. Um das Stück kümmerte man sich übrigens wenig; hauptsächlich sprach man von Nana. Fauchery und Faloise, die unter den ersten waren, die das Theater verließen, trafen im Orchestergang mit Steiner und Mignon zusammen. Es war zum Ersticken heiß in diesem engen, wie ein Minenschacht zusammengepreßten Gang, der von Gaslampen erhellt wurde. Sie blieben einen Augenblick am Fuß der Treppe unter dem Schutz des Geländervorsprungs stehen. Die Zuschauer der oberen Logen und Galerien polterten die Treppe herab.

„Ich kenne sie!“ rief Steiner, sobald er Faucherys ansichtig wurde. „Ganz gewiß, ich habe sie schon wo gesehen ... Im Kasino, glaube ich, und dort ist sie arretiert worden, so betrunken war sie.“

„Ich bin mir nicht ganz klar“, bemerkte der Journalist, „aber es geht mir wie Ihnen, ich bin ihr auch schon irgendwo begegnet.“

Er senkte die Stimme und setzte lachend hinzu:

„Vielleicht bei der Tricon!“

„Gewiß in irgendeinem Schmutzwinkel!“ konstatierte Mignon, der lebhaft aufgeregt zu sein schien. „Es ist jämmerlich, daß das Publikum die erstbeste hergelaufene Person derartig aufnimmt. Es wird bald kein einziges anständiges Frauenzimmer mehr beim Theater sein ... Den Teufel auch, wenn's mir zu bunt wird, so untersage ich meiner Rose alles weitere Spielen.“

Fauchery konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Ein kleiner Mann, der eine Mütze mit steifem Schirm trug, sagte mit einer schleppenden Stimme:

„Oh, nicht übel, nicht übel! Ein stattliches Frauenzimmer! Da liegt noch was drin!“

Im Gange stritten sich zwei junge Männer, die mit gebranntem Haar und hohen steifen Kragen höchst elegant aussahen; der eine wiederholte in einem fort die Worte: „Abscheulich! Erbärmlich!“, ohne einen Grund für sein Urteil zu geben, der andere antwortete mit dem ebensooft gesprochenen Wort: „Reizend! Himmlisch!“, verschmähte aber ebenso jegliche Argumentation.

Faloise fand Nana ganz vortrefflich; er wagte nur die einzige Bemerkung, daß sie noch bedeutend gewinnen würde, wenn sie ihre Stimme kultivierte. Steiner, der nicht mehr zuhörte, schien plötzlich aus einem Traum emporzufahren. Man müsse abwarten. Vielleicht gehe in den folgenden Akten noch alles schief. Das Publikum habe sehr viel Beifall gezeigt, das sei nicht zu leugnen, aber ebenso sicher sei, daß es noch weit davon entfernt sei, begeistert für die neue Künstlerin zu sein. Mignon beteuerte, daß das Stück unmöglich zu Ende gespielt werden würde, und als Fauchery und Faloise sie allein ließen, um sich nach dem Foyer hinaufzubegeben, nahm er Steiner am Arm, lehnte sich an seine Schulter und flüsterte ihm ins Ohr:

„Kommen Sie, mein Bester! Sie sollten sich das Kostüm ansehen, das meine Frau im zweiten Akt tragen wird ... Es ist brilliant!“

Oben im Foyer brannten drei Kristallkronleuchter in hellem Lichte. Die beiden Vettern blieben einen Moment lang zögernd stehen; durch die Scheiben der Glastüren hindurch erblickte man eine Woge von Köpfen, die durch zwei Gegenströmungen in einem beständigen Wirbel gehalten wurde.

Fauchery war, um Atem zu schöpfen, auf den Balkon hinausgegangen. Faloise, der die Photographien der Schauspielerinnen studierte, die zwischen den Säulen hingen, entschloß sich endlich, ihm zu folgen. Eben hatte man die Lampenreihe an der Giebelfront des Theaters ausgelöscht. Draußen war es pechfinster, und ein frischer Luftzug wehte; der Balkon schien leer zu sein, nur ein einzelner junger Herr stand im Schatten über die Steinbrüstung gelehnt und rauchte ein Zigarette, die ab und zu aufglomm. Fauchery erkannte den Herrn: es war Daguenet. Sie tauschten einen Händedruck aus.

„Was machen Sie denn da, mein Lieber?“ fragte der Journalist. „Sie verstecken sich heute in allen Ecken und Winkeln, und an anderen Premieretagen setzen Sie den Fuß nicht aus dem Parkett.“

„Ich rauche, wie Sie sehen“, erwiderte Daguenet.

Dann fragte Fauchery, um ihn zu überrumpeln:

„Sagen Sie doch, Daguenet, was denken Sie denn über die Debütantin? ... Im Foyer und in den Zwischengängen reißt man sie gehörig herunter.“

„Oh“, gab Daguenet leise zur Antwort, „das sind wohl meist Leute, von denen sie nichts hat wissen wollen.“

Dies war sein ganzes Urteil über Nanas Talent. Faloise neigte sich über die Brüstung und blickte hinab auf den Boulevard. Die gegenüberliegenden Fenster eines Hotels und eines Klublokals waren hell erleuchtet, während auf dem Trottoir eine schwarze Masse die Tische des „Café Madrid“ besetzt hielt.

Trotz der vorgerückten Stunde war es auf der Straße voll zum Erdrücken: man konnte nur kurze Schritte machen. Aus der Passage Jouffroy kamen beständig Leute heraus. Sie blieben manchmal fünf Minuten lang stehen, bevor ihnen die lange Reihe von vorbeifahrenden Wagen den Übergang gestattete.

„Welch ein Leben! Welch ein Lärm!“ rief Faloise aus, den Paris noch in lebhaftes Erstaunen setzte.

Ein Läuten ertönte; das Foyer wurde leer. Man eilte die Verbindungsgänge entlang. Der Vorhang war aufgezo-gen, als noch scharenweise die Hinausgegangenen zum lebhaften Verdruß der bereits Sitzenden den Zuschauerraum wieder betraten und ihre Sitze einnahmen. Der erste Blick, den Faloise durch den Saal sandte, war auf Gaga gerichtet, aber er war verwundert, den langen blonden Herrn, den er eben erst in Lucys Loge gesehen hatte, jetzt neben Gaga stehen zu sehen.

„Wie heißt denn dieser Herr?“ fragte er.

Fauchery sah ihn nicht gleich.

„Ach du lieber Gott, Labordette!“ sagte er dann mit der nämlichen halb sorglosen, halb wegwerfenden Miene wie vorhin.

Die Dekoration des zweiten Aktes rief lebhaftes Erstaunen hervor. Man sah das Innere einer Winkelkneipe der Vorstadt, der „Schwarzen Kugel“, am Fastnachtsdienstag; unsaubere Masken tanzten ein Rondo, dessen Refrain sie mit Hackenklappern begleiteten, und dieser außer Rand und Band geratene Janhagel erheiterte das Auditorium dermaßen, daß das Rondo noch einmal begehrt wurde. Und hier herein trat eben die von Iris irgeleitete Götterschar, die sich törichterweise einbildete, die Erde zu kennen, in der Absicht, ihre Untersuchung abzuhalten. Sie waren maskiert, um ihr Inkognito zu wahren. Jupiter trat als König Dagobert ein, eine Eisenblechkrone auf dem Haupt und die Hosen verkehrt über die Beine gezogen. Phöbus kam als Postillion von Lonjumeau und

Minerva als normannische Amme. Unbändige Heiterkeit empfing den Kriegsgott Mars, der eine extravagante Schweizer Admiralsuniform trug. Aber das Gelächter erreichte den Gipfelpunkt, als man Neptun erblickte, der mit einer blauen Leinwandbluse bekleidet war, auf dem Kopf eine hohe aufgeblähte Schirmmütze trug, unter welcher Schmachlocken an den Schläfen hervorkamen, und der in mächtigen Pantoffeln einerschlurfte, während er mit einer speckigen Stimme die Worte lallte: „Wenn man ein sdlöner Mann ist, so muß man sich auch lieben lassen!“ Lautes „Oho!“ antwortete ihm, während die Damen ihre Fächer ein wenig höher emporhoben. Lucy lachte in ihrer Proszeniumsloge so laut und geräuschvoll, daß Caroline Héquet sie mit einem leichten Schlag ihres Fächers zur Ruhe auffordern mußte.

Indessen nahm die Handlung ihren Fortgang. Vulkan lief als perfekter Dandy, ganz in Gelb gekleidet, mit gelben Handschuhen, ein Monokel in das rechte Auge geklemmt, beständig hinter Venus her, die endlich als Hökerweib auf der Bühne erschien, ein Tuch um den Kopf geschlungen, mit bloßen, von dickem Goldschmuck behangenen Brüsten. Nana war so weiß und so fett, so natürlich in dieser starke Hüften und ein kräftiges Mundwerk erheischenden Rolle, daß sie im Flug das ganze Auditorium gewann. Man vergaß über ihr völlig Rose Mignon, das reizende Püppchen mit dem weiten Hut und dem kurzen Musselinröckchen, die eben mit einer allerliebsten Stimme ihre Dianenklagen seufzte. Die andere, das große, dicke Frauenzimmer, das sich auf seine feisten Schenkel schlug und wie eine Henne gluckste, erschien in so überwiegend weiblichem Nimbus und war von so kräftigem Lebensodem umhaucht, daß sich das Publikum daran berauschte. Von diesem zweiten Akt an war Nana alles erlaubt; ihre Haltung mochte kläglich sein, sie brauchte keine einzige Note zu singen, sie konnte steckenbleiben; sobald sie sich umdrehte und lachte, war alles gut, ihr Lachen genügte, um die Bravorufe aus allen Winkeln des Saales einzuheimsen. Wenn sie ihren famosen Hüftenstoß inszenierte,

geriet das Parkett in Feuer, und von den Logen bis zur Galerie, bis zur Wölbung hinauf stieg die Hitze der Begeisterung.

Zwei Stücke wurden zur Wiederholung verlangt. Der Ouvertürenwalzer, jener Walzer mit dem aufreizenden Rhythmus, ertönte jetzt wieder und führte die Götter hinweg. Juno, die als Pächtersfrau kostümiert war, erwischte ihren Jupiter bei einem zärtlichen Tete-a-Tete mit seiner Waschmamsell und bedachte ihn mit Ohrfeigen. Diana, die Venus dabei erwischte, als sie Mars ein Stelldichein geben wollte, beeilte sich, an Vulkan Ort und Stunde zu verraten, worauf dieser den Ruf ausstieß: „Ha, ich habe meinen Plan!“ Das übrige erschien nicht ganz verständlich. Die Untersuchung der Götterschar fand ihr Ende in einem Galoppfinale, nach dem Jupiter, außer Atem, in Schweiß gebadet und ohne Krone, die Erklärung abgab, daß die kleinen Frauen der Erde köstliche Geschöpfe seien und daß die Ehemänner samt und sonders unrecht hätten.

Der Vorhang fiel, als über die Bravos hinweg heftig geschrien wurde: „Alle vor! Alle vor!“

Der Vorhang ging wieder in die Höhe; die Künstler, sich an den Händen haltend, traten vor, in ihrer Mitte machten Nana und Rose Mignon nebeneinander höfliche Knickse. Man klatschte, die Claque rief. Dann leerte sich der Saal langsam zur Hälfte.

„Ich muß jetzt die Gräfin Muffat begrüßen“, wandte sich Faloise zu Fauchery.

„Richtig, bei dieser Gelegenheit führst du mich dort ein“, erwiderte Fauchery; „wir wollen sogleich hinuntergehen.“

Aber es war durchaus nicht leicht, zu den Balkonlogen zu gelangen. In dem Verbindungsgang war es voll zum Erdrücken. Um sich mitten durch die Gruppen den Weg zu bahnen, mußte man bald zurücktreten, bald sich mit den Ellbogen weiterschieben.

Fauchery sah durch die runden, in den Türen befindlichen Guckfenster und überschaute rasch das Innere der Logen. Da trat der Graf Vandeuves zu ihm und fragte ihn, wen er suche. Als er hörte, daß die beiden Vettern die Familie Muffat begrüßen wollten, zeigte er auf Loge Nummer 7, aus der er soeben herausgetreten war. Dann neigte er sich zum Ohr des Journalisten und flüsterte:

„Sagen Sie mal, mein Lieber, diese Nana ist doch sicher jenes Frauenzimmer, das wir eines Abends an der Ecke der Rue de Provence gesehen haben ...“

„Wahrhaftig! Sie haben recht!“ rief Fauchery aus. „Ich sagte es ja, daß ich sie schon gesehen haben müsse.“

Faloise stellte seinen Vetter dem Grafen Muffat de Beuville vor, der sich indessen äußerst kühl zeigte. Aber die Gräfin, als sie den Namen Fauchery hörte, war aufmerksam geworden und sagte jetzt dem Feuilletonisten in nicht mißzuverstehender Weise verschiedene Komplimente über seine Artikel im „Figaro“. Bisweilen schaute sie im Saal umher, hob einen ihrer Arme, die bis zum Ellenbogen hinauf in weißen Handschuhen steckten, und fächelte sich mit einer nonchalanten Bewegung Luft zu.

„Wir erwarten Sie am nächsten Dienstag“, sprach die Gräfin zu Faloise.

Dann lud sie Fauchery ein, der mit einer Verbeugung dankte. Vom Stück wurde nicht ein einziges Mal gesprochen, der Name Nana wurde nicht genannt. Der Graf bewahrte eine eisige Würde, als ob er sich in einer Sitzung der Gesetzgebenden Körperschaft befände. Um ihre Gegenwart hier zu erklären, sagte er nur, daß sein Schwiegervater sehr gern das Theater besuche. Die Tür der Loge war offengeblieben; der Marquis de Chouard, der hinausgegangen war, um den besuchenden Herren seinen Platz einzuräumen, reckte dort seine hohe Greisengestalt mit dem weichen, weißen Antlitz

unter dem breitrandigen Hut und folgte den vorübergehenden Damen mit seinen trüben Augen.

Sobald die Gräfin ihre Einladung an die beiden Herren gerichtet hatte, empfahl sich Fauchery, da er fühlte, daß es unschicklich sein würde, vom Stück zu sprechen. Faloise folgte seinem Beispiel und ging ebenfalls hinaus. Er hatte soeben in der Loge des Grafen Vandevres die vierschrötige Gestalt des blonden Labordette gesehen, der in reger Unterhaltung mit Blanche de Sivry begriffen war.

„Nanu“, sagte er, als sein Vetter wieder zu ihm getreten war, „dieser Labordette kennt wohl alle Frauenzimmer? Sieh, jetzt hält er sich wieder bei Blanche auf.“

„Na, ohne Zweifel kennt er sie alle“, gab Fauchery nachlässig zur Antwort. „Du solltest doch wissen, daß er jede schon wenigstens einmal besucht hat.“

Auf dem Gang draußen war es ein wenig leer geworden. Fauchery wollte eben hinuntergehen, als Lucy Stewart ihn anrief. Sie stand ganz im Dunkel, neben der Tür ihrer Loge. Man brate drinnen, meinte sie und nahm jetzt in Gemeinschaft mit Caroline Héquet und ihrer Mutter, die Pralinés knabberten, die ganze Breite des Korridors ein. Eine Logenschließerin plauderte mit ihnen. Lucy schalt den Journalisten: er sei wirklich ein allerliebstes Herrchen, besuche alle möglichen anderen Frauen und kümmere sich nicht einmal darum, ob sie Durst hätten! Dann sprang sie gleich auf ein anderes Thema über und meinte:

„Höre, mein Lieber, ich muß dir sagen, ich finde Nana ganz charmant.“

Sie wollte haben, daß er während des Schlußaktes in ihre Loge komme, aber er entschlüpfte mit dem Versprechen, sie am Ausgang treffen zu wollen. Unten vor dem Theater zündeten sich Fauchery und Faloise Zigaretten an. Eine dichte Reihe Menschen versperrte

den Bürgersteig. Sie waren auf den Treppengang hinausgetreten, um die frische Nachtluft zu genießen.

Unterdessen hatte Mignon seinen Freund Steiner in das „Café des Variétés“ geschleppt. Als er den Erfolg Nanas für sicher erkannte, hatte er enthusiastisch von ihr zu sprechen begonnen, wobei er den Bankier verstohlen betrachtete. Er kannte ihn, zweimal hatte er ihm geholfen, Rose zu hintergehen, und, wenn die Laune verrauscht war, ihn als reuigen, getreuen Liebhaber ihr wieder zugeführt.

In dem Café drängten sich die Gäste schon um die Marmortische; ein paar Herren gössen stehend ein Gläschen hinunter; die breiten Spiegelscheiben reflektierten dieses Gewimmel von Köpfen ins Endlose und ließen den engen Saal mit seinen drei Kronleuchtern, den schwarzen Plüschbänken und der rot drapierten Wendeltreppe weit größer erscheinen, als er in Wirklichkeit war. Steiner suchte sich einen Platz an einem Tisch im ersten Saal, der auf den Boulevard hinausging und dessen Türen man ein wenig frühzeitig für die Saison ausgehoben hatte. Als Fauchery und Faloise vorüberschritten, hielt sie der Bankier zurück.

„Trinken Sie doch ein Glas Bier mit uns!“

Ein Einfall hatte sich seiner bemächtigt: er wollte Nana ein Bukett zuwerfen. Hastig rief er einen Kellner des Cafés heran, den er einfach „Auguste“ nannte. Mignon, der zuhörte, schaute ihn mit einem so durchdringenden Blick an, daß er aus dem Konzept geriet und verwirrt stammelte:

„Zwei Buketts, Auguste, und geben Sie sie bei der Schließerin ab, für jede der beiden Damen eins; im günstigen Moment soll sie sie ihnen zuwerfen, verstanden?“

Am anderen Ende des Saals, mit dem Rücken gegen die Umrahmung eines Spiegels gelehnt, saß ein Mädchen von höchstens achtzehn Jahren, unbeweglich, wie müde von langem, vergeblichem Warten, vor einem leeren Glase. Sie trug ein mattgrünes Seidenkleid und

einen runden Hut, dessen Boden gewaltsam eingeschlagen erschien. Unter den natürlichen Locken ihrer schönen aschblonden Haare blickte ein jungfräuliches Antlitz mit sanften, milden Samtaugen hervor.

„Ei der Tausend!“ murmelte Fauchery, als er sie erblickte.

„Da ist ja Satin!“

Faloise fragte ihn, wer das sei. Oh, eine Straßendirne, sonst nichts. Aber sie sei so originell und pikant, daß man sich gern den Spaß mache, mit ihr zu reden. Der Journalist fragte das Mädchen:

„He, Satin, was machst du denn hier?“

„Ach, ich langweile mich wie ein Mops“, versetzte Satin, ohne sich vom Platze zu rühren.

Die vier Männer lachten. Das Frauenzimmer gefiel ihnen. Mignon versicherte, daß man sich nicht im geringsten zu beeilen brauche, es würden noch volle zwanzig Minuten vergehen, bevor die Dekoration des dritten Aktes in Ordnung sei. Aber die beiden Vettern, die ihr Bier bereits ausgetrunken hatten, wollten hinaufgehen, die kalte Luft behagte ihnen nicht. Als Mignon mit Steiner allein war, lehnte er sich an ihn und sagte ihm gerade ins Gesicht:

„Abgemacht also, Steinerchen, nicht wahr? Wir gehen zu ihr, ich werde Sie einführen ... Sie verstehen, das bleibt unter uns, meine Frau braucht davon nichts zu wissen.“

Als sie auf ihre Plätze zurückgekehrt waren, bemerkten Fauchery und Faloise in der zweiten Logenreihe eine hübsche, mit feiner Bescheidenheit gekleidete Frau. Sie war in Gesellschaft eines ernst aussehenden Herrn, eines Bürochefs im Ministerium des Innern, den Faloise kannte, da er ihn bei Muffat getroffen hatte. Fauchery seinerseits glaubte, die Dame nenne sich Madame Robert; sie sei

eine ehrbare Frau, die nie mehr als einen einzigen Liebhaber, und zwar immer einen respektablen Herrn, zu haben pflege.

Aber sie mußten schweigen, denn Daguenet lächelte ihnen zu. Jetzt, da Nana Erfolg gehabt hatte, verbarg er sich nicht mehr, sondern zeigte sich mit triumphierender Miene in den Gängen. Sein Nachbar, der Student, dagegen hatte seinen Sessel nicht verlassen; er saß wie angenagelt da, die Bewunderung für Nana hatte ihn geradezu gelähmt. Das also war sie, das also war das Weib! Er wurde rot bis über beide Ohren und zog in Gedanken seine Handschuhe an und aus. Dann wagte er an seinen Nachbarn, den er von Nana hatte sprechen hören, die Frage:

„Sie verzeihen, mein Herr, kennen Sie die Dame vielleicht, die die Venus spielt?“

„O ja, ein wenig“, gab Daguenet überrascht und zögernd zur Antwort.

„Dann wissen Sie möglicherweise auch, wo sie wohnt?“ Die Frage war so plump und geradezu gestellt, daß Daguenet große Lust verspürte, sie mit einer Ohrfeige zu beantworten. „Nein“, versetzte er trocken und wandte den Kopf zur Seite. Der blonde Jüngling begriff, daß er eine Unschicklichkeit begangen hatte, errötete noch mehr und blieb in großer Bestürzung sitzen.

Jetzt erschallten die drei Schläge; der letzte Akt begann. Die Claque beklatschte die Dekoration, die eine in einer Silbergrube ausgehöhlte Grotte des Ätna darstellte, deren Seitenwände hell wie neue Talerstücke schimmerten; im Hintergrund stand Vulkans Schmiede, deren Esse den Eindruck eines niedergehenden Gestirns machte. Diana verständigte sich mit dem Gott über die im zweiten Akt offengebliebenen Differenzen; Vulkan sollte eine Reise erheucheln, um für Venus und Mars freie Bahn zu lassen. Kaum befand sich Diana allein, als Venus erschien. Ein aufgeregtes Beben durchlief den Saal. Nana war nackt. Sie zeigte sich in ihrem Kostüm

mit ruhiger, bewußter Kühnheit, des Allvermögens ihrer Reize gewiß. Ein loser Gazeschleier umhüllte sie; ihre vollen Schultern, ihr Amazonenbusen unter dem leichten Schleier, der die Farbe weißen Schaumes hatte, schimmerten hindurch. Die den Fluten entstiegene Venus, deren schönste Bekleidung ihr wallendes Haar ist, zeigte sich hier dem Publikum. Plötzlich erwachte in dem kindisch-gutherzigen Geschöpf das Weib, das mit seinem unruhigen Drang all das Unbekannte der Begierde erschließt und die Weiblichkeit triumphieren läßt. Nana lächelte, aber ihr Lächeln war jenes scharfe, spitze Lächeln des Männerherzen aussaugenden Vampirs. — „Alle Teufel!“ wandte sich Fauchery an seinen Freund.

Mars eilte inzwischen mit seinem wallenden Federbusch zum Rendezvous herbei und stand jetzt zwischen den beiden Göttinnen. Nun folgte eine Szene, die Prullière mit aller ihm eigenen Finesse spielte; geliebkost von Diana, die noch eine letzte Anstrengung an ihn verschwenden wollte, bevor sie ihn dem Vulkan überlieferte, gestreichelt von Venus, die durch die Gegenwart ihrer Rivalin noch mehr gereizt wurde, überließ er sich den süßen Empfindungen mit dem glückstrahlendsten Gesicht und blähte sich auf wie der Vogel im Hanfsamen. Ein großes Trio bildete den Schluß der Szene, und in diesem Augenblick trat eine Schließerin in die Loge von Lucy Stewart und warf zwei ungeheure Buketts von weißem Flieder auf die Bühne. Man applaudierte; Nana und Rose Mignon knicksten, während Prullière die Buketts aufhob. Ein Teil der im Parkett sitzenden Personen blickte lächelnd zu der Loge hinauf, in welcher Steiner und Mignon saßen. Der Bankier, dem das Blut ins Angesicht getreten war, bebte am ganzen Körper, sein Kinn zitterte konvulsivisch, gerade als ob ihm etwas in der Kehle steckengeblieben wäre.

Was nun folgte, war dazu angetan, das Publikum vollends zu packen. Diana war wütend davongerast. Gleich darauf rief Venus, die sich auf eine Moosbank hingestreckt hatte, Mars an ihre Seite.

Noch niemals hatte man eine glühendere Verführungsszene dem Publikum zu zeigen gewagt. Nana, die ihre Arme um Prullières Hals schlang, zog ihn zu sich nieder, als plötzlich Fontan in einem trefflich nachgeahmten Anfall toller Wut, mit dem glühend erregten Gesicht des gefoppten Ehemanns, der seine Frau auf frischer Tat überrascht, im Hintergrund der Grotte erschien und das berüchtigte Eisenmaschennetz wild in den Händen schwang. Ein Moment noch, dann ein geschickter Ruck, und Venus und Mars waren in der Schlinge gefangen; das Netz umschlang sie, und bewegungslos mußten sie in ihrer verliebten Positur verharren.

Ein Gemurmel wurde laut und schwoll an gleich einem aufsteigenden Seufzer. Ein paar Hände klatschten, sämtliche Augengläser und Operngläser waren auf Venus gerichtet. Allmählich hatte Nana vom Publikum Besitz ergriffen, jedermann war ihr jetzt untertan. Das Fluidum, das von ihr ausging, breitete sich mehr und mehr aus und erfüllte den Saal. In diesem Augenblick atmeten auch ihre leisesten Gebärden Wollust; eine einzige Bewegung ihres kleinen Fingers ließ jedes Männerherz stillstehen ... Fauchery sah vor sich den jungen Bruder Studio, den die Flammen der Leidenschaft von seinem Fauteuil emporhoben. Er fühlte eine neugierige Regung, den Grafen Vandeuves zu betrachten, der bleich mit zusammengekniffenen Lippen auf seinem Sessel lehnte; dann glitt sein Blick auf den dicken Steiner, dessen Gesicht in apoplektischer Röte glühte; dann auf Labordette, der mit dem Erstaunen eines vollendete Stute bewundernden Pferdehändlers sein Monokel ins Auge drückte; endlich auf Daguenet, dessen Ohren flammten und im Gefühl befriedigten Sinnenrausches sich bewegten. Dann trieb ihn ein instinkartiges Gefühl, vorwärts zu schauen, und er blieb einen Moment lang verdutzt über das, was sein Blick in der gräflichen Loge der Muffats erschaute: hinter der Gräfin, die blaß und ernst aussah, richtete sich die Gestalt des Grafen empor, dessen Mund offenstand. Sein marmornes Angesicht war rot gefleckt, und neben ihm tauchten aus dem Schatten die trüben Augen des

Marquis de Chouard auf, die sich zu einem Paar phosphoreszierender Katzenaugen umgewandelt hatten.

Nana, die kühne Nana, blieb angesichts dieses verblüfften Publikums, angesichts dieser fünfzehnhundert zusammengepferchten Personen, die abgesspannt, nervös erregt nur für das seinem Ende zuneigende Schauspiel Sinn hatten, Nana blieb Siegerin. Der Vorhang sank über die Apotheose: Der Chor der Gehörnten lag auf den Knien, einen Dankeshymnus zu Venus emporsendend, die in ihrer souveränen Nacktheit lächelte und zu unsagbarer Größe emporwuchs.

Die Zuschauer waren bereits aufgestanden und eilten nach den Ausgangstüren. Man rief die Autoren, und inmitten der donnernden Bravorufe erfolgten zwei Hervorrufe: „Nana! Nana!“ Dieser Schrei packte die Menge wie rasend. Dann wurde es finster, obwohl der Saal noch nicht leer war, die Lampenreihe auf der Bühne verlosch, der Kronleuchter wurde heruntergeschraubt, lange Ziehdecken aus grauer Leinwand glitten über die Logen, verhüllten die Vergoldungen der Galerien. Der Saal, der eben noch so heiß, so lärmend gewesen war, versank plötzlich in einen schweren, dumpfen Schlaf, und ein Moder- und Staubgeruch stieg auf. An der Brüstung ihrer Loge lehnte die Gräfin Muffat. Sie wartete, bis die Menge sich verzogen hatte, und schaute, in ihren Pelz gehüllt, nieder in die langsam eintretende Finsternis des Saales. Fauchery und Faloise hatten, um den Ausgang beobachten zu können, eiligst den Saal verlassen. Das Vestibül entlang bildeten die Herren Spalier, während die Doppeltreppe hinab sich schrittweise zwei endlose, regelrechte geschlossene Reihen bewegten. Steiner, den Mignon mit sich zog, war einer der ersten gewesen, der die unteren Räume erreichte. Der Graf von Vandeuves kam mit Blanche de Sivry am Arm. Einen Moment lang schienen Gaga und ihre Tochter verlegen, daß sie eines männlichen Schutzes entbehrten, aber Labordette eilte herbei und besorgte ihnen einen Wagen, dessen Tür er galant

hinter ihnen schloß. Niemand aber hatte Daguenet das Theater verlassen sehen. Als der kleine Bruder Studio mit glühenden Wangen, entschlossen, vor der Schauspielertür zu warten, nach der Passage des Panoramas rannte, deren Gitter er aber verschlossen fand, streifte Satin, die auf dem Gehsteig stand, seine Beine mit ihren Röcken; aber er schob sie, von Verzweiflung gepackt, ohne weiteres beiseite und verschwand dann, von Liebe getrieben und fast in Tränen über seine Unbeholfenheit. Verschiedene Herren steckten sich behaglich Zigarren an und entfernten sich, die Melodie „Wenn Venus abends Pflaster tritt“ vor sich her summend. Satin war nach dem „Café des Variétés“ zurückgegangen, wo Auguste ihr gestattete, die von den Gästen übriggelassenen Zuckerstücke zu verzehren. Ein großer dicker Mann, der sehr erhitzt aus dem Lokal trat, nahm sie endlich in den Schatten des langsam einschlafenden Paris mit sich. Noch immer aber kamen Leute aus dem Theater. Faloise wartete auf Clarisse; Fauchery hatte versprochen, Lucy Stewart mit Caroline Héquet und ihrer Mutter nach Hause zu bringen. Sie kamen, nahmen fast eine ganze Ecke des Vestibüls in Beschlag und lachten laut auf, als die gräflichen Muffat jetzt mit eisiger Miene vorüberschritten. Bordenave hatte eben eine kleine Tür aufgestoßen und verlangte von Fauchery das förmliche Versprechen einer eingehenden Besprechung des Abends. „Auf zweihundert Vorstellungen dürfen Sie mit Sicherheit zählen!“ redete Faloise ihn mit verbindlicher Höflichkeit an.

„Ganz Paris wird Ihr Theater beehren!“

Aber Bordenave zeigte ärgerlich mit einem heftigen Ruck seines Kinns auf das Publikum im Vestibül, auf jene Rotte Männer mit trockenen Lippen und Feueraugen, die lüstern nach dem Besitz Nanas glühten, und schrie dem jungen Mann heftig zu:

„So sagen Sie doch: mein Bordell, Sie verwünschter Dickschädel!“

Zweites Kapitel

Am anderen Morgen schlief Nana noch um zehn Uhr. Sie bewohnte auf dem Boulevard Haussmann die zweite Etage eines großen neuen Gebäudes, dessen Eigentümer an ledige Damen vermietete, um seine Zimmer „trocken wohnen“ zu lassen. Ein reicher Herr aus Moskau, der für eine Wintersaison nach Paris gekommen war, hatte sie hier einquartiert und auf ein Halbjahr den Mietzins voraus entrichtet. Die Wohnung, die viel zu geräumig für sie war, wurde niemals vollständig ausmöbliert; ein prahlerischer Luxus, vergoldete Konsolen und Sessel fanden sich neben altem Trödelkram aus Rückkaufsgeschäften, Mahagoni-Nipptischchen und Zinkkandelabern, die Florentiner Bronzen darstellten. Dies alles gab ein Bild von dem Milieu einer Dirne, die von ihrem ersten ernstlichen Verehrer zu früh sitzengelassen und nun wieder zweifelhaften Liebhabern in die Arme gefallen war. Nanas Debüt war im großen ganzen keineswegs leicht gewesen, ihr Eintritt in die Welt völlig verunglückt; in diesem Augenblick war ihre Lage besonders schwierig, denn niemand wollte ihr mehr borgen, und jeden Augenblick konnte es geschehen, daß sie vom Hauswirt an die Luft gesetzt wurde.

Nana schlief auf dem Bauch, das Kopfkissen, in das sie ihr schlaftrunkenes Gesicht vergrub, preßte sie zwischen ihre nackten Arme. Das Schlafgemach und das Ankleidezimmer waren die beiden einzigen Räume, deren Einrichtung von einem Tapezierer des Stadtviertels besorgt worden war. Ein Lichtschimmer glitt unter einem Vorhang herein, man unterschied das Palisandermobiliar, die damastnen Vorhänge und Sitze, deren Muster große, blaue Blumen auf grauem Untergrund zeigte. Aber in der dumpfen Luft dieses verschlafenen daliegenden Gemachs fuhr jetzt Nana jäh aus ihrem Schlummer auf: sie schien erstaunt zu sein, den Platz neben sich leer zu finden. Sie betrachtete das zweite Kissen, das neben dem ihrigen lag und noch die laue Höhlung eines Kopfes inmitten des

Spitzenbesatzes zeigte. Sie tastete mit ihrer Hand nach dem Kopfende des Bettes und drückte auf den Knopf eines dort angebrachten elektrischen Klingelzuges.

„Ist er denn schon fortgegangen?“ fragte sie die in das Gemach tretende Zofe.

„Ja, Madame, Herr Paul ist schon gegangen, es sind aber kaum zehn Minuten her ... Da Madame noch müde war, wollte er Sie nicht aufwecken. Aber er hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er morgen wiederkommen werde.“

Zoé, die Zofe, öffnete die Jalousien. Das volle Tageslicht flutete herein ... Zoé war eine lange Brünette mit einem gelblich-blassen Teint; das mit Blatternarben bedeckte Gesicht mit dem breiten Mund, der platten Nase, den dicken, aufgeworfenen Lippen und den unaufhörlich in Bewegung befindlichen kohlschwarzen Augen umrahmte oberhalb das glatt an der Stirn herabgescheitelte Haar.

„Morgen, morgen“, wiederholte Nana, die noch immer halb verschlafen war; „ist denn das der Tag, morgen?“

„Ja, Madame, Herr Paul pflegt immer am Mittwoch zu kommen.“

„Nicht doch, mir fällt ein“, rief Nana und setzte sich im Bett auf, „das hat sich ja alles geändert! Ich wollte ihm das heute morgen sagen ... Er könnte leicht mit dem ‚Mulatten‘ zusammengeraten, das könnte eine schöne Bescherung geben!“

„Madame hat mir nichts davon gesagt, ich konnte das also nicht wissen“, gab Zoé zur Antwort. „Wenn Madame ihre Besuchstage zu ändern beliebt, so sollte sie mir Kenntnis davon geben, damit ich mich zu verhalten weiß ... Der alte Geizkragen darf also dienstags nicht mehr kommen?“

Sie pflegten unter sich, ohne den Mund dabei zu verziehen, mit den Namen „alter Geizkragen“ und „Mulatte“ die beiden zahlenden Männer zu titulieren, von denen der eine ein Kaufmann aus dem

Faubourg Saint-Denis mit großen Sparanlagen, der andere ein Walache, ein angeblicher Graf war, dessen Geldquelle nicht nur sehr unregelmäßig floß, sondern auch höchst zweifelhaften Ursprungs war. Daguenet hatte die Morgenstunden jener Tage mit Beschlag belegt, in deren Nächten der alte Geizkragen hier zu weilen pflegte; da der Kaufmann am frühen Morgen, spätestens gegen acht Uhr, zu Hause sein mußte, paßte der junge Mann immer in der Küche sein Fortgehen ab und nahm dann bis gegen zehn Uhr dessen warmen Platz ein. Nachher ging auch er seinen Geschäften nach. Nana und Daguenet fanden diese Einrichtung höchst bequem.

„Eine schlimme Geschichte!“ meinte Nana. „Ich will ihm ein paar Zeilen schreiben; und sollte er meinen Brief nicht bekommen, so läßt du ihn morgen nicht eintreten.“

Unterdessen schritt Zoé mit leichten Tritten in dem Schlafzimmer auf und ab. Sie sprach von dem großen Erfolg des gestrigen Abends. Madame habe ein so großes Talent gezeigt, so vortrefflich gesungen! Oh, von jetzt an brauche Madame sich keine Sorgen mehr zu machen!

Nana, die sich mit dem Ellbogen auf das Kissen stützte, antwortete nur durch ein Wiegen ihres Kopfes. Ihr Hemd war herabgeglitten, die aufgelösten wirren Haare rollten über ihre nackten Schultern.

„Gewiß! Gewiß!“ murmelte sie, in Träumen versinkend. „Aber wie soll man es machen, um das abzuwarten? Ich werde heute wieder alle möglichen Widerwärtigkeiten zu hören kriegen ... Sag', ist der Portier heute morgen noch nicht oben gewesen?“

Nun plauderten beide sehr ernst. Madame schuldete drei Mietbeträge, der Hausherr sprach bereits von Beschlagnahme des Mobiliars. Dann kam die lange Reihe anderer Gläubiger, die alle schon mehr als ungeduldig nach Geld drängten: ein Wagenverleiher, eine Wäscherin, ein Damenschneider, ein Kohlenhändler und noch verschiedene andere, die sich tagtäglich auf einer Bank im

Vorzimmer festzusetzen pflegten; der Kohlenhändler besonders war ein gräßlicher Gesell, er schrie ohne Rücksicht auf der Treppe laut nach seinem Geld. Aber der Hauptkummer Nanas war ihr kleiner Louis, ein Kind, das sie mit sechzehn Jahren gehabt hatte und das sie bei seiner Amme in einem Dorf in der Nähe von Rambouillet gelassen hatte. Dieses Weib verlangte dreihundert Franken, wenn es den kleinen Louis wieder hergeben sollte. Seit dem letztenmal, da sie das Kind besucht hatte, verzweifelte Nana in einem Anfall von Mutterliebe schier bei dem Gedanken, ob ihr Vorhaben, die Pflegerin zu bezahlen und den Kleinen zu ihrer Tante, einer Madame Lerat, nach Batignolles zu bringen, wo sie ihn zu jeder Stunde sehen könnte, je zu verwirklichen war.

Während Nana, in Sinnen versunken, auf dem Bettrand saß, machte Zoé die Andeutung, daß Madame ihre bedrängte Lage dem alten Geizkragen hätte offenbaren sollen.

„Ach Gott, ich hab' ihm ja doch alles längst gesagt“, rief Nana; „er hat mir geantwortet, daß er in der letzten Zeit zu starke Verluste gehabt hat ... Der Lump kann sich von seinen Millionen nicht trennen. Und der Mulatte liegt jetzt auch krumm, ich glaube, er hat alles im Spiel verloren ... Und was den armen Mimi anbetrifft, so könnte er selber brauchen, daß man ihm was pumpete; die letzte Baisse hat ihn ganz ausgeplündert, er kann mir jetzt nicht einmal mehr Blumen mitbringen.“

Die letzten Worte bezogen sich auf Daguenet. Nana hatte, wenn sie sich dem Nachdenken über ihre Lage überließ, vor Zoé kein Geheimnis. Die Zofe, die an derlei Vertraulichkeiten gewöhnt war, nahm sie mit respektvoller Teilnahme entgegen. Da Madame sie würdige, von ihren Angelegenheiten mit ihr zu sprechen, dürfe sie sich wohl erlauben, ihren Gedanken über die dermalige Lage Ausdruck zu geben. Vor allen Dingen sei sie Madame in aufrichtiger Liebe zugetan, sie habe ihretwegen Madame Blanche im Stich gelassen, und Madame Blanche setze, weiß Gott, Hände und Beine

in Bewegung, um sie wiederzubekommen! An Stellen fehle es ja nicht, sie habe ja Bekanntschaften genug, aber sie sei, selbst in Zeiten der größten Klemme, bei Madame gebliebert, weil sie eben fest an die Zukunft von Madame glaube. Und zum Schluß ließ sie ihre Ratschläge von Stapel. Solange man jung sei, begehe man eben noch Dummheiten. Jetzt müsse man aber die Augen offenhalten, denn die Männer dächten an nichts anderes als an Scherz und Vergnügen. Oh, da solle doch kommen, was da wolle! Madame brauche ja nur ein Wort zu sagen, um ihren Gläubigern den Mund zu stopfen und um das Geld zu bekommen, das sie benötige.

„Mit all deinen Reden aber bekomme ich keine dreihundert Franken“, versetzte Nana und vergrub die Finger in die wirr herabhängenden Locken. „Und dreihundert Franken muß ich haben, heute, auf der Stelle ... Es ist scheußlich, daß man keinen Menschen kennt, der einem dreihundert Franken gibt.“

Sie suchte unter ihrer Bekanntschaft; sie dachte einen Augenblick an Madame Lerat, die sie gerade am heutigen Morgen erwartete, um sie nach Rambouillet zu schicken. Ihre verdrießliche Stimmung, die Sehnsucht nach ihrem Kinde verdarb ihr den Triumph des gestrigen Abends. Sich sagen zu müssen, daß es unter all jenen Männern, die ihr Beifall geklatscht hatten, keinen einzigen gebe, der ihr fünfzehn Louisdor borgen würde! Und dann könne man ja Geld noch nicht einmal ohne alles weitere annehmen! Mein Gott! Wie unglücklich sie doch war! Und immer und immer wieder kamen ihre Gedanken zurück auf ihren kleinen Herzbuben, der so schöne blaue Engelsaugen hatte, der so possierlich „Mama!“ stammelte, daß sie vor Freude schier hätte sterben mögen.

Im selben Augenblick aber ertönte die elektrische Glocke. Zoé kam zurück und meldete mit einer vertraulichen Gebärde:

„Eine Frau ist draußen.“

Sie hatte das Weib zwanzigmal schon gesehen, aber sie tat immer, als kenne sie sie nicht und auch nicht die Beziehungen, in denen sie zu den Pariser Damen vom Schlage Nanas stand, die fortwährend in der Geldklemme sitzen.

„Sie hat mir ihren Namen genannt ... Madame Tricon!“

„Die Tricon!“ schrie Nana. „Ach, wahrhaftig, die hab' ich ja vergessen ... Laß sie eintreten!“

Zoé führte eine alte Dame von hoher Gestalt herein, die lange Locken trug und die ganze Haltung einer Frau von Adel hatte, die Besuche bei ihren Anwälten macht. Dann verschwand Zoé geräuschlos, mit jener schlangenhaften, geschmeidigen Behendigkeit, mit der sie stets aus dem Zimmer glitt, sobald ein Herr eintrat. Übrigens hätte sie ruhig bleiben können, denn die Tricon setzte sich nicht einmal; nur wenige kurze Worte wurden zwischen den Frauen gewechselt.

„Ich habe heute jemanden für Sie ... Haben Sie Lust?“

„Ja ... wieviel wirft's ab?“

„Zwanzig Louisdor ... Abgemacht?“

„Abgemacht!“

Dann sprach die Tricon sogleich vom Wetter; es sei recht hübsch trocken heute, recht angenehm zum Gehen. Sie müsse noch vier bis fünf Personen aufsuchen und könne darum nicht lange bleiben; als sie sich verabschiedete, warf sie flugs einen Blick in ein kleines Notizbuch. Sobald Nana allein war, atmete sie erleichtert auf. Ein leichtes Beben glitt über ihre Schultern, und fröstelnd kroch sie wieder in das warme Bett und räkelte sich behaglich mit der Faulheit einer verwöhnten Katze. Allmählich schlossen sich ihre Augen, sie lächelte bei dem Gedanken, daß sie morgen ihren kleinen Louis recht niedlich herausputzen wollte, während in dem Schlummer, der sie jetzt umfing, ihr fieberhaftes Träumen der vergangenen Nacht,

ein langanhaltendes Rollen von Bravorufen wiederkehrte und sie in Schlaf lullte.

Um elf Uhr, als Zoé Madame Lerat ins Zimmer hereinführte, schlief Nana noch. Aber das Geräusch, das die Eintretenden machten, weckte sie auf:

„Ach, du bist's ... Du sollst heute nach Rambouillet fahren!“

„Ich komme ja deshalb her“, erwiderte die Tante. „Es geht gegen Mittag ein Zug; ich habe Zeit, ihn zu benutzen.“

„Nein, ich werde erst zu einer späteren Stunde Geld haben“, versetzte Nana, die sich jetzt im Bett aufrichtete und den Hals weit vorreckte. „Du kannst mit mir frühstücken, wir wollen dann sehen.“

Zoé trug einen Frisiermantel herein.

„Madame“, sprach sie leise, „der Friseur ist da.“

Aber Nana hatte keine Lust, in das Toilettenkabinett zu gehen. Sie rief deshalb: „Kommen Sie nur hier herein, Francis!“ Ein sauber gekleideter Herr stieß die Tür auf. Er grüßte. Nana war eben aus dem Bett gekrochen und stand barfüßig da. Sie hatte es nicht sonderlich eilig und streckte die Hände vor, damit Zoé die Ösen des Mantels zuheften könne. Und Francis, der sich hier ganz behaglich zu fühlen schien, wartete ruhig, ohne sich umzudrehen. Als sich Nana gesetzt und er den ersten Strich mit dem Kamm durch ihr Haar geführt hatte, begann er zu sprechen.

„Madame hat wohl die Zeitungen noch nicht gelesen? Der ‚Figaro‘ bringt einen ausgezeichneten Artikel.“

Er hatte die betreffende Nummer der Zeitung gekauft. Madame Lerat setzte sich die Brille auf und las, am Fenster stehend, den Artikel laut vor. Ihre Gendarmenfigur reckte sich in die Höhe, die Flügel ihrer Nase weiteten sich, wenn sie ein galantes Adjektivum aus ihrem Munde schnellte. Es war eine Rezension aus Faucherys Feder, die, nach Schluß des Theaters geschrieben, in zwei Spalten

glühenden Inhalts die Künstlerin auf geistvolle Weise verhöhnte, das Weib aber in unverblümter Bewunderung verherrlichte.

„Ausgezeichnet!“ meinte Francis.

Nana ärgerte sich nicht wenig, daß man sich über ihre Stimme lustig machte. Dieser Fauchery war wirklich ein toller Wicht, aber sie wollte ihm seine schlaue Manier schon austreiben! Madame Lerat erklärte, nachdem sie den Artikel nochmals gelesen hatte, daß die Männer samt und sonders den Teufel in den Waden hätten, und verzichtete, zufrieden über diese Anspielung, auf weitere Erklärungen. Francis hatte inzwischen die Frisur von Nanas Haarputz vollendet und empfahl sich mit den Worten:

„Ich werde die Abendzeitungen aufmerksam durchsehen ... Wie gewöhnlich um halb sechs Uhr heute, nicht wahr?“

„Bringen Sie mir doch eine Büchse Pomade und ein Pfund gebrannte Mandeln von Boissier mit!“ rief ihm Nana durch den Salon nach, als er eben die Tür draußen schloß.

Jetzt fiel es den beiden Frauen, als sie sich allein sahen, erst ein, daß sie sich noch gar nicht begrüßt hatten, und sie drückten sich flugs ein paar derbe Küsse auf die Wangen. Der Zeitungsartikel hatte sie warm gemacht. Nana, bisher noch verschlafen, wurde wieder von dem Fieber ihres Triumphs ergriffen. Ah, Rose Mignon mochte einen reizenden Vormittag erleben! Da ihre Tante nicht hatte ins Theater kommen wollen, weil ihr aufregende Szenen, wie sie sagte, immer die Verdauung störten, schickte sich Nana an, ihr den Verlauf des Abends zu erzählen, und berauschte sich an ihren eigenen Schilderungen dermaßen, daß sie fast selber glaubte, ganz Paris sei unter dem Beifallssturm zusammengestürzt. Dann unterbrach sie sich plötzlich und fragte lachend: wer ihr das wohl vorausgesagt hätte, als sie noch in der Rue de la Goutte d'Or als kleines Ding auf dem Hintern herumgerutscht sei. Madame Lerat schüttelte den Kopf. Nein, nein, so etwas hätte man wahrlich nicht voraussehen

können! Nun begann die Lerat zu sprechen, nahm eine ernste, würdige Miene an und nannte Nana ihre „liebe Tochter“ . Sei sie denn nicht ihre zweite Mutter, seit die rechte mit Papa und Großmama wiedervereinigt war? Nana überkam eine lebhaftere Rührung, sie war nahe daran, in Tränen aufzubrechen. Aber Madame Lerat betonte: „Hin ist hin“, und es lasse sich daran nichts ändern, das beste sei, vergangene Dinge nicht tagtäglich aufzurühren. Lange Zeit habe sie es unterlassen, ihre Nichte zu besuchen, denn man klage sie in der Familie an, daß sie sich mit der Kleinen zugrunde richte. Sie verlange durchaus keine vertraulichen Geständnisse, sie glaube schon selbst, daß sie immer ehrbar gelebt habe. Jetzt sei es ihr vollauf genügend, daß sie sie in guten Verhältnissen finde und daß sie sehen könne, mit welcher Liebe sie an ihrem kleinen Sohn hänge. Es gelte doch noch immer in dieser Welt nichts so viel wie Ehrbarkeit und Fleiß.

„Von wem hast du denn eigentlich den Kleinen?“ fragte sie, sich plötzlich unterbrechend, während ihre Augen von lebhafter Neugier aufleuchteten.

Nana war überrascht und zögerte eine Sekunde mit der Antwort.

„Von einem Herrn“, meinte sie dann.

„Ah“, sagte die Tante, „man wollte wissen, du hättest ihn von einem Maurer, der dich zum Dank dafür mit Schlägen traktierte ... Na, du wirst es mir schon später einmal noch sagen, du weißt ja, daß ich verschwiegen bin! Warte nur, ich will ihn auch hüten und pflegen, als ob er ein Prinz wäre.“

Madame Lerat hatte ihr Kunstblumengeschäft aufgegeben und lebte jetzt von ihren Ersparnissen, die in einer Rente von ungefähr sechshundert, Sou für Sou gesparten Franken bestanden. Nana versprach, ein recht hübsches kleines Zimmerchen für sie zu mieten, und außerdem wolle sie ihr monatlich hundert Franken bezahlen. Bei dieser Ziffer geriet die alte Tante außer sich und rief ihrer Nichte

zu, sie wolle „ihnen die Kehle umdrehen, wenn sie ihr unter die Finger“ kämen; sie sprach von den Mannsleuten. Die beiden Weiber umarmten und küßten sich nochmals. Aber Nana schien mitten in ihrer Freude, als die Unterredung wieder auf den kleinen Louis geriet, von einer plötzlichen Erinnerung unangenehm berührt zu werden. „Ist das abscheulich, daß ich um drei Uhr weggehen muß!“ sprach sie. „Und wieder zu einem solchen Frondienst!“

In diesem Augenblick gerade trat Zoé ein, um zu melden, daß der Tisch gedeckt sei. Man begab sich nach dem Eßzimmer, wo bereits eine ältere Dame am Tisch saß, die ihren Hut auf dem Kopf behalten hatte; sie trug ein dunkles Kleid von unbestimmter Farbe, ein Mittelding zwischen verdächtigem Braun und Grün. Nana schien über die Gegenwart der Frau nicht im geringsten erstaunt. Sie fragte sie nur, warum sie nicht ins Schlafzimmer gekommen sei.

„Ich hörte Stimmen“, gab die Alte zur Antwort, „und dachte, Sie hätten vielleicht Gesellschaft.“

Madame Maloir, die ein respektables Äußeres und feine Manieren hatte, diente Nana als „Anstandsdame“, leistete ihr Gesellschaft und begleitete sie auf ihren Ausgängen. Die Anwesenheit der Madame Lerat schien sie anfangs zu beunruhigen. Aber nachdem sie erfahren hatte, daß sie eine Tante von Nana sei, betrachtete sie sie mit einer freundlichen Miene, einem matten Lächeln. Nana machte sich unterdessen, indem sie erklärte, daß ihr der Magen herausfalle, über die Radieschen her, die sie ohne Brot verspeiste. Madame Lerat, die wieder zeremoniell wurde, mochte keine Radieschen, sie verursachten ihr Magenkatarrh. Als nachher Zoé die Koteletts hereinbrachte, schnitt Nana die Fleischstücke für ihre Gäste ab und begnügte sich damit, die Knochen zu benagen. Bisweilen betrachtete sie von der Seite den Hut ihrer alten Anstandsdame.

„Ist das der neue Hut, den ich Ihnen gegeben habe?“ fragte sie endlich.

„Ja, ich habe verschiedenes an ihm geändert“, antwortete Madame Maloir mit vollem Munde.

Der Hut hatte eine höchst überspannte Fassung, über der Stirn war er weit ausgebogen und mit einer mächtigen Feder bedeckt. Madame Maloir hatte die Gewohnheit, alle ihre Hüte umzuändern; sie allein wußte, was ihr stand, und im Handumdrehen machte sie aus dem elegantesten Kopfputz eine Schlafhaube. Nana, die ihr eben erst diesen Hut gekauft hatte, um sich ihrer auf ihren gemeinschaftlichen Ausgängen nicht schämen zu müssen, wurde beinahe ärgerlich und rief: „So nehmen Sie ihn doch wenigstens ab!“

„Nein, ich danke“, gab die Alte bedächtig zur Antwort, „er hindert mich durchaus nicht, ich esse sehr gern mit dem Hut auf dem Kopf.“

Das Dessert zog sich in die Länge. Zoé trug das Gedeck nicht fort, um den Kaffee zu servieren; die Damen schoben einfach ihre Teller beiseite. Man sprach von nichts anderem als von dem herrlichen Erfolg des gestrigen Abends. Nana drehte Zigaretten; sie rauchte, schaukelte, verkehrt auf dem Stuhl sitzend, und da Zoé im Zimmer blieb und sich, mit den Händen schlenkernd, an den Büfetschrank lehnte, entschloß man sich, ihre Lebensgeschichte anzuhören. Sie war die Tochter einer Hebamme aus Bercy, die sich schlimme Dinge auf den Hals geladen hatte. Anfangs war sie bei einem Zahnarzt, dann bei einem Versicherungsagenten in Dienst gewesen, aber das habe ihr nicht gepaßt; und dann zählte sie mit einem Anflug von Stolz die Namen aller der Damen her, denen sie als Zofe Dienste getan. Zoé sprach von diesen Damen wie jemand, der über ihr Glück zu gebieten vermag. Gewiß hätte eine jede von ihnen ohne sie die schönsten Geschichten an den Hals bekommen. So sei zum Beispiel eines Tages Madame Blanche mit Herrn Octave zusammengewesen, als plötzlich der „alte Onkel“ sich eingefunden habe; und wie hatte Zoé sich da benommen? Sie hatte getan, als sei sie beim Durchschreiten des Salons ausgeglitten, Onkelchen war zu ihr

gestürzt, hatte ihr besorgt ein Glas Wasser aus der Küche geholt, und währenddessen war Herr Octave entschlüpft.

„O ja, sie ist wirklich ein gutes Geschöpf!“ meinte Nana, die ihr halb mit Interesse, halb mit unterdrückter Bewunderung zuhörte.

„Ich dagegen muß sagen, daß ich recht viel Malheur gehabt habe“, fing Madame Lerat an.

Und indem sie näher zu Madame Maloir heranrückte, machte sie ihr allerhand vertrauliche Mitteilungen. Sie lutschten zum Zeitvertreib an einem Stück Zucker, das sie in Kognak tauchten. Aber Madame Maloir hörte sich wohl die Geheimnisse der anderen an, ohne indessen jemals über sich selbst etwas auszulaudern. Man erzählte sich, daß sie ihr Leben von einer mysteriösen Pension in einem Zimmer friste, in das noch niemand Zutritt erhalten hatte.

Plötzlich geriet Nana in Zorn.

„Aber Tante, so spiel' doch nicht mit den Messern ... Du weißt, das bringt mich außer Rand und Band!“

Ohne sich dabei etwas zu denken, hatte Madame Lerat eben zwei Messer kreuzweise auf den Tisch gelegt. Übrigens verwahrte sich Nana entschieden dagegen, daß sie abergläubisch sei; sie legte zum Beispiel keinen Wert darauf, ob Salz umgeschüttet wurde, und auch der Freitag galt ihr wie jeder andere Tag der Woche; aber Messer hatten sie noch nie belogen, gegen diese blieb sie voreingenommen. Ganz gewiß würde ihr nun etwas Widerwärtiges zustoßen. Sie gähnte und sagte dann, aufs äußerste gelangweilt:

„Schon zwei Uhr ... Ich muß jetzt gehen. Nein, wie zuwider mir das ist!“

Die beiden Alten schauten erst einander, dann Zoé an. Alle drei schüttelten, ohne zu sprechen, mißbilligend den Kopf. Ganz sicher war das nicht immer amüsant ... Nana hatte sich abermals in ihren Stuhl zurückgelehnt und steckte sich eine neue Zigarette an,

während die beiden anderen diskret, unter philosophischen Betrachtungen, die Lippen zusammenkniffen.

„Während wir auf Sie warten, wollen wir eine Partie ‚Mariage‘ spielen“, meinte Madame Maloir nach einer kurzen Pause des Schweigens. „Sie spielen doch Mariage, Madame?“

Gewiß, Madame Lerat spielte Mariage und noch dazu sehr gut. Es sei völlig unnütz, Zoé zu inkommodieren, die sich bereits entfernt hatte; ein Tischeckchen genüge vollauf, und man schlug die Tischdecke über die noch mit Speiseresten gefüllten Teller zurück. Aber als Madame Maloir jetzt die Karten aus einer Schublade des Büffets hervorlangte, meinte Nana, daß sie vielleicht so freundlich wäre, ihr, bevor sie sich zum Spiel setzte, einen Brief zu schreiben. Nana selbst schrieb nicht gern Briefe, es war ihr einerseits zu langweilig, andererseits war sie in der Orthographie nicht ganz sicher, während ihre alte Freundin seelenvolle Briefe zu schreiben verstand. Sie eilte nach ihrem Schlafzimmer, einen schönen Briefbogen zu holen. Ein Tintenfaß, ein Fläschchen Tinte für drei Sou nebst einer halbverrosteten Feder lagen auf einem Schrank herum. Der Brief war für Daguenet bestimmt. Madame Maloir schrieb mit ihren hübschen, englischen Schriftzügen: „Mein holder kleiner Schatz!“ und gab ihm hierauf Nachricht, daß er am nächsten Tage nicht kommen solle, weil „es nicht angeht“, aber „ob fern, ob nah, zu allen Zeiten weile ich in Gedanken bei Dir“ .

„Und mit ›tausend Grüße und Küsse‹ werde ich schließen“, murmelte die Alte.

Madame Lerat hatte einen jeden Satz mit einem Nicken ihres Kopfes gebilligt. Ihre Blicke flammten, sie bewegte sich mit ungeheurer Vorliebe in Herzensaffären. Sie wollte auch von ihrem Senf etwas dem Brief anfügen und glückte, indem sie eine schmachttende Miene aufsetzte:

„Tausend Küsse auf deine schönen Augen!“

„So ist's recht: Tausend Küsse auf deine schönen Augen!“ wiederholte Nana, während ein glückseliger Ausdruck über die Gesichter der beiden Alten glitt.

Man klingelte der Zofe, die den Brief einem Dienstmann zur Besorgung übergeben sollte; sie plauderte eben mit einem Theaterdiener, der für Madame eine am Vormittag vergessene Bestellung gebracht hatte. Nana ließ den Mann hereinkommen und bat ihn, auf dem Rückweg den Brief an Daguenet zu besorgen, richtete auch noch mancherlei Fragen an ihn. Oh, Monsieur Bordenave sei überaus zufrieden, das Theater sei schon auf acht volle Tage ausverkauft; Madame könne sich gar nicht denken, wie groß die Zahl der Herren sei, die seit heute morgen sich nach ihrer Wohnung erkundigt hätten. Als der Diener fortgegangen war, meinte Nana, daß sie höchstens eine halbe Stunde ausbleiben werde. Wenn Besucher kämen, sollte Zoé sie bitten, ein Weilchen zu warten. Während sie noch sprach, läutete die elektrische Glocke. Gläubiger Numero eins: der Wagenverleiher pflanzte sich im Vorzimmer auf eine Bank. Der mochte ruhig bis zum Abend seine Daumen drehen, mit dem war's nicht eilig.

„Vorwärts, Nana! Courage!“ sprach Nana, die sich träge reckte und gähnte, zu sich selbst. „Ach, wenn ich doch schon unten wäre!“

Aber sie rührte sich noch immer nicht vom Fleck. Sie verfolgte das Spiel ihrer Tante, die eben hundert As angemeldet hatte. Das Kinn in die Hand gestützt, vertiefte sie sich in das Zuschauen. Aber als sie es jetzt drei Uhr schlagen hörte, fuhr sie jäh in die Höhe.

„Donnerwetter!“ stieß sie aufgeregt hervor.

Madame Maloir, die ihre Points zählte, sprach ihr mit weicher Stimme Ermutigung zu.

„Meine liebe Kleine, es wäre sicher besser, Sie machten Ihren Gang ohne weiteren Verzug!“

„Gewiß, mach geschwind, dann hast du's vom Halse“, meinte Madame Lerat, indem sie die Karten mischte. „Ich kann ja um halb fünf Uhr noch fahren, wenn du bis vier Uhr mit dem Geld hier bist!“

„Das soll nicht lange dauern!“ murmelte Nana leise.

In zehn Minuten hatte sie mit Zoés Hilfe ihr Kleid angezogen und ihren Hut aufgesetzt. Sie fragte nicht danach, ob sie gut angekleidet war oder nicht. Als sie hinuntergehen wollte, läutete es abermals. Diesmal war es der Kohlenhändler. Oh, der mochte nur dem Wagenverleiher Gesellschaft leisten, das würde diese Leute zerstreuen. Lediglich weil sie einen Skandal befürchtete, schritt sie durch die Küche und schlüpfte die Dienstbotentreppe hinab.

„Einer liebenden Mutter verzeiht man alles!“ sprach Madame Maloir salbungsvoll, als sie mit Madame Lerat allein war.

„Ich melde achtzig in Rot“, erwiderte diese, ganz vertieft in ihr Spiel.

Beide versenkten sich in eine endlose Partie. Der Tisch war noch nicht abgedeckt. Ein trüber Dunst, halb der Geruch des Frühstücks, halb Zigarettenrauch, füllte das Zimmer. Die beiden Alten tauchten wieder Zucker in Kognak und lutschten. Zwanzig Minuten mochten sie so beim Spielchen gesessen haben, als nach einem dritten Läuten Zoé plötzlich ins Zimmer gerannt kam und sie, als wären sie ihresgleichen, ohne alle Umstände hinausshob.

„Hören Sie! Da läutet's noch einmal ... Sie können hier nicht sitzenbleiben. Wenn viele Leute kommen sollten, brauche ich alle Räume ... Vorwärts, hopp, hopp, marsch!“

Madame Maloir wollte erst die Partie zu Ende spielen, aber da Zoé Miene machte, die Karten ohne weiteres zusammenzupacken, entschloß sie sich, das Spiel fortzunehmen, während Madame Lerat die Kognakflasche, die Gläser und den Zucker hinaustrug. Beide eilten nun nach der Küche, wo sie sich am Tischende zwischen dem zum Trocknen aufgehängten Aufwaschlappen und dem mit Spülwasser gefüllten Scheuerfaß festsetzten.

„Wir hatten dreihundertundvierzig ... An Ihnen ist die Reihe.“

„Ich spiele Herz.“

Als Zoé zurückkam, fand sie die beiden Alten schon wieder ganz in das Spiel vertieft. Madame Lerat mischte die Karten von neuem und fragte nach einer kleinen Pause:

„Wer ist denn da?“

„Oh, niemand!“ warf das Dienstmädchen nachlässig hin. „Ein niedliches, junges Bürschchen ... Ich habe ihn erst wegschicken wollen, aber er ist so allerliebste, noch ohne jedes Barthaar, und hat so hübsche blaue Augen und eine wahre Mädchenfigur, daß ich ihm zuletzt doch gesagt habe, er solle warten ... Er hält ein riesiges Bukett in der Hand, das er unter keinen Umständen weglegen will ... Ein grüner Junge, der ruhig noch hinter der Schulbank sitzen sollte! Schläge sollte er bekommen!“

Madame Lerat holte sich eine Karaffe Wasser, um sich einen Grog zu brauen; die Kognakzuckerstückchen hatten ihr ganzes Wesen verändert. Zoé murmelte, daß sie gleich selber ein Glas davon trinken wolle, ihr sei es gallebitter im Munde.

„Wo haben Sie denn den Jüngling untergebracht?“

„Ach, in dem Kabinett hinten, in dem kleinen Zimmer, das noch nicht möbliert ist ... Es steht ein Koffer von Madame drinnen und ein Tisch ... Dorthinein praktiziere ich stets die Gimpel.“

Sie warf sich eben ein tüchtiges Stück Zucker in ihr Glas Grog, als die elektrische Glocke sie abermals rief. Es war doch niederträchtig! Nicht einmal einen ruhigen Schluck konnte man trinken! Das versprach etwas, wenn das Gebimmel schon wieder anging! Indessen eilte sie hinaus, um zu öffnen. Als die Maloir sie bei ihrer Rückkehr fragend anschaute, meinte sie:

„Bah, nichts, nur ein Bukett!“

Alle drei erquickten sich an dem Grog, während sie einander gegenseitig zuprosteten. Plötzlich ertönten zwei neue Glockenschläge, als Zoé endlich den Tisch abräumte und die Schüsseln eine nach der andern auf den Spültisch stellte. Zweimal aber noch wiederholte sie geringschätzig:

„Nichts, nur ein Bukett!“

Während die beiden Alten dann zweimal abhoben, hörten sie lachend der Erzählung Zoé zu, was für ein Gesicht die im Vorzimmer sitzenden Gläubiger gemacht hätten, als die Blumen ankamen. Madame werde die ganze Ankleidetoilette voller Blumen finden. Schade, daß der Kram so teuer sei und daß man keine zehn Sou daraus lösen könne. Im Grunde sei es eben doch hinausgeworfenes Geld.

„Ich wäre zufrieden“, meinte die Maloir, „wenn ich jeden Tag das Geld hätte, das die Pariser Männerwelt auf Blumen für die Frauenzimmer ausgibt.“

„Hm, das glaube ich wohl“, erwiderte die Lerat, „Sie sind gar nicht so dumm! Das wäre ein hübsches Nadelgeld ... Übrigens, meine Liebe, sechzig in Damen.“

Zehn Minuten fehlten noch auf vier Uhr. Zoé war verwundert; sie konnte nicht verstehen, weshalb ihre Herrin so lange ausblieb. Wenn sie sonst am Nachmittag ausgehen mußte, war sie immer kurz und bündig und geschwind fertig. Aber Madame Maloir erklärte, daß man das nicht immer so einrichten könne, wie man gern wolle. Gewiß gebe es manchen Widerhaken im Leben, meinte die Lerat. Das beste sei, zu warten: wenn sich ihre Nichte verspäte, so sei sie eben durch irgendwelche Verrichtungen zurückgehalten, das sei doch klar.

Die Glocke läutete abermals. Als Zoé wieder in die Küche trat, war sie ganz aus dem Häuschen.

„Kinder, denkt euch, der dicke Steiner!“ rief sie, die Stimme dämpfend, noch in der Tür. „Er selbst in eigener Person! Ich habe ihn in den kleinen Salon geführt.“

Nun sprach die Maloir von dem Bankier, den die Lerat nicht kannte. Sollte er am Ende gar Lust haben, Rose Mignon sitzenzulassen? Zoé schüttelte den Kopf, sie verstand sich auf solche Dinge. Aber schon mußte sie wieder zur Tür eilen.

„Na, das ist eine schöne Brühe!“ meinte sie, als sie zurückkam. „Da ist der Mulatte gekommen! Ich hab' ihm sicher zehnmal gesagt, Madame sei ausgegangen, er hat sich aber im Schlafzimmer festgesetzt ... Wir erwarteten ihn erst gegen Abend.“

Ein Viertel auf fünf war es, und Nana war noch nicht da. Was konnte sie denn vorhaben! Das war doch wahrlich nicht zu fassen. Noch zwei Buketts wurden abgegeben. Zoé, der die Geschichte langweilig zur werden anfang, schaute nach, ob noch etwas Kaffee dawar. Ei ja, die Damen hätten zu guter Letzt gern noch ein Täßchen Kaffee geschlürft, das würde die Lebensgeister wieder ein bißchen aufwecken; sie schliefen, auf die Sessel gehockt, ja beinahe schon ein bei dem fortwährenden Kartennehmen und Kartengeben. Es schlug halb. Ganz entschieden war Madame etwas zugestoßen. Plötzlich vergaß sich die Maloir und meldete mit ganz lauter Stimme:

„Ich habe fünfhundert! Die große Quinta in Trumpf!“

„Halten Sie doch den Schnabel!“ schrie Zoé zornig. „Was sollen denn all die Herren vorn denken?“

In das leise Gemurmel der beiden sich streitenden Weiber drang von der Dienstbotentreppe her ein Geräusch von raschen Schritten. Endlich kam Nana.

„Na, da bist du ja! Gut, daß kein Unglück geschehen ist!“ sagte die Lerat, die noch immer den Ärger über die fünfhundert Points der Maloir nicht überwunden hatte, mit zusammengekniffenen Lippen.

„Du kannst dir was einbilden auf die Masse Menschen, die sich deinetwegen hierherpflanzen!“

„Madame ist wirklich nicht gescheit!“ setzte Zoé hinzu.

Nana, die ohnehin schon mißgestimmt war, geriet infolge dieser Vorwürfe ganz außer sich. Nach der widerwärtigen Affäre, die sie eben erst durchgemacht hatte, nun hier solch ein Empfang!

„Laßt mich in Ruhe, versteht ihr!“ schrie sie.

„Pst, Madame, es sind Leute drinnen!“ sagte die Zofe.

Hierauf keuchte Nana, sprach aber schon leiser:

„Ihr glaubt wohl, daß ich mich amüsiert habe? Das nahm überhaupt kein Ende! Ich hätte was drum gegeben, euch dort zu sehen! Ich habe gekocht, ich hätte am liebsten Ohrfeigen ausgeteilt ... Und keine Droschke für die Rückfahrt zu kriegen. Zum Glück ist's nicht weit. Macht aber nichts, ich bin fürchterlich gerannt.“

„Du hast doch Geld?“ fragte die Tante.

„Na, welche Frage!“ versetzte Nana.

Sie hatte sich auf einen Sessel gesetzt, und ohne Atem zu schöpfen, zog sie aus ihrem Leibchen ein Kuvert, darin vier Hundertfrankennoten steckten. Man sah sie durch einen weiten Spalt, den sie mißtrauisch mit dem Finger gerissen hatte, um sich der Richtigkeit des Inhalts zu versichern. Die drei Frauen um sie her schauten starr auf das Papier, das sie in ihren kleinen behandschuhten Fingern hielt. Es sei zu spät geworden, hieß es, Madame Lerat werde erst am folgenden Tag nach Rambouillet fahren können. Nana erging sich in weitläufigen Auseinandersetzungen.

„Madame, es sind Leute drinnen, die schon lange warten“, wiederholte die Zofe.

Aber Nana vertiefte sich neuerdings in das Gespräch mit Madame Lerat. Die Leute konnten ja warten. Sie wollte ja kommen, gleich, sobald sie nichts mehr zu tun hatte; und als ihre Tante die Hand nach dem Geld ausstreckte, wehrte sie ihr mit den Worten:

„Ach, nicht doch, meine Liebe! Dreihundert Franken bekommt die Amme, fünfzig Franken für dich für die Reise und sonstige Auslagen, das macht dreihundertfünfzig ... Fünfzig Franken behalte ich für mich!“

Die Hauptschwierigkeit war nun, Kleingeld zu bekommen. Es waren keine zehn Franken im Hause. An Madame Maloir, die ohne Interesse zuhörte, brauchte man sich gar nicht erst zu wenden, man wußte, daß sie nie mehr bei sich zu haben pflegte als die zehn Sou für den Omnibus. Endlich mischte sich Zoé in das Gespräch, indem sie meinte, sie wolle in ihrem Koffer nachsehen, und nach wenigen Augenblicken brachte sie die hundert Franken in Hundertsoustücken herbei. Man zählte sie auf einer Ecke des Tisches auf. Madame Lerat ging sogleich fort, nachdem sie versprochen hatte, den kleinen Louis am nächsten Tage herzubringen.

„Du sagst, es sind Leute drinnen?“ fragte Nana endlich, die noch immer auf ihrem Stuhl saß und sich ausruhte.

„Ja, Madame, drei Herren.“

Zuerst nannte sie den Bankier. Nana verzog das Gesicht. Ob dieser Steiner glaubte, daß sie sich langweilen lassen wolle, weil er ihr gestern ein Bukett verehrt hatte!

„Übrigens“, erklärte sie, „hab' ich jetzt genug davon! Ich mag keinen mehr sehen. Geh, sag ihnen, daß sie auf mich nicht mehr warten sollen.“

„Madame wird sich's wohl noch überlegen und den Herrn Steiner nicht abweisen“, meinte Zoé leise mit ernster Miene, ohne sich vom

Platz zu rühren, ärgerlich darüber, daß sie ihre Herrin bereit sah, noch eine zweite Torheit zu begehen.

Dann sprach sie von dem Walachen, dem allmählich wohl die Zeit in dem Schlafzimmer lang werden mußte. Jetzt weigerte sich Nana wütend, noch hartnäckiger als vorher. Niemanden, niemanden wollte sie sehen! Wer hatte ihr denn ein solches Heftpflaster von Mann auf den Hals gehetzt!

„Wirf sie samt und sonders hinaus! Ich will mit der Maloir jetzt eine Partie Bésigue spielen. Das ist mir zehnmal lieber.“

Das Erklingen der elektrischen Glocke schnitt ihr das Wort ab. Das fehlte noch. Nun noch ein solcher langweiliger Michel mehr! Sie verbot Zoé, zu öffnen. Diese aber, ohne auf ihre Herrin zu hören, war längst aus der Küche gehuscht. Als sie wiederkam, sagte sie in ihrer bestimmten Art, indem sie zwei Karten auf den Tisch legte:

„Ich habe geantwortet, daß Madame heute empfängt. Die Herren warten im Salon.“

Nana war wütend aufgesprungen. Aber die Namen des Marquis de Chouard und des Grafen Muffat de Beuville, die sie auf den Visitenkarten las, stimmten sie ruhig. Einen Augenblick blieb sie schweigend stehen.

„Was sind denn das für Käuze?“ fragte sie dann. „Kennst du sie?“

„Ich kenne den alten Herrn“, versetzte Zoé, indem sie auf eine diskrete Art den Mund verzog. Und als sie den fragenden Blick ihrer Herrin noch immer auf sich gerichtet sah, setzte sie hinzu:

„Ich habe ihn schon irgendwo einmal gesehen.“

Dieses Wort schien das junge Frauenzimmer zu bestimmen; sie verließ ungerne die Küche, diesen lauwarmen Winkel, in welchem man in dem Duft des auf dem halbausgebrannten Feuer warmstehenden Kaffees behaglich plaudern konnte. Hinter ihrem Rücken setzte sich die Maloir zurecht und legte nun die Karten; sie

hatte den Hut noch immer nicht abgenommen, nur, um es sich ein bißchen bequemer zu machen, die Bänder gelöst und sie auf die Schultern zurückgeschlagen.

In dem Ankleidezimmer, wo Zoé ihrer Herrin eifrig in ein Hauskleid half, rächte sich Nana für die Widerwärtigkeiten, die man ihr bereitete, dadurch, daß sie die Männerwelt mit den verschiedensten Schimpfworten belegte. Die groben Ausdrücke bekümmerten die Zofe; sie wagte sogar die Bitte an ihre Herrin, daß sie sich doch beruhigen möge.

„Ach was, Quark!“ gab Nana zur Antwort. „Da braucht's kein Blatt vor den Mund! Die Patrone wollen es nicht besser!“ Bei diesen Worten nahm sie die stolze Haltung einer Fürstin an. Zoé hatte sie in dem Augenblick, als sie sich nach dem Saal begeben wollte, zurückgehalten und führte jetzt den Marquis de Chouard und den Grafen Muffat in das Ankleidezimmer. Das sei weit besser, meinte sie.

„Meine Herren“, empfing hier das junge Weib die beiden mit ausgesuchter Höflichkeit, „ich bedaure unendlich, daß ich Sie habe warten lassen.“

Die Herren verbeugten sich und nahmen Platz. Ein gestickter Tüllvorhang ließ ein mattes Halblicht in das Kabinett treten. Es war das eleganteste Zimmer der Wohnung mit hellen Vorhängen, einer großen Marmortoilette, einem mit buntem Holz eingelegten drehbaren Stehspiegel, einer Chaiselongue und blauatlassenen Fauteuils. Auf der Ankleidetoilette standen Buketts, Rosen, Holunder, Hyazinthen, die einen durchdringenden Duft verbreiteten, während die schale, muffige Luft, die aus Waschbecken und Eimer aufstieg, zuweilen von einem schärferen Geruch durchzogen wurde, der von ein paar Körnchen trockenen, auf dem Boden einer Schale kleingestoßenen Patschulis herrührte. Nana, die zusammengekauert dasaß und ihren lose zugeknöpften Hausrock enger um die Taille

zog, sah ganz so aus, als ob sie bei der Toilette überrascht worden wäre.

„Madame“, begann der Graf Muffat, „wir bitten Sie um Entschuldigung, daß wir darauf bestanden haben, von Ihnen empfangen zu werden ... Wir kommen mit einem Ansuchen ... Der Herr Marquis und ich sind Mitglieder des Wohltätigkeitsausschusses des Arrondissements.“

Der Marquis de Chouard beeilte sich, mit einer galanten Gebärde hinzuzufügen:

„Da wir in Erfahrung gebracht haben, daß eine große Künstlerin in diesem Hause wohnt, haben wir uns erlaubt, ihr unsere Armen ganz besonders ans Herz zu legen ... Talent ist ja ohne Mitgefühl nicht denkbar.“

Nana spielte die Bescheidene. Sie antwortete mit leichtem Kopfnicken, während sie rasch dabei überlegte. Der Alte mußte es sein, der den anderen hergeführt hatte; der Ausdruck seiner Augen war zu durchtrieben. Indessen durfte man auch dem andern nicht trauen, dessen Schläfen sich eigentümlich dehnten.

„Ganz gewiß, meine Herren“, versetzte sie voll Anmut, „Sie haben recht getan, sich heraufzubemühen.“

Aber die elektrische Glocke ließ sich vernehmen. Noch ein Besuch mehr, und diese abscheuliche Zoé, die immerfort öffnete! Sie fuhr fort: „Man fühlt sich ja überglücklich, geben zu können.“

Im Grunde ihres Herzens fühlte sie sich auch wirklich geschmeichelt.

„Ach, Madame“, erwiderte der Marquis, „wenn Sie all das Elend kennen würden! Unser Bezirk zählt mehr als dreitausend Arme und ist noch einer der reichsten. Sie können sich einen solchen Jammer gar nicht vorstellen: Kinder, die kein Brot haben, kranke, jeder Hilfe beraubte, halb erfrierende Frauen ...“

„Die armen Menschen!“ rief Nana gerührt aus.

Ihr Mitleid war so lebhaft, daß Tränen ihre schönen Augen füllten. Mit einer leichten Bewegung hatte sie, aus ihrer wohlüberlegten Rolle fallend, sich vorgebeugt: das offenstehende Gewand ließ ihre Brust sehen, während ihre Knie unter dem dünnen Stoff die Rundung des Beines ahnen ließen. Ein schwacher Blutstrom schoß in die erdfahlen Wangen des Marquis; der Graf Muffat, der gerade hatte sprechen wollen, senkte die Augen.

„Man möchte reich sein, wenn solche Anlässe sich bieten“, fügte Nana hinzu. „Zuletzt tut eben jeder, soviel er kann. Glauben Sie, meine Herren, wenn ich gewußt hätte ...“

Sie war eben im Zuge, in ihrer gerührten Stimmung eine arge Dummheit zu sagen. Aber sie vollendete den Satz nicht. Einen Moment lang blieb sie verlegen sitzen, sie wußte nicht mehr, wohin sie die fünfzig Franken gesteckt hatte, als sie ihr Kleid auszog. Aber sie besann sich, sie mußten in der Ecke der Frisier-toilette unter einer umgestülpten Pomadenbüchse sein. Als sie sich erhob, ertönte die elektrische Glocke wieder mit einem langhinge-zogenen Schrillen. Gut, wieder einer! Das schien ja gar kein Ende zu nehmen. Der Graf und der Marquis waren zu gleicher Zeit aufgestanden, und die Ohren des Marquis hatten, nach der Tür hinspitzend, leicht gezittert; ohne Zweifel kannte er diese Art des Läutens. Muffat schaute ihn an; dann wandten sie die Augen ab. Sie fühlten sich geniert und nahmen wieder ihre reservierte Haltung an; der eine, vierschrötig und bieder, strich über das stark gescheitelte Haar, der andere reckte seine mageren Schultern hoch, auf die ein Kranz spärlicher weißer Haare niederfiel.

„Meiner Treu!“ rief Nana, brachte die zehn großen Silberstücke herbei und begann zu lachen. „Ich darf Sie doch damit beladen, meine Herren? Das hier ist für die Armen!“

Das kleine, liebenswürdige Grübchen im Kinn lächelte in vollendeter Anmut. Sie hatte jetzt wieder ihr gutmütiges Gesichtchen, jede Ziererei war aus ihrem Wesen geschwunden, und mit naiver

Gebärde bot sie den beiden Herren den kleinen Stoß von Silberstücken, den sie in ihrer offenen Hand hielt, als wenn sie hätte sagen wollen: „Na, bitt' schön, wer will denn nun zugreifen?“ Der Graf war der behendere, er nahm die fünfzig Franken, aber ein Stück blieb liegen, und er mußte es von der lauen, weichen Haut des jungen Frauenzimmers fortnehmen, was ihm ein heftiges Beben verursachte. Nana aber lachte in einem fort.

„So, das ist alles, was ich kann, meine Herren“, meinte sie, „ein andermal wird's hoffentlich mehr sein.“

Sie hatten keinen Vorwand mehr zu längerem Bleiben, verneigten sich und schritten nach der Tür. Aber in dem Augenblick, da sie gehen wollten, ertönte abermals der Klang der Glocke. Der Marquis konnte ein flüchtiges Lächeln nicht unterdrücken, während der Graf noch ernster wurde. Nana hielt sie ein paar Sekunden zurück, um Zoé zu ermöglichen, noch ein Plätzchen aufzufinden. Sie hatte es nicht gern, wenn sich die Herrschaften bei ihr begegneten. Doch diesmal mußte ja alles förmlich vollgestopft sein. Sie fühlte sich darum wirklich erleichtert, als sie den Salon leer sah; Zoé hatte sie wohl in die Wandschränke gesteckt?

„Auf Wiedersehen, meine Herren“, sagte sie, während sie auf der Schwelle des Salons stehenblieb.

Sie bezauberte sie mit ihrem Lächeln und ihrem klaren Blick.

Der Graf Muffat verneigte sich trotz seiner Weltgewandtheit nicht ohne Verwirrung; er fühlte das Bedürfnis nach frischer Luft. Er nahm ein Gefühl der Beklommenheit mit aus diesem Ankleidezimmer, einen Blumen- und Frauengeruch, der ihn erstickte. Und hinter ihm wagte der Marquis de Chouard, der sicher war, nicht gesehen zu werden, Nana mit den Augen zuzuzwinkern, während sein Angesicht mit einem Mal die Fassung verlor und die Zunge zwischen den Lippen sichtbar wurde.

Als Nana in das Kabinett zurücktrat, wo Zoé mit einem ganzen Stoß von Briefen und Visitenkarten ihrer harrte, rief sie, noch stärker lachend, der Zofe entgegen:

„Das waren die richtigen Gauner ... Nun bin ich meine fünfzig Franken doch wieder los!“

Sie hatte sich nicht im geringsten darüber geärgert; es schien ihr im Gegenteil spaßig, daß ihr die Männer Geld abgenommen hatten. Immerhin aber waren es Halunken, denn sie hatte jetzt keinen Sou mehr. Der Anblick der Karten und Briefe brachte ihr die schlechte Laune wieder. Mit ihnen mochte es noch angehen, sie kamen von Herren, die jetzt Erklärungen machten, nachdem sie ihr gestern Beifall geklatscht hatten. Aber Besucher, oh, die konnten hurtig wieder den Weg die Treppe hinab suchen!

Zoé hatte sie überall untergebracht, und sie erlaubte sich die Bemerkung, daß die Wohnung überaus praktisch sei, da von jedem Raum aus eine Tür nach dem Korridor führe. Es sei nicht wie bei Madame Blanche, wo man immer erst durch den Salon müsse. Madame Blanche habe übrigens auch immer viel Ärger gehabt.

„Geh, schick' die ganze Sippschaft einen nach dem andern weg“, meinte Nana wieder, die den einmal gefaßten Gedanken hartnäckig verfolgte. „Fang' mit dem Mulatten an!“

„Oh, der ist schon seit geraumer Zeit gegangen, Madame“, erwiderte Zoé mit einem feinen Lächeln. „Der wollte weiter nichts als Ihnen sagen, daß er heute abend verhindert sei zu kommen.“

Nun war die Freude groß. Nana klatschte in die Hände. Er kam nicht, welch ein Glück! Sie war also heute einmal frei! Und sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ob man sie von der abscheulichsten Leibesstrafe befreit hätte. Ihr erster Gedanke gehörte Daguenet. Der arme Wicht! Daß sie ihm auch gerade erst hatte schreiben müssen, bis zum Donnerstag zu warten! Halt, die Maloir sollte ihm flugs ein zweites Briefchen schreiben! Aber Zoé

sagte, daß die Alte wie gewöhnlich verschwunden sei, ohne daß man es bemerkt habe.

Dann überlegte Nana wieder, obwohl sie eben noch davon gesprochen hatte, jemanden zu ihm zu schicken. Sie war heute wirklich recht müde. Und wie gut würde ihr das tun, eine ganze Nacht einmal ruhig zu schlafen! Der Gedanke an diesen Genuß erhielt endlich das Übergewicht: einmal durfte sie sich das schon gut und gern gestatten.

„Ich werde mich zu Bett legen, wenn ich aus dem Theater komme“, sagte sie und freute sich schon im voraus, „und vor Mittag, Zoé, sollst du mich nicht wecken!“

Dann rief sie mit erhobener Stimme:

„Hopp, hopp, nun treibe mir die anderen auf die Straße!“

Zoé machte keine Anstalten.

„Den Herrn Steiner auch?“ fragte sie nach einer Pause mit scharfer Betonung.

„Ganz gewiß“, antwortete Nana, „den zuerst vor allen anderen!“

Das Mädchen wartete noch immer, um Madame Zeit zur Überlegung zu lassen. Setze denn Madame gar keinen Stolz darein, Rose Mignon, ihrer Rivalin, einen so reichen Herrn wegzukapern, der in allen Theatern bekannt sei!

„Mach geschwind, meine Liebe, und sag ihm, daß er mir lästig ist“, rief Nana, die sehr wohl wußte, was sie wollte; aber plötzlich besann sie sich, morgen könne sie doch am Ende Lust haben, ihn zu sehen, und lachend, mit den Augen zwinkernd, rief sie mit einer ungezogenen Geste:

„Übrigens, wenn ich ihn wirklich festhalten will, so ist es das beste Mittel, ich werfe ihn zur Treppe hinunter!“

Das schien Zoé einzuleuchten. Sie betrachtete Madame, von einer plötzlichen Bewunderung ergriffen, dann eilte sie, ohne sich noch länger zu besinnen, aus dem Zimmer, um dem Bankier die Tür zu weisen.

Nana wartete ein paar Minuten geduldig, um Zoé Zeit zu lassen „auszufegen“, wie sie sich ausdrückte. Was sollte man von einem solchen Überfall denken! Sie steckte den Kopf in den Salon; er war leer. Das Eßzimmer war gleichfalls leer. Aber als sie jetzt, beruhigt, niemanden mehr vorzufinden, ihre Durchsuchung fortsetzte, stieß sie plötzlich, als sie die Tür zu einem Kabinett öffnete, auf einen kleinen, jungen Menschen, der sich auf einen Koffer gesetzt hatte und ruhig, in sehr artiger Haltung, ein ungeheures Bukett auf den Knien, der kommenden Dinge harrete.

„Ach du lieber Gott!“ rief Nana aus. „Da ist ja doch noch einer drin!“

Der kleine junge Mann war, als er sie erblickte, rot wie eine Klatschrose aufgesprungen. Er wußte nicht, was er mit seinem Bukett anfangen sollte, das er vor Aufregung von einer Hand in die andere schob. Seine Jugend, seine Verlegenheit, der drollige Anblick, den er mit seinen Blumen gewährte, brachten Nana in gute Laune, so daß sie in helles Gelächter ausbrach. Das war zu stark! Würden denn schon die Kinder nach ihr verrückt? Kamen denn die Männer jetzt schon in kurzen Höschen zu ihr? Sie zeigte sich vertraulich, mütterlich, schlug sich auf die Schenkel und fragte aus Ulk:

„Willst wohl, daß man dir die Nase putzt, Bübchen?“

„Ach ja“, antwortete der Kleine mit leiser, bittender Stimme. Diese Antwort belustigte Nana noch mehr. Er war siebzehn Jahre alt und nannte sich Georges Hugon. Gestern war er im Variététheater gewesen und kam nun, ihr seine Aufwartung zu machen.

„Sind denn die Blumen da für mich?“

„Ja.“

„Na, so gib sie doch her, du Pinsel.“

Aber als sie nach dem Bukett griff, packte er mit dem Ungestüm der Jugend ihre Hände. Sie mußte ihm erst einen Klaps versetzen, damit er sie freigab. Ein grüner Junge, der schon solche Gedanken hatte! Während sie ihn gehörig auszankte, war sie rot geworden und mußte lachen. Sie schickte ihn weg, erlaubte ihm aber wiederzukommen. Er taumelte vor Glück und vermochte kaum den Ausgang zu finden.

Nana trat in ihr Ankleidesimmer zurück, wo Francis sich beinahe gleichzeitig einfand, um ihre Frisur für den Abend zu vollenden. Sie kleidete sich nur abends an. Stumm und träumerisch saß sie vor dem Spiegel und neigte den Kopf unter den geschickten Händen des Coiffeurs, als Zoé in das Kabinett trat:

„Madame, es ist noch einer draußen, der sich nicht abweisen lassen will.“

„Na, so laß ihn doch stehen!“ gab sie ruhig zur Antwort.

„Auf diese Weise kommen die Leute aber immer wieder!“

„Bah! Sag ihnen, sie sollen warten. Wenn sie der Hunger treibt, werden sie schon gehen.“

Plötzlich hatte sie einen Einfalt, und vergnügt folgte sie der neuen Eingebung: sie entglitt Francis' Händen, eilte zu den Türen und schob die Riegel vor; nun mochten sie sich nebeneinander aufstapeln, die Mauer zu durchbrechen würde ihnen schwerlich gelingen; Zoé konnte ja durch die kleine Tür hereinkommen, die nach der Küche führte. Unterdessen läutete die Glocke in einem fort. Alle fünf Minuten ließ sich ihr Klingen hell und deutlich vernehmen, mit der Regelmäßigkeit einer in gutem Stande befindlichen Maschine. Und Nana zählte die Schläge, um sich Zerstreung zu verschaffen. Aber plötzlich fiel ihr etwas anderes ein.

„Wo sind denn meine gebrannten Mandeln, Francis?“ sagte sie. Auch Francis hatte nicht an die Mandeln gedacht. Er zog jetzt eine Tüte aus seiner Rocktasche mit der verbindlichen Gebärde eines Weltmannes, der seiner Freundin ein Geschenk überreicht; aber auf jeder seiner Monatsrechnungen fand sich immer ein stattlicher Posten gebrannter Mandeln verzeichnet. Nana schob die Tüte zwischen ihre Knie und begann, indem sie den Kopf unter dem leichten Händedruck des Friseurs bewegte, von den Mandeln zu knabbern.

„Sapperlot!“ flüsterte sie nach einer kurzen Pause des Schweigens. „Ist das eine Bande!“

Dreimal hatte plötzlich die Glocke hintereinander geschellt. Das Läuten wiederholte sich in rascher Folge; es waren sowohl bescheidene Töne, die mit dem Beben eines ersten Geständnisses gestammelt wurden, als kühne, die unter dem Druck eines unwirschen Fingers erschallten, als auch eilige, die mit jähem Schrillen die Luft durchschnitten. Ein förmliches Glockenspiel, wie sich Zoé ausdrückte, ein Glockenspiel, welches das gesamte Stadtviertel alarmieren müsse, da ja ein ganzer Schwarm Männer reihenweise auf den Elfenbeinknopf drückte. Dieser Schlingel von Bordenave hatte gewiß an zu viele Leute Nanas Adresse bekanntgegeben; das ganze Auditorium des gestrigen Abends begehrte ja Zutritt!

„Sagen Sie mal, Francis“, wandte sich jetzt Nana an den Friseur, „können Sie mir fünf Louisdor borgen?“

Er trat einen Schritt zurück, blickte prüfend auf die Frisur und erwiderte dann gelassen:

„Fünf Louisdor? Je nachdem.“

„Ah, Francis“, meinte Nana wieder, „wenn Sie eine Sicherheit wünschen ...“

Und ohne den Satz zu vollenden, deutete sie mit einer weiten Handbewegung auf die zunächst stehenden Stücke. Francis lieh die fünf Louisdor. Zoé trat, wenn sie ein paar Augenblicke Zeit hatte, in das Kabinett, um die Toilette ihrer Herrin vorzubereiten. Bald nachher mußte sie sie ankleiden, während der Friseur wartete, um an den Haarputz noch die letzte Hand zu legen. Aber die elektrische Glocke störte die Zofe in einem fort, so daß sie Nana mit halb zugeschnürter Taille und halb barfüßig sitzen lassen mußte. Sie verlor trotz ihrer reichen Erfahrungen den Kopf. Nachdem sie die Männer erst einzeln, jedes Winkelchen der Wohnung benutzend, überallhin postiert hatte, war sie nun genötigt gewesen, deren drei bis vier zusammenzuschachteln, so sehr dies auch allen Bräuchen und Wünschen ihrer Herrin widersprach. Ach was! Desto besser, wenn sie einander auffraßen, da gab's doch Platz! Und Nana, die hinter den zugeschobenen Riegeln wohlgeborgen in ihrem Kabinettchen saß, machte sich lustig über sie, deren Atem sie bis in ihren Winkel hinaus hörte; sie müßten, wie sie meinte, einen recht dicken Schädel haben, und die Zunge müßte ihnen ja schon lange aus dem Halse hängen. Ihr Erfolg vom gestrigen Abend nahm seinen Fortgang, die Männermeute war ihrer Spur gefolgt.

„Wenn sie wenigstens nichts zerbrechen“, meinte Nana.

Sie fing an, unruhig zu werden. Aber in diesem Augenblick führte Zoé Herrn Labordette in das Kabinett, und Nana stieß einen Ruf der Erleichterung aus. Er wollte mit ihr von einer Rechnung sprechen, die er für sie beim Friedensrichter beglichen hatte. Sie hörte gar nicht auf seine Worte, sondern rief ihm zu:

„Labordette, ich nehme Sie mit ... Wir speisen zusammen, und dann begleiten Sie mich nach dem Theater. Ich brauche erst um halb zehn Uhr aufzutreten.“

Der wackere Labordette, wie gelegen er gerade kam! Niemals begehrte er etwas für seine Dienste. Er war lediglich der Freund der Damen, deren kleine Angelegenheiten zu ordnen er keine Mühe

scheute. So hatte er eben noch im Vorbeigehen die Gläubiger, die im Vorzimmer weilten, um eine Wartefrist gebeten; die braven Leute wollten ja übrigens gar nicht bezahlt sein: wenn sie hier gewartet hätten, so sei es ja nur geschehen, um der gnädigen Frau ihr Kompliment zu machen und ihre Dienste von neuem anzutragen: der ungeheure Erfolg, den die gnädige Frau am gestrigen Abend gehabt, habe ja ganz Paris auf die Beine gebracht.

„Kommen Sie, Labordette, wir wollen uns drücken!“ wandte sich Nana, die jetzt angekleidet war, an ihren Besucher.

„Madame, ich mache ganz entschieden nicht auf ... Es stehen noch eine ganze Reihe Männer auf der Treppe!“

Das überstieg doch alle Begriffe! Sogar Francis mußte, gegen sein englisches Phlegma, das er affektierte, lachen, während er sein Frisierzeug in Ordnung brachte. Nana hatte Labordettes Arm ergriffen und drängte diesen nach der Küche. Glücklicherweise endlich von den Männerscharen befreit und sich selbst überlassen zu sein, eilte sie die Stufen der Dienertreppe hinab.

„Sie begleiten mich doch wieder zurück?“ fragte sie ihren Führer, als sie den Hausflur betraten. „Ich werde dann wenigstens unbehelligt bleiben ... Denken Sie sich, Labordette, ich habe mir vorgenommen, heute einmal eine ganze Nacht allein zu schlafen ... Was einem doch so manchmal in den Sinn kommt, nicht wahr?“

Drittes Kapitel

Gräfin Sabine, wie man sich gewöhnt hatte, Frau Muffat de Beuville zu nennen, um sie von ihrer Frau Schwiegermutter zu unterscheiden, die im vergangenen Jahr gestorben war, hatte jeden Dienstag in ihrem Haus in der Rue Miromesnil, an der Ecke der Rue de Penthièvre, Empfangsabend. Es war ein weites viereckiges Gebäude, das die gräfliche Familie der Muffat seit länger als einem Jahrhundert bewohnte. Auf die Straße hinaus starrte die schwarze und düstere Fassade in klösterlicher Melancholie mit ungeheuren Jalousien, die beinahe immer geschlossen blieben. Hinter dem Hause standen in einem feuchten Gartenwinkel ein paar Bäume, die keine Sonne erhielten und so lang aufgeschossen waren, daß man ihre Zweige über den Schiefern des Daches erblickte.

An dem heutigen Dienstag waren gegen zehn Uhr kaum ein Dutzend Personen in dem Saal. Da man nur Freunde des Hauses erwartete, öffnete die Gräfin weder den Salon noch das Eßzimmer. Man war auf diese Weise mehr unter sich und plauderte neben dem Kamin. Der Salon war übrigens sehr groß und sehr hoch; vier Fenster mündeten auf den Garten, dessen durch den regnerischen Apriltag erhöhte Feuchtigkeit man trotz der im Kamin brennenden Buchenscheite im Zimmer gar wohl verspürte. Nie drang die Sonne in dieses Gemach; am Tage erhellte ein grünliches Licht matt das Zimmer, und abends, wenn die Lampen und der Kronleuchter angezündet waren, hatte es mit seinem massiven Mahagonimobiliar, seinen gelbseidenen Vorhängen und großgemusterten Polstern nur einen ernsten, gemessenen Charakter. Man trat in den Bereich einer frostigen Würde, alter, ergrauter Bräuche und Sitten, in ein verschwundenes, vom Geruch frommer Andacht angewehtes Zeitalter.

Gegenüber dem alten viereckigen Lehnstuhl aus hartem Holz und rauhem Stoff, in dem die Mutter des Grafen gestorben war, ruhte die Gräfin Sabine in einem tiefen Sessel, dessen rotseidene

Polsterung weich und elastisch wie Eiderdaunen war. Es war das einzige neumodische Möbel, das wie ein Phantasiestück inmitten dieser starren Strenge erschien und sehr von allem anderen abstach.

„Sind Sie unwohl, meine Liebe?“ fragte Madame Chantereau, die Frau eines Hüttenwerksbesitzers, da sie die Gräfin leicht zittern und erblassen sah.

„O nein, nicht im geringsten“, gab diese lächelnd zur Antwort.

„Es ist mir nur ein wenig zu kalt ... Der Salon ist zu groß, um gut durchgeheizt werden zu können.“

Sie schaute mit ihrem finsternen Blick die hohen Wände bis zum Plafond hinauf. Estelle, ihre Tochter, ein junges Ding von sechzehn Jahren, im Backfischalter, von magerer und unscheinbarer Figur, erhob sich von dem Taburett, auf dem sie gesessen hatte, und schob schweigend eines der Scheite ins Feuer zurück, das zur Seite gerollt war. Aber Madame de Chezelles, eine Freundin Sabines, rief:

„Ach, was gäbe ich darum, wenn ich einen solchen Saal haben könnte wie du! Du kannst doch wenigstens Besuche empfangen ... Heutzutage bekommt man nichts anderes mehr als Schachteln von Sälen gebaut ... Oh, wenn ich an deiner Stelle wäre!“

Sie setzte mit lebhaften Gestikulationen auseinander, daß sie Vorhänge, Polster, alles verändern würde, dann würde sie Bälle geben, zu denen ganz Paris herbeiströmen sollte. Ihr Mann, der hinter ihr stand, eine Magistratsperson, hörte mit ernster Miene zu. Man erzählte sich, daß sie ihn hintergehe, ohne es zu verheimlichen; aber man verzieh ihr, man empfing sie trotzdem, weil sie, wie man sagte, so verdreht war.

Der Bankier Steiner, der seit kurzer Zeit durch Léonide de Chezelles, die ganz Paris kannte, bei der Familie Muffat eingeführt war, plauderte auf einem zwischen zwei Fenstern stehenden Kanapee; er fragte einen Abgeordneten aus, dem er geschickt Neuigkeiten zu entlocken suchte, die auf eine von ihm vermutete Bewegung an der

Börse Bezug hatten, während der Graf Muffat, der vor ihnen stand, schweigend, mit noch strengem Gesicht, als er es gewöhnlich zeigte, dem Gespräch zuhörte. Vier bis fünf junge Leute bildeten eine zweite Gruppe neben der Tür, wo sie den Grafen Xavier von Vandeuves umstanden, der ihnen mit halblauter Stimme eine zweifellos sehr schlüpfrige Geschichte erzählte, denn sie erstickten fast vor Lachen. Mitten in dem Gemach, ganz allein für sich, schwerfällig in einen Fauteuil gestreckt, schlief ein dicker, robuster Herr, der im Ministerium des Innern als Bürochef angestellt war, mit offenen Augen. Aber einer der jungen Leute mochte Vandeuves' Geschichte nicht recht glauben, vorauf dieser laut ausrief:

„Sie sind zuviel Skeptiker, Foucarmont; Sie verderben ja allen den Spaß!“

Lachend trat er zu den Damen zurück. Der letzte Sproß eines angesehenen Geschlechtes, weibisch, aber geistreich, brachte er sein Vermögen durch allerlei noble Passionen, denen er leidenschaftlich nachhing, durch. Sein Pferdestall, einer der berühmtesten von ganz Paris, kostete ein rasendes Geld; seine Verluste im „Cercle Imperial“ erreichten in jedem Monat eine beängstigend hohe Summe; seine Maitressen verschlangen jahraus, jahrein, mochten die Erträgnisse seiner Besitzungen gut oder schlecht sein, mindestens eines seiner Pachtgüter und ein paar Morgen Land oder Feld dazu und rissen alljährlich einen Fetzen mehr von seinen ungeheuren Besitzungen in der Pikardie ab.

„Ich rate Ihnen, nicht die anderen für Skeptiker anzusehen, Sie, der Sie an nichts glauben“, sagte Léonide, indem sie ihm ein Plätzchen an ihrer Seite einräumte. „Kein anderer verdirbt Ihnen Ihr Vergnügen, nur Sie selbst tun es.“

„Ganz recht“, antwortete er. „Ich will indes den anderen die Möglichkeit geben, aus meiner Erfahrung Nutzen zu ziehen.“ Man nötigte ihn jedoch zu schweigen, denn Herr Venot nehme Anstoß an seinen Worten. Die Damen rückten zur Seite, und plötzlich erblickte

man, tief in einen Sessel gelehnt, einen kleinen Herrn von ungefähr sechzig Jahren mit feinem Lächeln, bei dem er seine häßlichen Zähne zeigte; er hatte sich ungeniert ausgestreckt, als ob er zu Hause wäre, hörte auf jedermanns Worte, sprach aber selbst nie eine Silbe. Mit einer Handbewegung gab er zu verstehen, daß ihm die letzten Worte der Unterhaltung mit den Damen Ärgernis bereitet hätten. Vandeuvres hatte seine vornehme Haltung wieder angenommen und setzte in gewichtigem Tone hinzu:

„Herr Venot weiß recht gut, daß ich das glaube, was man glauben muß.“

Es war eine Art Glaubensäußerung, über die selbst Léonide sich befriedigt zeigte.

Als die Diskussion gerade auf ihrem Höhepunkt angelangt war, öffnete sich die Tür und Hector de la Falaise erschien im Zimmer. Fauchery, der ihm folgte, näherte sich der Gräfin und sagte, sich verneigend: „Madame, ich habe mich Ihrer schätzenswerten Einladung erinnert ...“

Sie lächelte und sprach ein paar liebenswürdige Worte. Der Journalist blieb, nachdem er den Grafen begrüßt hatte, einen Moment stehen, als ob er nicht in diesen Salon gehöre, wo er nur den Bankier Steiner kannte. Vandeuvres, der sich umgedreht hatte, kam ihm entgegen und reichte ihm die Hand. Fauchery, der einerseits über diese Begegnung erfreut war, andererseits von einem Bedürfnis nach Aussprache gedrängt wurde, nahm Vandeuvres sogleich in Beschlag und fragte ihn mit leiser Stimme:

„Sie sind also morgen dabei?“

„Ei, das will ich meinen!“

„Um Mitternacht bei ihr.“

„Ich weiß, ich weiß ... Ich komme mit Blanche.“

Er wollte entschlüpfen, um wieder zu den Damen zu treten, aber Fauchery hielt ihn zurück.

„Nie im Leben würden Sie es erraten, mit welcher Einladung man mich betraut hat.“

Mit einem leichten Kopfnicken wies er auf den Grafen Muffat, der in diesem Augenblick einen Posten des Staatsbudgets mit dem Deputierten und Steiner diskutierte.

„Nicht möglich!“ sagte Vandevres, verdutzt und heiter gestimmt zugleich.

„Mein Wort darauf! Ich habe eidlich versprechen müssen, ihn zu ihr zu führen. Ich komme eigentlich zum Teil aus diesem Grunde her.“

Sie lachten beide still vor sich hin.

Unterdessen schaute Faloise, der ein paar rasche, halblaut gewechselte Worte aufgefangen hatte, in Erwartung einer Erklärung auf seinen Vetter Fauchery, der sich indessen nicht dazu bequemte. Von wem sprach man denn? Was hatte man denn morgen um Mitternacht vor? Er ließ seinen Vetter nicht mehr aus den Augen. Dieser suchte soeben nach einem Platz. Die Gräfin Sabine fesselte sein Interesse vor allem. Man hatte ihren Namen oft in seiner Gegenwart ausgesprochen; er wußte, daß sie, seit ihrem siebzehnten Jahr verheiratet, jetzt ungefähr vierunddreißig Jahre zählen mußte und daß sie seit ihrer Verheiratung zwischen Mann und Schwiegermutter ein klösterliches Leben geführt hatte. In den Augen der Welt galt sie den einen als eine fromme, gottergebene Frau, die anderen beklagten sie und erinnerten sich, wie fröhlich und heiter sie gelacht und wie feurig ihre Augen geblitzt hatten, bevor sie in der Tiefe dieses alten Hauses eingeschlossen worden war. Fauchery blickte sie prüfend an und überlegte. Einer seiner Freunde, der vor kurzem als Kapitän in Mexiko gefallen war, hatte ihm am Tage seiner Abreise abends beim Aufstehen vom Abschiedsmahl eine jener rücksichtslosen Mitteilungen gemacht, die sich auch die

taktvollsten Männer manchmal entschlüpfen lassen. Aber seine Erinnerungen waren undeutlich; am Abend hatte man gut diniert, und Zweifel überkamen ihn, wenn er die Gräfin inmitten dieses altehrwürdigen Saales, in ihrem ernsten schwarzen Kleide, mit ihrem ruhigen Lächeln sitzen sah. Eine hinter ihr stehende Lampe hob das feine Profil ihres runden und vollen brünetten Gesichts hervor, in dem einzig der etwas üppige Mund eine gewisse überwiegende Sinnlichkeit zeigte.

„Sag mal, hat denn die Gräfin keinen Liebhaber?“ fragte plötzlich Fauchery seinen Vetter Faloise.

„Ach nicht doch, mein Lieber, nicht doch!“ erwiderte dieser, sichtlich verwirrt durch diese unerwartete Frage. „Wo glaubst du dich denn eigentlich zu befinden?“

Dann wurde er plötzlich inne, daß sein Unwille über die Frage nicht von Lebensart zeuge, und sich auf den Sitz eines Kanapees streckend, fügte er hinzu:

„Den Teufel auch, ich will nicht gerade nein sagen, aber ich habe noch nichts davon gehört ... Es ist ein kleines Herrchen hier, der Foucarmont, mit dem Vandeuvres vorhin sprach: den findet man in jedem Winkel. Übrigens hat man ja noch weit unwahrscheinlichere Dinge erlebt. Was mich betrifft, so scher' ich mich wenig darum ... Gewiß ist nur, daß die Gräfin, wenn sie sich darin gefällt, auf Abwegen zu wandeln, es sehr schlaun anfangen muß, denn man hört niemanden davon klatschen.“

Dann meinte er, ohne daß Fauchery sich die Mühe nahm, ihn zu fragen, daß er manches über die Familie Muffat wisse. Während die Damen vor dem Kamin ihr Geplauder fortsetzten, steckten Fauchery und Faloise die Köpfe zusammen und sprachen mit leiser Stimme; man hätte glauben mögen, wenn man sie in ihren weißen Handschuhen und weißen Krawatten sitzen sah, daß sie in gewählten Phrasen über irgendein ernstes Thema sprächen. Also die

Mutter des Grafen, erzählte Falaise, sei eine unausstehliche alte Person gewesen, die in einem Fort bei den Pfaffen gelegen habe, übrigens von stolzem, hochfahrendem Wesen, eine starre Vertreterin des Autoritätsprinzips, vor der sich alles beugen mußte. Muffat selbst sei der nachgeborene Sohn eines durch Napoleon I. zum Grafen ernannten Generals. Auch ihm fehle der leichte Sinn, aber man halte ihn allgemein für einen ehrenhaften Mann und geraden Charakter. Von seiner Stellung bei Hofe, von seinen Würden und Tugenden habe er übrigens eine so hohe Meinung, daß er den Kopf wie eine Monstranz zu tragen pflege. Seine Mutter hatte seine Erziehung geleitet: tagtäglich hatte er zur Beichte gehen müssen, nie hat er sich austummeln dürfen, kurz und gut, seine Jugend in keiner Weise genossen. Schließlich, um ihn ganz getreu zu schildern, flüsterte Falaise seinem Vetter ein Wort ins Ohr.

„Nicht möglich!“ sagte dieser.

„Man hat's mir auf Ehrenwort versichert! ... Er war noch unschuldig, als er sich verheiratete.“

Fauchery betrachtete lachend den Grafen, dessen von Koteletten eingerahmtes Gesicht ohne Schnurrbart noch würdiger und härter erschien.

„Meiner Treu, er hat ganz den Kopf danach“, flüsterte er. „Ein niedliches Geschenk übrigens, das er seiner Frau gemacht hat! ... Ach, die arme kleine Gräfin! Hat die sich langweilen müssen! Sie weiß sicher kein Sterbenswörtchen davon, was?“

Er blieb in der Nähe der Gräfin, und während er sich mit ihr unterhielt, fuhr er in seinen Betrachtungen fort. Sie sah jünger aus, als sie war, und schien höchstens achtundzwanzig Jahre zu zählen; besonders ihre Augen sprühten ein Jugendfeuer, das von langen Wimpern beschattet war. In einem unregelmäßigen Familienleben großgezogen, den einen Monat beim Marquis de Chouard, den andern bei der Marquise verbringend, hatte sie sich beim Tode ihrer

Mutter sehr jung vermählt, ohne Zweifel von ihrem Vater hierzu gedrängt, dem sie im Wege stand. Ein schrecklicher Mann, dieser Marquis, über den man trotz seiner hohen Frömmigkeit allmählich sonderbare Geschichten berichtete. Fauchery fragte sie, ob er sich nicht erlauben dürfe, ihn zu begrüßen. Gewiß, entgegnete sie, ihr Vater werde kommen, jedoch erst sehr spät, weil er zu stark beschäftigt sei. Der Journalist, der zu wissen glaubte, wo der alte Herr seine Abende verbrachte, blieb ernst und still. Jedoch ein Mal, das er auf der linken Wange der Gräfin in der Nähe des Mundes bemerkte, setzte ihn in Erstaunen. Sonderbar, Nana hatte genau dasselbe. Über das Mal hinweg kräuselte sich ein leichter Flaum; nur daß bei Nana die Härchen blond und hier tiefschwarz waren. Gleichgültig, diese Dame hatte sicher keinen Liebhaber.

Nein, sie hatte keinen: das fiel in die Augen; man brauchte sie nur dort bei ihrer Tochter zu sehen, so nichtssagend und geziert auf ihren Sessel niedergelassen. Dieser grabesähnliche, von Kirchengeschmack erfüllte Salon sagte zur Genüge, unter welcher Eisenhand, einer wie strengen Lebenszucht sie sich beugen mußte. In diese altertümliche, von Feuchtigkeit schwarze Behausung hatte sie nichts von ihrem Wesen hineinzutragen vermocht. Muffat gab den Ton an und herrschte mit seiner frömmelnden Erziehung, seinem Büßen und Fasten. Jedoch das Gesicht des kleinen Graukopfes mit den schadhafte Zähnen und jenem verschmitzten Lächeln, das dieser hinter den Damen ganz plötzlich in seinem Lehnstuhl zeigte, war viel entscheidender für sein Urteil. Er kannte die Persönlichkeit: es war Théophile Venot, ein alter Sachwalter, welcher sich besonders mit Kirchenprozessen beschäftigt hatte; mit einem ansehnlichen Vermögen hatte er sich zurückgezogen und führte eine ziemlich geheimnisvolle Existenz, während man ihn überall empfang, äußerst ergeben begrüßte, ja selbst ein wenig fürchtete, gerade als ob er eine große Macht repräsentierte, eine verborgene Macht, die man hinter ihm vermutete. Im übrigen zeigte er sich äußerst demütig, war Kirchenvorstand in der

Magdalenenkirche und hatte auch bescheidenerweise eine Adjunktenstelle beim Maire des neunten Bezirks angenommen, um, wie er meinte, seine Mußestunden auszufüllen. Potz Wetter, die Gräfin war schön umringt; mit ihr war nichts anzufangen.

„Du hast recht, man könnte hier umkommen“, sagte Fauchery zu seinem Vetter, als er aus dem Damenkreise entschlüpft war.

„Wir wollen schlau sein.“

Allein Steiner, den Graf Muffat und der Abgeordnete soeben verlassen hatten, trat wütend auf sie zu und murmelte halblaut:

„Beim Henker, wenn sie nichts sagen wollen, so mögen sie schweigen ... Ich werde schon Leute finden, die reden.“

Darauf drängte er den Journalisten in eine Ecke, und mit veränderter Stimme rief er triumphierend aus:

„Nicht wahr? Also morgen ... Ich bin dabei, mein Teurer!“

„Ah!“ murmelte Fauchery erstaunt.

„Sie wußten das nicht? Oh, ich habe Mühe gehabt, sie zu Hause zu treffen! Auch ließ mich der vertrackte Mignon nicht einen Augenblick allein!“

„Also die Mignon sind auch dabei?“

„Ja, sie hat es mir gesagt ... Kurz, sie hat mich also empfangen und eingeladen ... Pünktlich um Mitternacht, nach dem Theater.“

Der Bankier strahlte vor Freude. Er blinzelte mit den Augen und fügte hinzu, während er seinen Worten einen besonderen Nachdruck verlieh:

„So weit also sind Sie schon, mein Herr?“

„Was denn?“ sagte Fauchery, der nicht zu verstehen schien. „Sie hat sich bei mir wegen meines Artikels bedanken wollen und ist daher zu mir gekommen.“

„Ja, ja ... Sie sind glücklich! Man belohnt Sie ... Apropos, wer zahlt morgen?“

Der Journalist breitete die Arme aus, um gleichsam zu erklären, daß man dies nie im voraus wissen könne.

Inzwischen wagte Faloise seinen Vetter zu fragen, indem er ihm nachschlich und ihm leise zuflüsterte: „Das Souper findet also morgen abend bei einer Dame statt? ... Bei wem? He? Bei wem?“

Fauchery gab ein Zeichen; es bedeutete, daß sie gehört würden. Soeben hatte sich die Tür wieder geöffnet und es trat eine alte Dame ein. Ihr folgte ein junger Mensch, in dem der Journalist den kaum aus dem Gymnasium Entlassenen wiedererkannte, der am Abend der „Blonden Venus“ das verhängnisvolle „Famos, famos!“ ausgerufen hatte, wovon immer noch gesprochen wurde. Die Ankunft dieser Dame brachte den Salon in Aufregung. Gräfin Sabine hatte sich rasch erhoben, um ihr entgegenzugehen, hatte ihre beiden Hände erfaßt und nannte sie ihre „liebe Madame Hugon“ . Als Faloise gewahrte, wie sein Vetter neugierig dieser Szene zuschaute, machte er ihn, um ihn in Anspruch zu nehmen, in kurzen Worten mit den Verhältnissen bekannt. Obwohl Madame Hugon, eine Notarswitwe, sich nach Les Fondettes, einer alten Familienbesitzung in der Nähe von Orléans, zurückgezogen hatte, blieb sie mit Paris stets in inniger Verbindung, da sie in der Rue Richelieu ein Haus besaß; hier verweilte sie jetzt einige Wochen, um ihren jüngsten Sohn, Student der Rechte im ersten Semester, unterzubringen; ehemals war sie mit dem Marquis de Chouard innig befreundet gewesen und hatte der Geburt der Gräfin beigewohnt, sie vor ihrer Vermählung monatelang bei sich gehabt, und selbst jetzt noch redete sie diese mit „du“ an.

„Ich habe dir Georges mitgebracht“, sagte Madame Hugon zu Sabine. „Er ist mittlerweile recht groß geworden, wie du siehst.“

Der junge Mann, mit seinen hellen Augen und seiner blonden Frisur mehr einem als Knabe verkleideten Mädchen ähnelnd, grüßte die Gräfin unbefangen und erinnerte sie an ein Ballspiel, das sie vor zwei Jahren in Les Fondettes unternommen hatten.

„Philippe ist nicht in Paris?“ fragte Graf Muffat.

„O nein“, erwiderte die alte Dame. „Er ist immer noch in Bourges in Garnison.“

Sie hatte Platz genommen und sprach sehr selbstbewußt von ihrem ältesten Sohne, der, einem plötzlichen Einfall folgend, sich hatte anwerben lassen und sehr schnell Leutnant geworden war. Alle anwesenden Damen umgaben sie mit achtungsvoller Anteilnahme.

Als Fauchery hier diese ehrbare Madame Hugon sah, diese mütterliche, von einem so wohlwollenden Lächeln verklärte Gestalt im grauen Haar, kam er sich selbst lächerlich vor, die Gräfin Sabine auch nur einen Augenblick im Verdacht gehabt zu haben.

Trotzdem hatte der große, mit roter Flockenseide überzogene Lederstuhl, in den sich die Gräfin setzte, soeben seine Aufmerksamkeit erregt. Er entdeckte daran einen rohen Geschmack und eine sinnverwirrende Phantasie in diesem altersschweren Salon. Sicherlich hatte nicht der Graf dieses Möbel lüsterner Behaglichkeit hierhergebracht. Man hätte es für einen ersten Versuch halten können, für den Beginn eines Wunsches nach Genuß. Hierauf vertiefte er sich wieder in Träumereien und kam auf die vertrauliche unbestimmte Mitteilung zurück, die ihm eines Abends in dem Nebenzimmer eines Restaurants gemacht worden war. Von einer sinnlichen Neugier getrieben, hatte er danach verlangt, bei Muffat eingeführt zu werden. Da sein Freund in Mexiko geblieben war, wer konnte wissen, was kommen würde? Man mußte eben zusehen. Er beging ohne Zweifel eine Torheit; schon der Gedanke verwirrte ihn, er fühlte sich angelockt, und seine Sinnlichkeit erwachte.

Die Damen unterhielten sich über eine Nonnenweihe, einen sehr rührenden Akt, über den das weltliche Paris seit drei Tagen tiefbewegt war. Die älteste Tochter der Baronin von Fougeray war nämlich soeben in den Karmeliterorden eingetreten; sie hatte dem unwiderstehlichen Drang ihres Herzens nachgegeben. Madame Chantereau, die mit der Familie Fougeray verwandt war, erzählte, das Tränenvergießen habe die Baronin dermaßen angegriffen, daß sie gezwungen gewesen sei, am nächsten Tage das Bett zu hüten.

„Ich hatte einen vortrefflichen Platz“, erklärte Léonide. „Ich habe die Sache sonderbar gefunden.“

Indes beklagte Madame Hugon die arme Mutter. Welch ein Schmerz, auf diese Weise eine Tochter zu verlieren!

„Na ja doch! Sie heiraten den Herrgott, wenn sie ihren Cousin nicht haben heiraten können“, murmelte Vandevres zwischen den Zähnen, da ihn dieses Thema langweilte und er Fauchery wieder aufgesucht hatte. „Haben Sie je gehört, mein Lieber, daß ein Frauenzimmer, das sich geliebt weiß, ins Kloster geht?“

Er wartete nicht auf die Antwort, denn er mochte nichts mehr hören, und fuhr halblaut fort:

„Sagen Sie mir doch, zu wie vielen werden wir morgen sein? Es werden sich Mignon, Steiner, Sie, Blanche und ich einfinden ... Wer sonst noch?“

„Caroline, denke ich ... Simonne ... Gaga, ohne Zweifel ... Man weiß dies nie genau, nicht wahr? Bei solchen Gelegenheiten glaubt man vielleicht, es seien ihrer zwanzig, und nachher sind es dreißig.“

Als Vandevres' Blicke jetzt die Damen streiften, sprang er schnell zu einem anderen Thema über.

„Jene Dame du Joncquoy muß vor fünfzehn Jahren sehr hübsch gewesen sein ... Die arme Estelle ist immer noch höher aufgeschossen — ein wahres Plättbrett!“

Allein er unterbrach sich und kam wieder auf das Souper des nächsten Tages zu sprechen.

„An jenen Geschichten ist nur dies eine langweilig, daß es immer dieselben Frauen sind ... Man müßte einmal etwas Neues schaffen. Versuchen Sie doch, ein junges Gemüse zu finden ... Halt, ich habe einen Gedanken! Ich werde jenen dicken Herrn dort bitten, die Dame mitzubringen, die er an einem der letzten Abende im Varieté mithatte.“

Er sprach von dem Bürochef im Ministerium des Innern, der mitten im Salon eingeschlummert war. Fauchery ergötzte sich aus der Ferne daran, dieser delikaten Unterhaltung zu lauschen. Vandeuves hatte sich in die Nähe des dicken Herrn gesetzt, der einen äußerst ehrwürdigen Eindruck machte. Beide schienen einen Augenblick lang mit gemessener Ruhe die schwebende Frage zu erörtern, welches Gefühl eigentlich ein junges Mädchen dahin bringen könne, den Schleier zu nehmen. Bald darauf kam der Graf zu Fauchery zurück und sagte:

„Es ist nicht möglich! Er beteuerte, sie sei tugendhaft und würde sich weigern ... Und doch hätte ich jede Wette angenommen, sie bei Laura gesehen zu haben.“

„Wie, Sie gehen zu Laura?“ murmelte Fauchery lachend. „Sie wagen sich an solche Orte? Ich glaubte, dort verkehren nur wir armen Teufel.“

„Nun, mein Lieber, man muß wohl alles kennenlernen.“

Sie lachten amüsiert und erzählten einander mit leuchtenden Augen Einzelheiten über die Table d'hôte in der Rue des Martyrs, wo die dicke Laura Piédefer Dämchen, die in knappen Geldverhältnissen waren, für drei Franken speiste. Ein schönes Nest! Alle Dämchen küßten Laura den Mund. — Da sich jetzt die Gräfin Sabine umwandte, die ein flüchtiges Wort davon vernommen haben mochte, verbargen sie sich und stritten in unbefangener Erregtheit

miteinander herum. Allein ganz in ihrer Nähe hatten sie Georges Hugon übersehen, der ihnen zuhörte; eine flammende Röte hatte sich von seinen Ohren bis hinab auf seinen mädchenhaften Hals ergossen. Dieser Jüngling war voll von verschämtem Entzücken. Seitdem ihn seine Mutter im Salon allein gelassen hatte, war er hinter Madame de Chezelles getreten, die einzige Frau, die ihm (natürlich nächst Nana, die noch immer jenen tiefen Eindruck auf ihn machte) „famos“ erschien.

„Gestern abend“, versetzte Madame Hugon, „hat mich Georges ins Theater geführt; ja, nach den Varietés, wohin ich seit zehn Jahren sicher nicht gekommen war. Dieses Kind vergöttert die Musik ... Ich selbst habe mich gar nicht amüsiert, aber er war so glücklich! ... Man spielt heutzutage sonderbare Stücke. Übrigens muß ich gestehen, daß die Musik mich wenig begeistern kann.“

„Wie, Madame, Sie lieben die Musik nicht?“ rief Madame du Joncquoy mit zum Himmel erhobenen Blicken aus. „Ist es möglich, daß man Musik nicht gern hat?“

Dies war die Ansicht aller. Niemand verlor ein Wort über das Stück der Varietés, von dem die gute Madame Hugon nichts verstanden hatte; alle diese Damen kannten es, sprachen jedoch nicht davon. Plötzlich warf man sich allgemein auf die sentimentale Seite, indem man feine und begeisterte Bewunderung den klassischen Meistern zollte. Madame du Joncquoy liebte nur Weber, während Madame Chantereau sich für die Italiener erklärte. Die Stimmen dieser Damen waren weich und schmeichelnd, so daß man hier vor dem Kamin an Kirchenandacht, an den leise verhallenden Gesang in einer kleinen Kapelle hätte denken können.

„Hm“, brummte Vandeuvres, während er Fauchery wieder in die Mitte des Zimmers führte, „wir müssen für morgen ein weibliches Wesen ausfindig machen. Wollen wir uns nicht einmal an Steiner wenden?“

„Oh“, entgegnete der Journalist, „wenn Steiner eine Person hat, so ist's eine, die in Paris kein anderer mehr will.“

Unterdessen durchspähte Vandeuvres die Umgebung.

„Warten Sie, neulich habe ich Foucarmont mit einer reizenden Blondine getroffen. Ich werde ihn bitten, diese uns zuzuführen.“

Sogleich rief er Foucarmont zu sich und wechselte schnell einige Worte mit ihm. Es schien sich eine Verwicklung dabei zu entspinnen, denn beide gingen, behutsam über die Kleider der Damen hinwegsteigend, vorsichtig fort und fanden einen anderen jungen Mann, mit dem sie in einer Fensternische die Unterhaltung fortsetzten. Fauchery, jetzt allein, entschied sich, in die Nähe des Kamins zu treten, als eine Stimme hinter ihm sprach:

„Das ist nicht eben höflich von dir.“

„Was denn?“ fragte er und erkannte, sich umdrehend, Faloise.

„Nun, ich meine, daß du mich wohl zu dem morgen stattfindenden Souper hättest einladen können.“

Fauchery wollte eben antworten, als Vandeuvres zurückkam und sagte:

„Hm, mir scheint, die Blondine geht Foucarmont gar nichts an; sie ist das Schätzchen jenes Herrn dort unten ... Sie wird nicht kommen können! Welch ein Pech! Allein ich habe eben Foucarmont gewonnen, und er wird Louise aus dem Palais Royal zu bringen versuchen. Ich werde mir auch noch mehr Herren gewinnen ... Diese jungen Leute müssen unsere hübschen Dämchen kennenlernen.“

Darauf sah man ihn mit liebenswürdigem Lächeln die Herren anreden und überall im Salon Unterhaltung anknüpfen. Er mischte sich unter die einzelnen Gruppen, diente jedem mit einer Phrase, und unter freundlichem Augenzwinkern und mit Zeichen des Einverständnisses wandte er sich wieder um. Es war gerade, als ob er mit seiner ungezwungenen Miene ein Losungswort austreute.

Sein Losungswort kam in Umlauf, und man traf gegenseitig Verabredungen, während die sentimentalischen Gespräche der Damen über die Musik das kleine fieberhafte Geräusch dieser listigen Anwerbung übertönten.

Gräfin Sabine hatte geläutet. Wenn am Dienstag ein weniger zahlreicher Besuch zu verzeichnen war, nahm man den Tee im Salon ein. Während sie noch durch einen Diener einen Armleuchter fortbringen ließ, folgte die Gräfin mit ihren Blicken dem Grafen Vandevres.

Sie zeigte jenes flüchtige Lächeln, bei dem ihre blendend weißen Zähne hervorblitzten. Als der Graf an ihr vorüberkam, fragte sie ihn: „Was für Pläne schmieden Sie denn, Herr von Vandevres?“

„Ich, Madame?“ erwiderte er ruhig. „Ich schmiede keine Pläne.“

„So! Ich sah Sie so überaus geschäftig. Da, bitte, wenn Sie sich nützlich machen wollen.“

Bei diesen Worten reichte sie ihm ein Album und bat ihn, es auf das Piano zu legen. Danach fand er ein Mittel, Fauchery ganz leise mitzuteilen, daß man Tatan Néné, die schönste Sängerin dieser Wintersaison, und Marie Blond, die beide in den Folies-Dramatiques soeben zum ersten Mal aufgetreten seien, bekommen werde. Indes hielt ihn Falaise bei jedem Schritt auf und erwartete eine Einladung. Endlich trug er sich selbst an, und Vandevres engagierte ihn sofort; nur nahm er ihm das Versprechen ab, Clarisse mitzubringen, und da Falaise Bedenken zu hegen schien, beruhigte er ihn mit den Worten:

„Da ich Sie einlade, genügt es!“

Trotzdem hätte Falaise gern den Namen der Dame erfahren. Allein die Gräfin hatte Vandevres bereits wieder gerufen und befragte ihn über die Art, wie die Engländer den Tee zubereiten. Er reiste nämlich oft nach England, wo seine Pferde an den Wettrennen teilnahmen. Nach seiner Ansicht verstanden nur die Russen eigentlich, Tee zu bereiten, und er erklärte deren Zubereitungsart. Hierauf unterbrach

er sich, als beschäftigte ihn, während er sprach, ein anderer Gedanke, und fragte:

„Apropos! Werden wir den Marquis heute abend nicht hier sehen?“

„Gewiß, mein Vater hatte es mir ausdrücklich versprochen!“ erwiderte die Gräfin. „Ich fange bereits an, unruhig zu werden ... Seine Geschäfte werden ihn gewiß zurückgehalten haben.“

Vandevres lächelte verstohlen. Auch er schien zu ahnen, welcher Art die Geschäfte des Marquis de Chouard waren. Er hatte an eine reizende Person gedacht, die der Marquis bisweilen aufs Land führte ... Ei, wenn man auch dieses Pärchen für das morgige Souper gewinnen könnte!

Indes hielt Fauchery den Augenblick für gekommen, die Einladung des Grafen Muffat zu wagen, denn der Abend schritt vor.

„Wollen Sie wirklich Ernst machen?“ fragte Vandevres, der die Sache für einen Scherz zu halten geneigt war.

„Vollen Ernst! Wenn ich meinen Auftrag nicht ausführe, wird sie mir die Augen auskratzen! Eine Laune — Sie wissen schon!“

„Dann will ich Ihnen helfen, mein Lieber.“

Es schlug elf Uhr, und die Gräfin, von ihrer Tochter unterstützt, trug den Tee auf. Da ausschließlich ganz intime Bekannte erschienen waren, gingen die Tassen und Kuchenteller vertraulich im Kreise herum. Das Gespräch riß jedoch immer häufiger ab, und eine allgemeine Ermattung verbreitete sich im Salon.

Steiner hatte wieder begonnen, heimlich den Abgeordneten zu bearbeiten, den er in einer Sofaecke belagert hielt. Herr Venot aß unter feinem Lächeln trockenes Gebäck, während der dicke Bürochef, die Nase in die Tasse versenkt, gar nicht satt zu werden schien. Die Gräfin indessen ging ruhig, ohne sich besonders aufzuhalten, vom einen zum ändern, blieb hier und da einige Sekunden stehen, um mit einer still fragenden Miene die Herren zu

betrachten, und bewegte sich dann lächelnd weiter. Als sie sich Fauchery näherte, der mit ihrem Gemahl und mit Vandeuvres sprach, bemerkte sie, daß man plötzlich schwieg; sie hielt sich aber nicht auf, sondern gab die Tasse Tee an Georges Hugon.

„Ich kenne eine Dame, Herr Graf, die Sie bei ihrem Souper zu sehen wünscht“, fuhr der Journalist heiter fort, zum Grafen Muffat gewendet.

Der Graf, dessen Gesicht während des ganzen Abends finster geblieben war, schien sehr erstaunt.

„Was ist denn das für eine Dame?“

„Nun, Nana!“ sagte Vandeuvres, gerade auf das Ziel zusteuern.

Der Graf wurde noch ernster; seine Augen bewegten sich kaum, während ein Zug von Unbehagen, wie ein leiser Anfall von Migräne, über seine Stirn glitt.

„Aber ich kenne diese Dame ja gar nicht“, murmelte er.

„Nanu, Sie sind doch bei ihr gewesen!“ bemerkte Vandeuvres.

„Wie, ich wäre bei ihr gewesen? ... Ach ja, neulich, im Interesse des Wohltätigkeitsvereins! Daran dachte ich nicht mehr. Aber trotzdem kenne ich sie nicht und kann die Einladung darum nicht akzeptieren.“

Er hatte eine eisige Miene angenommen, um ihnen zu verstehen zu geben, daß ihm dieser Scherz nicht behage. Für einen Mann von seiner Stellung war nicht der Platz am Tisch einer jener Damen. Vandeuvres widersprach ihm entschieden: es handle sich lediglich um ein Künstlersouper, und Talent entschuldige alles. Allein ohne weiter die Beweisgründe von Fauchery anzuhören, der von einem Diner erzählte, bei dem der Prinz von Schottland, ein Sohn der Königin, sich neben eine frühere Chansonettensängerin gesetzt habe, betonte der Graf seine Weigerung. Es entfuhr ihm sogar trotz seiner größten Höflichkeit ein Zeichen von Unwillen.

Georges und Faloise, im Begriff, ihre Tasse Tee zu trinken, hatten einige Worte aufgeschnappt.

„Ah, also bei Nana!“ murmelte Faloise. „Ei, das hätte ich ahnen können.“

Georges sagte nichts, aber er glühte, sein blondes Haar hing lose herab, seine blauen Augen sprühten Feuer. Endlich trat doch auch er in jenes Leben ein, von dem er bisher nur geträumt hatte!

„Leider weiß ich die Adresse nicht“, bemerkte Faloise.

„Boulevard Haussmann, zwischen der Arkadenstraße und der Rue Pasquier, im dritten Stock“, stieß Georges in einem Zuge hervor. Und während der andere ihn erstaunt ansah, fügte er errötend und von geckenhafter Verlegenheit befangen hinzu:

„Ich weiß es und werde dort sein, denn sie hat mich heute früh eingeladen.“

Plötzlich entstand eine große Bewegung im Salon. Vandeuvres und Fauchery konnten nicht mehr in der Nähe des Grafen bleiben und gaben es auf, weiter in ihn zu dringen, denn der Marquis de Chouard war eingetreten, und alles beeilte sich, ihn zu begrüßen.

Er war mit seinen zittrigen Knien mühsam vorwärts gekommen und blieb bleich, mit blinzelnden Augen, mitten im Zimmer stehen, als komme er aus irgendeinem dunklen Gäßchen und sei durch das helle Lampenlicht noch geblendet.

„Ich glaubte schon, Sie heute gar nicht mehr hier zu sehen, Vater“, sagte die Gräfin, „und das würde mich bis morgen in steter Unruhe gehalten haben.“

Ohne zu antworten, betrachtete er sie mit der Miene eines Menschen, der nicht versteht, was man zu ihm spricht. Seine dicke Nase erschien in dem glattrasierten Gesicht wie eine Geschwulst, während seine Unterlippe schlaff herabhing. Als ihn Madame Hugon dermaßen angegriffen sah, bedauerte sie ihn mitleidsvoll.

„Sie arbeiten zuviel! Sie sollten sich mehr Ruhe gönnen. In unserem Alter muß man die Arbeit den jungen Leuten überlassen.“

„Die Arbeit, ach ja, die Arbeit!“ stotterte er endlich. „Immer viel, viel Arbeit ...“

Er setzte sich und richtete seinen krummen Rücken langsam in die Höhe, indem er mit einer ihm geläufigen Bewegung die Hand über sein weißes Haar gleiten ließ, dessen spärliche Locken hinter seinen Ohren herabhingen.

„Woran arbeiten Sie denn noch so spät?“ fragte Madame du Joncquoy. „Ich glaubte, Sie seien zum Empfang des Finanzministers gegangen.“

Aber die Gräfin legte sich ins Mittel. „Mein Vater hat einen Gesetzentwurf zu studieren“, sagte sie.

„Ja, einen Gesetzentwurf“, erwiderte er, „einen Gesetzentwurf, richtig ... Ich hatte mich eingeschlossen ...“

Vandevres hatte Fauchery einen Blick zugeworfen. Beide befanden sich hinter dem Marquis und machten sich ihm bemerklich. Als ihn Vandevres beiseite nehmen konnte, um mit ihm über die schöne Dame zu sprechen, die er aufs Land zu führen pflegte, stellte der Greis sich höchst erstaunt. Vielleicht hatte man ihn gar mit der Baronin Decker gesehen, bei der er bisweilen einige Tage in Viroflay zubrachte? Vandevres, um ihn für diese Lüge zu strafen, fragte ihn geradeheraus:

„Sagen Sie mir doch, Marquis, wo sind Sie denn gewesen? Ihr Ellbogen ist ja ganz voll Spinnewebe und Gips.“

„Mein Ellbogen?“ stammelte er bestürzt. „Wirklich, es ist wahr ... Ein wenig Schmutz ... Ich werde ihn wahrscheinlich beim Herabsteigen der Treppe irgendwo abgestreift haben.“ — Mehrere Personen gingen jetzt fort. Es war fast Mitternacht.

„Warten Sie!“ sagte Vandevres zu Fauchery. „Wir müssen vom Grafen einen definitiven Bescheid haben.“

Der Graf Muffat unterhielt sich mit seinem Schwiegervater und einigen anderen ernsten Herren. Vandevres führte ihn beiseite, erneuerte die Einladung und gab ihr dadurch Nachdruck, daß er ihm sagte, er sei selbst bei dem Souper zugegen. Ein Herr dürfe überall hingehen; es werde niemand daran denken, darin etwas Schlechtes zu erblicken, man könne es höchstens sonderbar finden. Der Graf hörte diese Auseinandersetzung mit gesenkten Blicken und stummer Miene an; Vandevres bemerkte an ihm ein Zögern, als sich der Marquis de Chouard mit fragender Miene näherte. Und als auch dieser dadurch, daß Fauchery jetzt ihn selbst einlud, erfuhr, worum es ging, blickte er verstohlen seinen Schwiegersohn an. Ein verlegenes Schweigen trat ein; allein beide ermutigten sich und hätten sicherlich endlich die Einladung angenommen, wenn Graf Muffat nicht Venot bemerkt hätte, der ihn fest ins Auge faßte.

„Nein“, erwiderte er sogleich in so bestimmtem Ton, daß sich nichts mehr einwenden ließ.

Hierauf weigerte sich der Marquis noch viel energischer. Er war jetzt strenger Moralist. Die höheren Klassen, meinte er, müßten ein gutes Beispiel geben. Fauchery lächelte und stieß Vandevres an. Er wartete nicht auf ihn, sondern entfernte sich unverzüglich, indem er sagte, daß er sich nunmehr an sein Journal machen müsse.

„Bei Nana, um Mitternacht, nicht wahr?“ rief er ihm noch zu. Faloise zog sich ebenfalls zurück; Steiner hatte sich soeben von der Gräfin verabschiedet; andere Herren folgten. Und dieselben Worte, mit denen sich Fauchery verabschiedet hatte, kursierten in aller Munde; ein jeder wiederholte: „Um Mitternacht bei Nana“, während er seinen Überzieher im Vorzimmer holte. Georges, der erst mit seiner Mutter weggehen sollte, hatte sich auf die Schwelle gestellt, wo er die genaue Adresse, dritter Stock, Tür links, angab. Indessen warf Fauchery vor seinem Weggang noch einmal einen Blick in den Salon.

Vandevres hatte seinen Platz mitten unter den Damen wieder eingenommen und scherzte mit Léonide de Chezelles. Graf Muffat und der Marquis de Chouard mischten sich in die Unterhaltung, während die brave Madame Hugon mit offenen Augen schlummerte. Hinter den Kleidern verborgen, hatte Herr Venot, der wieder in seiner früheren Kleinheit erschien, sein bekanntes Lächeln von neuem angenommen. Langsam schlug die Uhr zwölf in dem weiten, feierlichen Raum.

Fauchery blickte noch einmal nach der Gräfin Sabine und schloß darauf die Tür. Sabine unterhielt sich gemütlich mit dem Bürochef und schien sich für die Unterhaltung des dicken Herrn zu interessieren. Entschieden mußte Fauchery sich getäuscht haben, denn es war durchaus nichts von einem Bruch zwischen dem Grafen und seiner Gattin zu bemerken.

„Nun, kommst du denn nicht herunter?“ rief ihm Faloise vom Vestibül aus zu. Und als man sich auf dem Bürgersteig trennte, wiederholte man nochmals: „Morgen bei Nana!“

Viertes Kapitel

Seit dem frühen Morgen hatte Zoé die Wohnung einem Hotelwirt überlassen, der mit einem Kellnerpersonal von Brébant geschickt worden war. Brébant mußte alles liefern: Souper, Geschirr, Gläser, Tischzeug, Blumen, sogar Stühle und Sessel. Nana hätte auch nicht ein Dutzend Servietten in ihren Schränken gefunden, und da sie noch nicht Zeit gehabt hatte, sich in ihrer neuen Sphäre zu zeigen, zugleich aber auch verschmähte, ins Gasthaus zu gehen, so hatte sie lieber ein Gasthaus in ihrer Wohnung aufgemacht. Dies erschien ihr passender. Ihren großen Erfolg als Schauspielerin wollte sie durch ein Souper feiern, von dem man rühmend sprechen sollte. Da das Speisezimmer zu klein war, hatte der Hotelwirt im Salon den Tisch gedeckt, und auf diesem fanden, allerdings etwas gedrängt, fünfundzwanzig Kuverts Platz.

„Alles fertig?“ fragte Nana, als sie um Mitternacht wieder hereintrat.

„Das weiß ich nicht“, antwortete Zoé barsch und schien außer sich zu sein. „Gott sei Dank, ich kümmere mich um nichts! In der Küche, überhaupt in der ganzen Wohnung haben diese Menschen eine heillose Unordnung angerichtet! Und überdies habe ich Zank und Streit in Menge gehabt ... Die andern beiden sind auch noch gekommen; ich habe sie aber, meiner Treu, zur Tür hinausbefördert.“

Sie sprach von den beiden früheren Verehrern von Madame, dem Großhändler und dem Walachen, denen Nana den Abschied zu geben beschlossen hatte, da sie, über ihre Zukunft beruhigt, Abwechslung wünschte.

„Man kann sich vor ihnen nicht retten!“ murmelte Nana.

„Wenn sie wiederkommen, so drohe ihnen damit, daß du die Polizei zu Hilfe rufen wirst.“

Sodann rief sie Daguenet und Georges herbei, die im Vorzimmer geblieben waren. Beide hatten sich am Künstlerausgang getroffen und waren von Nana in einem Fiaker hierhergeführt worden. Da noch niemand zugegen war, rief sie ihnen zu, in das Ankleidezimmer einzutreten, während Zoé ihr bei der Toilette helfen sollte. Nana war schon fertig, als ihr Unterkleid an einem Lehnstuhl hängenblieb und zerriß. Da fluchte sie wütend, etwas Derartiges könne nur ihr widerfahren. Zorn erfüllt zog sie das Kleid aus, ein sehr feines, weißes Seidenkleid von solcher Schmiegsamkeit und Zartheit, daß es wie ein langes Untergewand eng anlag. Allein sofort legte sie es wieder an, weil sie kein anderes fand, das ihrem Geschmack entsprach, und tränenden Auges erklärte sie, sie sehe aus wie ein Lumpenweib. Daguenet und Georges mußten den Riß mit Stecknadeln zustecken, während Zoé ihre Toilette wieder ordnete. Alle drei waren emsig um sie beschäftigt, und wahrlich, es war höchste Zeit, denn es kamen schon einige der geladenen Gäste.

Eiligst entfernte sie sich, während Georges immer noch in seiner knienden Stellung mit dem Zipfel seines Fracks den Boden fegte. Als er gewahrte, wie Daguenet ihn betrachtete, errötete er. Indes wurden beide ganz vertraut miteinander, ordneten die Knoten ihrer Krawatten vor dem großen Ankleidespiegel und reinigten einander mit einer Bürste, da ihre Röcke, die an Nana gestreift hatten, ganz weiß geworden waren.

„Man könnte meinen, wir hätten uns mit Zucker bestreut“, meinte Georges mit dem Lächeln eines naschhaften Kindes.

Ein für diesen Abend gemieteter Lakai führte die Geladenen in den kleinen Salon, ein enges Zimmer, in dem sich für den Empfang so vieler Leute nur vier Stühle befanden. Aus dem großen benachbarten Salon drang das Geräusch von klapperndem Geschirr und Silberzeug, während unter der Tür hervor ein heller Lichtstreifen leuchtete. Bei ihrem Eintreten fand Nana schon Clarisse Besnus, die Falaise mitgebracht hatte, in einem Lehnstuhl sitzen.

„Wie? Du bist die erste!“ sagte Nana, die sich seit ihrem Erfolg auf einen ganz vertraulichen Fuß mit ihr stellte.

„Ach, daran ist mein Begleiter schuld“, erwiderte Clarisse. „Er fürchtet immer, zu spät zu kommen. Wenn ich ihm Glauben geschenkt hätte, so hätte ich nicht einmal Zeit gehabt, mein Rouge abzuwischen.“

Der junge Mann, der Nana zum erstenmal sah, machte viele Komplimente, sprach von seinem Cousin und verbarg seine Aufregung unter übertriebenen Höflichkeitsbezeugungen. Nana drückte ihm die Hand und ging dann schnell auf Rose Mignon zu. Sie nahm plötzlich eine sehr vornehme Miene an.

„Ach, meine Werte, welch eine Aufmerksamkeit ... Ich hatte mich so sehr auf Ihre Gegenwart gefreut!“

„Oh, ich bin meinerseits entzückt, versichere ich Ihnen“, erwiderte Rose mit gleicher Liebenswürdigkeit.

„Nehmen Sie doch Platz ... Haben Sie irgendwelchen Wunsch?“

„Nein, ich danke Ihnen ... Ach doch! Ich habe meinen Fächer im Pelzmantel gelassen. Herr Steiner, bitte, in der rechten Tasche.“

Steiner und Mignon waren hinter Rose hereingekommen. Der Bankier ging zurück und kehrte mit dem Fächer wieder, während Mignon Nana wie eine Schwester umarmte und Rose ebenfalls zu einer Umarmung nötigte. War man am Theater denn nicht wie eine große Familie? Darauf winkte er mit den Augen, um gleichsam Steiner zu ermutigen; dieser jedoch, durch Roses Anblick verlegen geworden, begnügte sich damit, Nana die Hand zu küssen.

In diesem Augenblick erschien der Graf Vandeuvres mit Blanche de Sivry und wurde äußerst zuvorkommend empfangen. Nana führte Blanche mit betonter Höflichkeit zu einem Lehnstuhl. Inzwischen erzählte Vandeuvres lachend, daß Fauchery sich unten vor der Tür herumstreite, weil der Hausmeister den Wagen von Lucy Stewart

nicht hatte einlassen wollen. Als aber der Lakai die Tür geöffnet hatte, trat Lucy mit graziösem Lächeln ein, nannte selbst ihren Namen, begrüßte Nana mit der größten Freundlichkeit und sagte ihr, sie habe sie sofort liebgewonnen und in ihr ein großes Talent erblickt. Nana, durch ihre neue Rolle als Herrin des Hauses stolz gemacht, dankte ihr mit sichtbarer Verwirrung. Dennoch schien sie seit der Ankunft Faucherys etwas Besonderes zu beschäftigen. Sobald sie sich ihm nähern konnte, fragte sie ganz leise:

„Wird er kommen?“

„Nein, er hat nicht gewollt“, erwiderte der Journalist kurz, da ihm die Frage unerwartet kam, obwohl er eine Geschichte ersonnen hatte, um die Weigerung des Grafen Muffat zu erklären. Er merkte auch sofort, daß er eine große Ungeschicklichkeit begangen hatte, denn er sah, wie Nana darüber erleichte; er suchte daher seine Rede fortzusetzen:

„Er hat nicht gekonnt, da er heute abend die Gräfin zum Ball beim Minister des Innern begleitet.“

„Gut“, murmelte Nana, die ihn als böswillig verdächtigte.

„Du wirst mir dafür büßen, mein Lieber!“

„Ach“, erwiderte er, durch diese Drohung verletzt, „ich liebe derartige Aufträge nicht! Wende dich das nächste Mal an Labordette!“

Erbost kehrten sie einander den Rücken. Eben jetzt brachte Mignon Herrn Steiner in Nanas Nähe. Als diese allein war, sagte er leise, mit der gemütlichen Unverfrorenheit eines Spießgesellen, der seinem Freunde ein Vergnügen verschaffen will:

„Glauben Sie mir, er grämt sich noch zu Tode ... Er fürchtet nur meine Frau. Wollen Sie ihn nicht in Schutz nehmen?“

Nana schien ihn nicht zu verstehen. Lächelnd schaute sie nach Rose, ihrem Gatten und dem Bankier:

„Herr Steiner, Sie werden gütigst an meiner Seite Platz nehmen.“

Aus dem Vorzimmer drang jetzt lautes Gelächter, ein Gewirr von fröhlichen und geschwätzigen Stimmen. Labordette erschien mit fünf Damen, seinem „Pensionat“, wie die böse Lucy Stewart sagte. Darunter befanden sich Gaga, majestätisch in einer engen Samtrobe, Caroline Héquet, stets in schwarzer, mit einem Spitzenschleier garnierter Seide, alsdann Léa de Horn, nach ihrer Art wunderbar gekleidet, die wohlgenährte Tatan Néné, ein schönes, blondes Kind mit einem stark entwickelten Busen, über den man sich lustig machte, und schließlich die kleine Marie Blond, ein siebzehnjähriges Mädchen, das am Folies-Theater debütierte. Labordette hatte sämtliche Damen in einem einzigen Wagen hergebracht, und sie lachten immer noch darüber, wie gedrängt sie gegessen hatten, Marie Blond auf dem Schoß der anderen. Allein jetzt wurden sie gesetzter und machten ihre Begrüßungen in damenhafter Weise. Gaga stellte sich wie ein Kind an und lispelte aus übertriebener Vornehmtuerei.

Nur Tatan Néné, der man unterwegs erzählt hatte, daß sechs völlig nackte Neger das Souper bei Nana servieren würden, war unruhig und wollte die versprochenen Neger sehen. Labordette sagte, sie sei ein Gänschen, und bat sie, zu schweigen.

„Und Bordenave?“ fragte Fauchery.

„Oh, stellen Sie sich vor! Ich bin außer mir!“ rief Nana aus.

„Er wird nicht kommen können!“

„Ja“, sagte Rose Mignon, „er hat sich den Fuß verletzt. Sie sollten ihn nur fluchen hören, während sein Bein eingeschnürt auf einem Stuhl ruht!“

Allgemein ward Bordenave bedauert, denn ohne ihn sei kein schönes Souper möglich. Doch man mußte sehen, auch ohne ihn auszukommen, und schon sprach man über andere Dinge, als sich eine mächtige Stimme hören ließ:

„Was denn! Was denn! So will man mich abspeisen?“

Ein Ausruf des Staunens durchlief die Gesellschaft, und jedermann wandte sich um. Der dicke Bordenave mit seinem steifen Bein stand auf der Schwelle, sein Gesicht war rot, er stützte sich auf die Schulter von Simonne Cabiroche. Gegenwärtig pflegte er nämlich Simonne seine Abendbesuche abzustatten. Diese Kleine, die eine gute Erziehung genossen hatte, Klavier spielte und Englisch sprach, war ein allerliebstes blondes Kind, so zart, daß sie unter Bordenaves wuchtiger Last fast umsank, dabei aber doch lächelte und unterwürfig aussah. Er blieb einige Augenblicke stehen, da er sah, daß sie beide eine interessante Gruppe bildeten.

„Ha, ich sollte meinen, daß ihr nicht über mich zu klagen habt! Ich bin euch, denke ich, ein guter Vater ... Hab' freilich gefürchtet, mich arg zuzurichten, hab' mich aber doch schließlich herbemüht!“

Allein er unterbrach sich, um einen Fluch auszustoßen.
„Himmeldonnerwetter!“

Simonne hatte einen zu schnellen Schritt getan, und sein Fuß hatte soeben geschmerzt. Er versetzte ihr einen Stoß; sie aber, immer noch freundlich, senkte ihr so liebliches Antlitz wie ein Tier, das geschlagen zu werden fürchtet, und stützte ihn mit allen ihren Kräften. Übrigens machte man sich mit vielem Geräusch eiligst um ihn zu schaffen. Nana und Rose Mignon rollten einen Lehnstuhl herbei, auf dem sich Bordenave niederließ, während die anderen Damen ihm einen zweiten Stuhl unter das verletzte Bein schoben. Alle Schauspielerinnen, die zugegen waren, umarmten ihn, während er leise seufzte:

„Himmeldonnerwetter, mein Fuß ... Gott sei Dank! Mein Magen ist wenigstens stets in Ordnung, wie Sie gleich sehen sollen.“

Unterdessen waren noch mehr Tischgäste gekommen, so daß man sich im Zimmer kaum noch bewegen konnte. Das Geklirr des Tischgeschirrs und des Silberzeugs hatte aufgehört, doch wurde

vom großen Salon her ein heftiger Wortwechsel vernehmbar, wobei man besonders die wütende Stimme des Hotelwirts unterschied. Nana wurde unruhig, da sie keine Eingeladenen mehr erwartete und über die Verzögerung des Soupers erstaunt war. Sie hatte Georges hinüberschickt, der sich erkundigen sollte, als sie zu ihrer großen Überraschung noch verschiedene Herren und Damen kommen sah, die sie absolut nicht kannte. Deshalb fragte sie Bordenave, Mignon und Labordette darüber, allein diesen waren die Herrschaften ebenfalls unbekannt. Als sie sich an den Grafen Vandeuvres wandte, erinnerte sich dieser, daß es jene jungen Leute seien, die er beim Grafen Muffat für das Souper gewonnen hatte.

Nana dankte ihm. Sehr gut, sehr gut! Es würde nur etwas eng zugehen; und sie bat Labordette, doch noch sieben Kuverts zu bestellen. Kaum war er fort, als der Bediente abermals drei Personen hereinführte. Jetzt wurde die Sache allerdings lächerlich, denn sicher mußte es nunmehr an Plätzen fehlen. Nana, der der Ärger allmählich die Röte aus den Wangen trieb, meinte, dergleichen schicke sich doch durchaus nicht. Als sie jedoch noch zwei Gäste kommen sah, mußte sie lachen, denn nun fand sie die Sache spaßhaft. Jedermann stand am Tisch, nur Gaga und Rose Mignon saßen, während Bordenave für sich allein zwei Stühle beanspruchte. Die Stimmen schwirrten durcheinander, man sprach leise und unterdrückte hier und da ein leichtes Gähnen.

„Sage mir doch, mein liebes Kind“, fragte Bordenave jetzt Nana, „wie wäre es denn, wenn man sich nun zu Tisch setzte? Wir sind doch vollzählig, nicht wahr?“

„Ach ja, wir sind wahrhaftig vollzählig“, erwiderte sie lachend.

Sie ließ ihre Blicke umherschweifen, doch bald ward sie ernst, als wunderte sie sich, jemanden nicht zu finden. Ohne Zweifel fehlte ein Tischgenosse, von dem sie gar nicht sprach. Vielleicht kam er noch. Einige Minuten später bemerkten die Eingeladenen in ihrer Mitte einen großen Herrn von edler Gestalt, den ein schöner weißer Bart

zierte. Das überraschendste war, daß ihn niemand hatte hereinkommen sehen; er mußte sich durch eine halboffene Tür des Schlafzimmers in den kleinen Salon geschlichen haben. Es herrschte allgemeines Schweigen, nur ein Zischeln lief von Mund zu Mund. Graf Vandeuves aber kannte den Herrn genau, denn beide hatten insgeheim einen Händedruck gewechselt; allein er beantwortete die Fragen der Damen nur durch ein Lächeln. Caroline Héquet hielt ihn für einen englischen Lord, der den nächsten Tag sich in London verheiraten werde; sie kannte ihn gut, denn er hatte sie schon besucht. Diese Geschichte machte nun die Runde unter den Damen; nur Marie Blond ihrerseits behauptete, in ihm einen deutschen Gesandten wiederzuerkennen, der eine ihrer Freundinnen des Abends oft besuchte. Unter den Herren beurteilte man ihn rasch: ein gewichtiger Mann, der vielleicht das Souper bezahlen werde. Richtig, es hatte ganz danach den Anschein. Bah, aber man mußte doch immer erst noch zusehen, ob das Souper gut war! Kurz, man blieb im Zweifel, und schon fing man an, den weißbärtigen Herrn zu vergessen, als der Hotelwirt die Tür zum großen Salon mit der Meldung öffnete, daß angerichtet sei.

Nana hatte Steiners Arm genommen, ohne, wie es schien, eine Bewegung des alten Herrn zu bemerken, der ganz allein hinter ihr her ging. Übrigens konnte keine geordnete Reihe zustande kommen, vielmehr traten die Herren und Damen ohne jede Ordnung ein, mit bürgerlicher Unbefangenheit über diesen Mangel an Etikette scherzend. Eine lange Tafel dehnte sich von dem einen Ende dieses großen Zimmers zum andern, und dennoch erwies sie sich als noch zu klein, so daß die Teller einander beinahe berührten. Vier zehnamige Kandelaber erleuchteten den neusilbernen Tafelaufsatz, der rechts und links reich mit Blumen geziert war. Der ganze Luxus entsprach der Aufmachung eines Gasthauses: ungezeichnetes Porzellan mit vergoldeten Kanten, abgenutztes und durch das fortwährende Abwaschen unscheinbar gewordenes Silberzeug, Gläser, wie man sie zu Dutzenden in jedem Magazin

haben konnte. Alles erinnerte an einen verfrühten Einzugsschmaus, an ein urplötzlich gekommenes Glück, wo noch nichts an seinem geeigneten Platze war. Ein Kronleuchter fehlte; in den Kandelabern steckten zu hohe Kerzen, die einen blaßgelben Schein über die Kompottschüsseln, aufgetürmten Teller und Schalen verbreiteten, in denen Früchte, kleines Gebäck, Konfitüren symmetrisch aufgestellt waren.

„Ich bitte“, sagte Nana, „setze sich ein jeder nach Belieben ... Das ist amüsanter.“

Sie blieb mitten vor der Tafel stehen. Der alte Herr, den niemand kannte, hatte an ihrer rechten, Steiner an ihrer linken Seite Platz genommen. Verschiedene Tischgäste hatten sich schon gesetzt, als man aus dem kleinen Salon heftiges Fluchen vernahm. Bordenave, den man völlig vergessen hatte und der nun bemüht war, sich von seinen beiden Stühlen aufzurichten, heulte dort Zetermordio und schimpfte auf Simonne, die ihn im Stich gelassen hatte. Die Damen eilten mitleidsvoll herbei, und Bordenave erschien, halb getragen von Caroline, Clarisse, Tatan Néné und Marie Blond, im Eßzimmer.

„Mitten an die Tafel! Nana gegenüber!“ rief alles. „Bordenave in die Mitte! Bordenave soll den Vorsitz führen!“

Die Damen leisteten bereitwillig Folge. Aber Bordenave brauchte einen zweiten Stuhl für sein krankes Bein, das zwei Damen aufhoben und behutsam streckten. In dieser Stellung genierte ihn sein Bein nicht weiter; er speiste nun einfach auf der Seite liegend. „Poztausend!“ brummte er. „Wie unbeholfen man doch ist! Ach, meine kleinen Miezen, der Papa empfiehlt sich eurer Fürsorge!“

Rose Mignon saß zu seiner Rechten und Lucy Stewart zu seiner Linken. Sie versprachen, für ihn Sorge zu tragen. Jedermann nahm jetzt Platz: der Graf von Vandevres zwischen Lucy und Clarisse, Fauchery zwischen Rose Mignon und Caroline Héquet. Auf der anderen Seite hatte sich Hector de la Faloise eiligst neben Gaga

gesetzt, trotz der Zurufe Clarisses ihm gegenüber, während Mignon, der sich nicht von Steiner entfernen wollte, von diesem nur durch Blanche getrennt war; zu ihrer Linken saß Tatan Néné, dann kam Labordette. An den beiden Enden der Tafel saßen die jungen Herren und Damen, Simonne, Léa de Hörn, Marie Blond, bunt durcheinander. Dort saßen auch Daguenet und Georges, die sich immer mehr zueinander hingezogen fühlten.

Als indessen zwei Personen keinen Platz fanden, gab dies Anlaß zu Scherzen, und die Herren boten ihnen ihre Knie an. Clarisse, die sich kaum rühren konnte, sagte zu Vandevres, sie werde beim Verteilen der Speisen auf ihn rechnen. Daß auch dieser Bordenave mit seinem lahmen Bein so viel Platz brauchte! Eine letzte Anstrengung wurde gemacht, und nun fand jedermann sein Plätzchen.

Bordenave pries eben laut die Suppe an, als auf einmal protestierende Stimmen sich erhoben. Die Tür hatte sich soeben wieder geöffnet und drei Nachzügler, eine Dame und zwei Herren, waren eingetreten. Nana, ohne ihren Stuhl zu verlassen, kniff die Augen halb zu und versuchte sie zu erkennen. Die Dame war Louise Violaine; die Herren jedoch waren ihr nicht bekannt.

„Meine Liebe“, sagte Vandevres, „jener Herr ist mein Freund, ein Marineoffizier, Herr de Foucarmont, den ich eingeladen habe.“

Foucarmont grüßte leicht und fügte hinzu:

„Ich habe mir noch erlaubt, einen meiner Freunde mitzubringen.“

„Ach, vortrefflich!“ sagte Nana. „Bitte, setzen Sie sich! ... Clarisse, rücke noch ein wenig zu! Dort unten haben sich die Herrschaften etwas sehr ausgebreitet ... Dorthin, ich bitte ...“

Man rückte noch enger zusammen, Foucarmont und Louise fanden an einer schmalen Tischecke Platz; sein Freund jedoch mußte sich in einiger Entfernung von seinem Kuvert placieren; er speiste, indem er die Arme zwischen den Schultern seiner Nachbarn hindurch ausstreckte. Bordenave regte die gesamte Tischgesellschaft auf,

denn er erzählte, er habe noch beabsichtigt, Prullière, Fontan und den alten Bosc herzubringen. Mit trockener Ruhe erwiderte Nana, sie würde diese Leute einfach abgewiesen haben; wenn sie ihre Kollegen heute abend bei sich zu sehen gewünscht hätte, wären sie schon von ihr selbst eingeladen worden. Nein, nein, keine Schauspieler! Der alte Bosc sei immer betrunken, Prullière zu sehr für sich eingenommen, und Fontan mache sich durch sein Schreien und seine Dummheiten in jeder Gesellschaft unerträglich; Komödianten fühlten sich übrigens in feiner Herrengesellschaft stets ungemütlich. „Ja, ja, das ist wahr!“ erklärte Mignon.

Alle Herren um den Tisch herum sahen höchst nobel in ihrem Gesellschaftsanzug aus, ihre bleichen Gesichter verliehen ihnen ein vornehmes Gepräge, das durch einen Zug von blasierter Ermüdung noch verfeinert wurde. Die Bewegungen des alten Herrn waren gemessen, und ein feines Lächeln umspielte seinen Mund, gerade als ob er den Vorsitz in einer Diplomatenversammlung geführt hätte. Vandeuves schien sich bei der Gräfin Muffat zu befinden, so ausgesucht höflich verkehrte er mit seinen Nachbarinnen. Noch am Morgen hatte Nana zu ihrer Tante gesagt, die Herren könnte man gar nicht besser finden; alle vornehm oder reich, kurz: lauter Kavaliere! Auch die Damen benahmen sich vortrefflich. Einige, wie Blanche, Léa und Louise, waren in ausgeschnittenen Kleidern erschienen, nur bei Gaga konnte man etwas zu tief schauen; gerade sie hätte in ihrem Alter besser getan, ihre vermeintlichen Reize nicht zu stark zur Schau zu tragen. Als man sich jetzt endlich niedergelassen hatte, wurde gelacht und gescherzt. Georges meinte freilich, daß er bei Bürgerfamilien in Orléans weit lustigere Diners erlebt habe. Hier sprach man ja kaum; die Herren, die einander nicht kannten, sahen sich an, die Damen blieben ruhig, was Georges' Erstaunen besonders erregte. Er fand sie prüde, denn er hatte geglaubt, man werde sofort mit Umarmungen und Küssen beginnen. Da rief Blanche ganz laut:

„Meine liebe Lucy, vorigen Sonntag habe ich Ihren Olivier getroffen. Ist der aber groß geworden!“

„Nun ja, er ist achtzehn Jahre alt“, entgegnete Lucy; „das macht mich freilich nicht wieder jung ... Gestern ist er wieder nach seiner Schule abgereist.“

Olivier, von dem Lucy stets mit Stolz sprach, war Zögling der Marineschule. Hierauf sprachen alle Damen mit Rührung über die Kinder. Nana erzählte mit großer Freude, ihr Söhnchen, der kleine Louis, sei jetzt bei ihrer Tante, die ihn jeden Morgen gegen elf Uhr zu ihr bringe; dann nehme sie ihn zu sich ins Bett, und er spiele dort mit ihrem Schoßhündchen Lulu. Man könne sich totlachen, die beiden Kleinen zu sehen, wie sie sich unter dem Deckbett versteckten. Man habe keine Vorstellung, wie gerieben der kleine Louis schon sei.

„Oh, gestern habe ich einen schönen Tag verlebt!“ erzählte nun Rose Mignon. „Denken Sie, ich holte Charles und Henri aus ihrem Pensionat und mußte sie am Abend unbedingt ins Theater führen ... Sie sprangen umher, klatschten in die Händchen und riefen immer wieder: ‚Wir werden Mama spielen sehen!‘ Oh, das war ein Leben, ein Lärm!“ Mignon lächelte wohlgefällig; seine Augen waren feucht vor väterlicher Zärtlichkeit.

„Und bei der Aufführung“, setzte er die Erzählung seiner Frau fort, „waren sie so drollig, benahmen sich fast so ernst wie alte Leute und verschlangen Rose mit ihren Blicken, während sie mich fragten, warum denn Mama hier mit nackten Beinen umherlaufe ...“

Der ganze Tisch fing an zu lachen. Mignon triumphierte und sah sich in seinem Vaterstolz geschmeichelt. Er vergötterte die Kleinen und betrachtete es als seine Hauptaufgabe, ihr Vermögen dadurch zu vermehren, daß er das Geld, das Rose im Theater oder auf andere Weise verdiente, sorgfältig verwaltete. Als er sie geheiratet hatte, war er Orchesterchef in dem Konzertcafé, in dem sie sang; sie

liebten einander leidenschaftlich, und noch heute fühlten sie zärtliche Freundschaft. Sie hatten folgendes Abkommen getroffen: sie arbeitete nach Kräften mit ihrem Talent und ihrer Schönheit; er hatte seine musikalische Laufbahn verlassen, um ihre Erfolge als Künstlerin und als Frau richtig verwerten zu können. Man hätte keine bessere Familie, keine ruhigere Ehe finden können.

„Wie alt ist Ihr Ältester?“ fragte Vandeuves.

„Henri ist neun Jahre alt“, antwortete Mignon. „Oh, aber ein lebhaftes Bürschchen!“

Hierauf machte er sich über Steiner lustig, der Kinder nicht gern hatte, und sagte ihm mit kühner Miene: wenn er selbst Familienvater wäre, würde er sein Vermögen weniger unnützlich anwenden. Während er dies sagte, beobachtete Mignon den Bankier über Blanchés Schultern hinweg, um zu sehen, ob sich dieser an Nana heranmache. Aber schon seit einigen Minuten ärgerte er sich über Rose, die mit Fauchery ganz in seiner Nähe zusammen kicherte. Er liebte es nicht, daß seine Frau ihre Zeit mit solchen Torheiten totschrug, und pflegte in derartigen Fällen rasch einzugreifen.

Inzwischen aß er mit seinen schönen Händen, die ein Diamant zierte, ein Stück Rehkeule auf.

Im übrigen drehte sich die Unterhaltung immer noch um die Kinder. Faloise, den Gagas Nähe etwas erregte, bat um Auskunft über ihre Tochter, die er im Varietétheater gesehen hatte. Lili befand sich wohl, erzählte Gaga — sie sei noch zu backfischartig. Zu seinem Erstaunen erfuhr er, daß sie schon fast neunzehn Jahre alt war. Gaga gewann in seinen Augen immer größere Achtung, und da er gern wissen wollte, weshalb sie Lili nicht mitgebracht hatte, fragte er danach.

„O nein, nein, niemals führe ich sie in Gesellschaft!“ sagte Gaga zimperlich. „Noch vor nicht ganz drei Monaten wollte sie durchaus

das Pensionat verlassen ... Ich hatte schon die Absicht, sie sofort zu verheiraten. Aber sie liebt mich so sehr, und ach, ganz gegen meinen Willen habe ich sie bei mir behalten müssen.“

Ihre schwarzgefärbten Wimpern zuckten, während sie von der Heirat ihrer Tochter sprach. Eine günstige Verheiratung sei doch einmal das beste für ein Mädchen; denn obwohl sie noch immer sehr junge Verehrer besitze, deren Großmutter sie fast sein könnte, so wäre eine günstige Heirat doch wahrlich besser gewesen, denn sie habe sich trotz andauernder Arbeit nichts für ihr Alter ersparen können. Sie neigte sich jetzt zu Faloise hin, der unter der ihn fast erdrückenden massigen, entblößten und geschminkten Schulter errötete.

„Wissen Sie“, lispelte sie, „wenn sie dazu übergeht, so wird es nicht meine Schuld sein ... Aber man ist ja in der Jugend so komisch!“

An der Tafel herrschte ein lebhaftes Getriebe. Die Kellner eilten ab und zu. Bei dem leisen Geräusch des Servicewechsels fragte Georges, immer mehr erstaunt, seinen Freund Daguenet, ob auch alle jene Damen Kinder hätten, und dieser, den eine solche Frage belustigte, erzählte ihm verschiedene Einzelheiten. Lucy Stewart war die Tochter eines Wagenschmierers, der bei der Nordbahn angestellt war, sie war neunundvierzig Jahre alt, ein Trotzkopf, aber dennoch bewundernswert, schwind süchtig und doch von zäher Lebenskraft. Die niedliche Caroline Héquet, in Bordeaux geboren, war die Tochter eines vor Gram gestorbenen kleinen Beamten, besaß aber glücklicherweise eine kluge Mutter, die sich nach einem Jahr mit ihr zurückgezogen hatte, um für sie wenigstens etwas Vermögen zu retten; die Tochter, fünfundzwanzig Jahre alt und äußerst kühl, galt für eines der schönsten Frauenzimmer, die man für einen bestimmten, freilich hohen Preis haben konnte; ihre ordnungsliebende Mutter führte über Einnahme und Ausgabe genau Buch, auch leitete sie den gesamten Haushalt in der engen Wohnung, die sie zwei Stockwerke höher innehatte, wo sie mehrere

Näherinnen für Kleider und Wäsche beschäftigte. Blanche de Sivry, mit ihrem eigentlichen Namen Jacqueline Baudu, war aus einem Dorf in der Nähe von Amiens gebürtig; eine prächtige Erscheinung, nur etwas beschränkt und lügenhaft, behauptete sie, die Enkelin eines Generals zu sein, und wollte noch nicht dreißig Jahre zählen; wegen ihrer Wohlbeleibtheit gefiel sie besonders den Russen. Darauf fügte Daguenet schnell noch einige Bemerkungen über die anderen hinzu: Clarisse Besnus war als Dienstmädchen einer Dame von Saint-Aubin-sur-Mer hierhergekommen und dann von dem Gatten der Dame verführt worden. Simonne Cabiroche hatte als Tochter eines Möbelhändlers der Vorstadt Saint-Antoine ihre Erziehung in einem großen Pensionat erhalten, um Lehrerin zu werden; Marie Blond, Louise Violaine und Léa de Horn stammten sämtlich aus dem Proletariat der Stadt Paris, ohne Tatan Nénés zu gedenken, die bis zum Alter von zwanzig Jahren in der Champagne Kühe gehütet hatte.

Georges hörte, während er die Damen betrachtete, bestürzt und aufgeregt die nichts weniger als delikate Auseinandersetzung an, die ihm so unverhohlen mitgeteilt wurde.

Von den Kandelabern, den aufgetragenen Speisen, überhaupt von dem ganzen Tisch, an dem fünfunddreißig Personen dichtgedrängt saßen, strömte eine gewaltige Hitze aus; die Kellner liefen unachtsam über den Teppich, der mit Fettflecken besudelt wurde. Dennoch nahm das Souper seinen ungestörten Fortgang.

Der unverwüstliche Bordenave hatte die Beine behaglich ausgestreckt und ließ sich wie ein Pascha von seinen Nachbarinnen Lucy und Rose bedienen. Sie waren einzig und allein mit ihm beschäftigt und achteten mit zärtlicher Sorgfalt auf sein Glas und seinen Teller, was ihn aber keineswegs abhielt, sich zu beschweren. „Wer wird mir denn eigentlich mein Fleisch schneiden? Ich selber kann es nicht; der Tisch ist ja eine Meile von mir entfernt.“ Alle Augenblicke stand Simonne auf und nahm hinter ihm Platz, um ihm

Fleisch und Brot zu schneiden. Alle Damen nahmen Interesse daran, was er speiste. Man rief die Kellner und fütterte ihn, als ob man ihn ersticken wollte. Simonne hatte ihm den Mund abgewischt, während Rose und Lucy ein anderes Kuvert auftrugen.

Bordenave fand dies sehr zuvorkommend und geruhte endlich, sich zufrieden zu zeigen.

„Sieh, du hast recht, mein Mädel“, sagte er, zu Simonne gewandt, „ein Frauenzimmer ist eben doch zu nichts anderem da, als es uns Männern bequem zu machen.“

Nana, die sich über die mangelnde Heiterkeit ihrer Gäste ärgerte, hatte angefangen, sehr laut zu sprechen.

„Sie wissen wohl, daß der Prinz von Schottland schon eine Proszeniumsloge bestellt hat, um während seines Besuches der Ausstellung ›Die blonde Venus‹ zu sehen?“

„Hoffentlich werden alle Fürsten uns beehren“, versetzte Bordenave mit vollem Munde.

„Nächsten Sonntag erwartet man den Schah von Persien“, sagte Lucy Stewart.

Hierauf sprach Rose Mignon über die Diamanten des Schahs. Er trage, meinte sie, einen völlig mit Edelsteinen bedeckten Mantel, ein wahres Wunderwerk, einen strahlenden Stern, der Millionen repräsentiere. Und jene blassen Damen, deren Augen lüstern glänzten, sprachen von den anderen Königen und Kaisern, die man erwartete. Alle träumten von irgendeiner königlichen Laune, von einer Nacht, die mit einem Vermögen bezahlt werden würde.

Auch Gaga sprach von der Ausstellung; sie freute sich gleich allen anderen Damen ungeheuer darauf und bereitete sich vor in der Hoffnung, eine schöne Jahreszeit werde die Herrenwelt aus der Provinz und die Fremden in Scharen nach Paris locken. Kurz, wenn die Geschäfte gut gingen, so konnte sie sich vielleicht doch noch

nach Juvisy zurückziehen, in eine kleine Villa, die sie schon längst im Auge hatte.

„Was wollen Sie?“ sagte sie zu Faloise. „Man kommt eben zu nichts ... Ja, wenn man noch geliebt würde!“

Gaga wurde jetzt zärtlich, da sie gefühlt hatte, wie sich das Knie des jungen Mannes dem ihren genähert hatte. Sie schaute prüfend zu ihm auf. Faloise errötete lebhaft. Er war ein kleiner, schwächtiger Herr; aber sie war nicht wählerisch — und ohne Zögern drückte sie ihm ihre Karte in die Hand.

„Schauen Sie einmal“, flüsterte Vandeuvres Clarisse zu, „ich glaube gar, Gaga macht Ihnen Ihren Hector untreu.“

„Was frage ich danach!“ versetzte die Schauspielerin. „Er ist ein schrecklicher Pinsel. Ich habe ihn schon dreimal zur Tür hinausgeworfen ... Es ist mir widerlich, wenn sich ein solch grüner Junge an ein altes Frauenzimmer heranmacht.“

Sie unterbrach sich, um mit einem flüchtigen Zeichen auf Blanche zu deuten, die schon seit Beginn der Tafel in einer höchst unbequemen gebeugten Stellung verharrte, um ihre Schultern dem alten vornehmen Herrn zu zeigen, der drei Plätze weit von ihr saß.

„Ei, ei, mir scheint, Sie kriegen auch den Laufpaß!“ neckte sie ihren Nachbarn.

Vandeuvres lächelte und machte eine wegwerfende Handbewegung; ihm werde es sicherlich nicht einfallen, die arme Blanche an einem Erfolg zu hindern. Ihn interessierte weit mehr der Anblick, den Steiner dem ganzen Tische bot. Der Bankier war als schmachsender Liebhaber bekannt; alle Welt kannte diesen schrecklichen deutschen Juden, diesen Geschäftemacher, dessen Hände mit Millionen arbeiteten, der aber, sobald er es auf ein Frauenzimmer abgesehen hatte, sich als der größte Esel erwies. Trotzdem wünschte er jedes Frauenzimmer zu besitzen, und keine

konnte er im Theater sehen, ohne daß er sie, und wenn sie noch so teuer war, erstand.

„Kinder“, rief Bordenave, „ihr wißt, daß wir morgen spielen! Traut euch nicht zu viel zu, vor allem nicht zuviel Champagner!“

„Ich“, sagte Foucarmont, „habe von allen Weinen getrunken, die es auf Gottes Erde gibt ... Oh, ganz außergewöhnliche Getränke! Von einem Alkoholgehalt, der den stärksten Mann umbringen könnte! Aber es hat mir nie etwas geschadet, und nie in meinem Leben bin ich berauscht gewesen. Ich habe es hier und da versucht, doch bin ich nicht soweit gekommen.“

Bleich gegen den Rücken seines Stuhles gelehnt, trank er unaufhörlich.

„Tut nichts“, murmelte Louise Violaine, „hör' auf, du hast genug... Es würde komisch aussehen, wenn ich dich für den Rest der Nacht hüten müßte.“

Ein leichter Rausch verursachte auf Lucy Stewarts Wangen eine hektische Röte, während Rose Mignons Augen in sentimentaler Zärtlichkeit erglühten. Tatan Néné lachte grundlos über ihre eigene Dummheit. Die übrigen, Blanche, Caroline, Simonne und Marie, sprachen miteinander, erzählten ihre kleinen Affären, die eine einen Streit mit ihrem Kutscher, die andere eine lustig verlaufene Landpartie; allerhand verwickelte Geschichten von geraubten und wiedererlangten Liebhabern kamen dabei zutage. Als indes ein junger Mann in Georges' Nähe Léa de Horn umarmen wollte, erhielt er einen derben Backenstreich mit der schnippischen Bemerkung: „Was wollen Sie denn von mir? Lassen Sie mich doch in Ruhe!“ Georges, der schwer berauscht und durch Nanas Anblick äußerst erregt war, stand noch zögernd vor einem Gedanken, den er reiflich erwog: nämlich auf allen vieren unter den Tisch zu schleichen und sich wie ein kleiner Hund zu Nanas Füßen zu kauern. Niemand hätte

ihn dort gesehen, und er wollte sich an diesem stillen Plätzchen ganz artig und ruhig verhalten.

Als hierauf Daguenet auf Léas Bitten den jungen Mann gebeten hatte, sich ruhig zu verhalten, fühlte sich Georges dadurch überaus gekränkt, gerade als ob man ihn selbst ausgescholten hätte. Daguenet jedoch belustigte sich an seiner Empfindlichkeit, zwang ihm ein großes Glas Wasser auf und fragte ihn, was er wohl anfangen würde, wenn er sich allein mit einer Dame befände, da ihn ja schon drei Gläser Champagner zu Boden warfen.

„Sehen Sie“, versetzte Foucarmont, „in der Habana bereitet man aus einer wilden Beere Branntwein; wenn man den Saft an die Lippen führt, so meint man, Feuer zu verschlingen. Nun, an einem Abend habe ich mehr als einen Liter davon getrunken, und es hat mir nichts geschadet ... An einem anderen Tage brauten uns die Wilden an der Coromandelküste noch ein viel stärkeres Gemisch von Pfeffer und Vitriol; auch dies hat mir nichts getan Ich kann nun einmal nicht betrunken werden.“

Seit kurzer Zeit erregte das Gesicht Falaises ihm gegenüber sein Mißfallen, und hohnlachend stieß er einige unliebsame Worte aus. Falaise, dem der Kopf schwindelte, bewegte sich unruhig hin und her und schloß sich fest an Gaga an. Jedoch etwas anderes hatte ihn völlig aufgeregt; man hatte ihm nämlich soeben sein Taschentuch weggenommen, und mit dem Starrsinn eines Trunkenen verlangte er es zurück, indem er seine Nachbarn fragte und sich bückte, um unter den Stühlen und den Füßen der Umstehenden Umschau zu halten. Als ihn Gaga zu beruhigen suchte, knurrte er:

„Das ist Unsinn; es trägt in der einen Ecke meinen Namenszug und meine Krone. Das kann mich kompromittieren.“

„Sagen Sie mir, Herr Falamoise, Lamafoise, Malafoise! ...“ rief Foucarmont, der es sehr geistreich fand, auf diese Weise den Namen des jungen Mannes bis ins Unendliche zu entstellen.

Aber Falaise wurde zornig. Er sprach stotternd von seinen Vorfahren und drohte, Foucarmont eine Wasserflasche an den Kopf zu werfen. Der Graf Vandevres mußte sich ins Mittel legen und ihm versichern, Foucarmont sei ein unschuldiger Spaßvogel. In der Tat lachte jedermann über sein Benehmen. Dies brachte den verwirrten jungen Mann, der sich jetzt gern wieder ducken wollte, ganz aus der Fassung, und als ihm sein Vetter laut befahl zu essen, aß er mit kindlichem Gehorsam. Gaga hatte ihn wieder zu sich gerufen, und nur von Zeit zu Zeit warf er mißtrauische Blicke auf die Gesellschaft, als suche er noch immer nach seinem Taschentuch.

Nun griff Foucarmont, einer plötzlichen Laune folgend, Labordette an, obwohl dieser ihm gegenüber am anderen Ende der Tafel saß. Louise Violaine suchte ihn zum Schweigen zu bringen, weil es für sie stets verhängnisvoll endete, wenn er sich so mit anderen stritt. Er fand jetzt ein Vergnügen daran, Labordette mit „Madame“ anzureden; und dieser Einfall schien ihm außerordentlich zu behagen, so daß er ihn wiederholt anbrachte, während Labordette ruhig mit den Achseln zuckte und sagte:

„Halten Sie doch Ihre Zunge im Zaum, mein lieber Foucarmont! Was Sie da schwatzen, ist wirklich zu dumm!“

Da aber Foucarmont fortfuhr und sich sogar zu Beleidigungen verstieg, antwortete er ihm nicht mehr, sondern wendete sich an den Grafen Vandevres:

„Mein Herr, bitte, bringen Sie Ihren Freund zum Schweigen ... Ich will mich nicht aufregen.“

Schon zweimal hatte Labordette sich geschlagen. Man respektierte ihn und ließ ihn überall in Ruhe. Jedermann lehnte sich jetzt auf gegen Foucarmonts Benehmen. Man fand ihn wohl heiter und geistreich; allein das war noch kein Grund, sich von ihm die Nacht verderben zu lassen. Vandevres, dessen feines Gesicht sich kupferrot färbte, verlangte von Foucarmont, er solle Labordette

sein Geschlecht zurückgeben. Die anderen Herren, Mignon, Steiner, Bordenave, legten sich ins Mittel und übertönten nach Möglichkeit seine Stimme. Nur der alte Herr bei Nana, den man ganz vergessen hatte, bewahrte seine vornehme Haltung, sein mattes, stummes Lächeln, während er mit seinen blassen Augen der allgemeinen Verwirrung, die beim Nachtsch herrschte, folgte.

„Mein Schätzchen, wie wäre es, wenn wir unseren Kaffee hier einnehmen?“ fragte Bordenave.

Nana antwortete nicht sogleich, sie schien überhaupt seit Beginn des Soupers wie abwesend. Ihre Gäste waren in unverhofft großer Zahl erschienen und hatten sie durch das laute Rufen nach den Kellnern, durch ihre geräuschvolle Unterhaltung sowie dadurch, daß sie sich's wie in einem Gasthause bequem machten, förmlich erbittert.

„Mein Schätzchen“, begann Bordenave wieder, „laß doch den Kaffee hier servieren. Dies ist mir lieber wegen meines Beines.“ Aber Nana erhob sich rasch und sagte Steiner und dem alten Herrn zu deren großer Bestürzung ins Ohr:

„Na, mir soll's noch einmal einfallen, eine solche Gesellschaft einzuladen.“

Darauf deutete sie nach der Tür des Speisezimmers und fügte laut hinzu:

„Wenn Sie Kaffee wünschen, so finden Sie ihn dort.“

Alles verließ die Tafel und drängte nach dem Speisesaal, ohne Nanas Zorn zu bemerken. Und bald blieb niemand mehr im Saal übrig als Bordenave, der, sich an den Wänden stützend, sich vorsichtig bewegte und auf die verwünschten Weiber fluchte, die jetzt nicht mehr nach ihrem Papa fragten. Hinter ihnen deckten unter den lauten Anweisungen des Hotelwirts die Kellner schon die Tafel ab. In eiligem Drängen ließen sie den Tisch gleichsam verschwinden wie eine Feeriedekoration auf das Signal des Maschinenmeisters. Die

Damen und Herren sollten nach eingenommenem Kaffee wieder in den Salon zurückkehren.

„Sapperment, hier ist es lange nicht so warm“, sagte Gaga unter leichtem Frösteln, als sie den Speisesaal betrat.

Das Fenster in diesem Zimmer war aufgeblieben. Zwei Lampen erleuchteten den Tisch, auf dem der Kaffee nebst Biskuit serviert war. Stühle waren nicht vorhanden, daher trank man den Kaffee stehend, während das Geräusch der Kellner im Nebenzimmer noch stärker vernehmbar wurde. Nana war verschwunden, doch beunruhigte sich niemand über ihre Abwesenheit. Man konnte sie auch entbehren, da jeder sich selbst bediente und in den Schubkästen im Büfett herumwühlte, um die fehlenden Teelöffel zu suchen. Es hatten sich verschiedene Gruppen gebildet; Personen, die während des Soupers getrennt gesessen hatten, gingen zueinander, und unter vielsagendem Lächeln wurden Blicke gewechselt und kurze Worte ausgetauscht, die das allgemeine Urteil über das Souper genugsam aussprachen.

„Nicht wahr, Auguste“, sagte Rose Mignon, „Herr Fauchery soll doch nächstens einmal zu uns zum Frühstück kommen?“

Mignon, der gerade mit seiner Uhrkette spielte, betrachtete den Journalisten einen Augenblick mit strengen Augen. Rose war töricht; als guter Hausverwalter mußte er Ordnung in diese Verschwendung bringen. Wegen eines Artikels etwa, gut; aber dann nichts mehr. Da er jedoch seine Frau kannte und gewohnt war, ihr väterlich eine kleine Torheit zu erlauben, antwortete er lebenswürdig:

„Gewiß, ich werde mich sehr glücklich schätzen ... Kommen Sie doch morgen, Fauchery!“

Lucy Stewart, die noch mit Steiner und Blanche sprach, hörte diese Einladung. Mit halblauter Stimme sagte sie zu dem Bankier:

„Sie sind alle wie närrisch auf mich! Eins von den Frauenzimmern hat mir alles gestohlen, sogar meinen Hund ... Ei, mein Lieber, ist es denn meine Schuld, wenn Sie Rose im Stich lassen?“

Rose wandte sich um. Langsam schlürfte sie ihren Kaffee und sah Steiner fest an; der ganze Zorn über ihre Verlassenheit flammte in ihren Augen auf. Sie blickte tiefer als Mignon; es war töricht, eine ähnliche Affäre wie mit Jonquier wieder in Szene setzen zu wollen; etwas Derartiges glückte nicht zweimal. Um so schlimmer! So wollte sie wenigstens Fauchery haben, der schon seit dem Souper ihren Geist beschäftigte, und wenn Mignon damit nicht zufrieden war, so würde es ihm mindestens eine heilsame Lehre sein!

„Sie werden sich doch nicht etwa mit Rose in die Haare geraten?“ fragte Vandeuvres jetzt Lucy Stewart.

„Nein, fürchten Sie das nicht! Nur wenn sie sich nicht mucksstill verhalten sollte, könnte ich ihr zeigen, was es heißt, mir ins Gehege zu kommen!“

Und indem sie Fauchery mit einer gebietenden Bewegung zu sich winkte, rief sie:

„Kerlchen, ich habe deine Pantoffeln noch bei mir, soll ich sie morgen zu deinem Hausmeister schicken?“

Er wollte sich einen Scherz erlauben, jedoch sie entfernte sich mit stolzer Miene. Clarisse, die sich mit dem Rücken an die Wand gelehnt hatte, um in Ruhe ihr Glas Kirschlikör zu trinken, zuckte mit den Achseln. So viel Gerede wegen eines Mannsbildes! Von dem Augenblick an, wo zwei Frauensleute sich mit ihren Liebhabern zusammenfanden, war es doch immer der erste Gedanke, sie sich streitig zu machen! Wenn sie auch so sein wollte, so hätte sie Gagas wegen Hector längst die Augen auskratzen müssen. Aber wozu? Sie fragte den Geier nach den Mannsleuten! Als darauf Faloise bei ihr vorüberging, sagte sie ihm nur: „Höre einmal, hast du denn wirklich

alte Äpfel so gern? Für dich müssen sie, scheint mir, nicht bloß reif, nein, schon angefault sein.“

Faloise schien betroffen und blieb unruhig stehen. Als er sah, wie Clarisse sich über ihn lustig machte, faßte er Argwohn.

„Nur keine Dummheiten!“ murmelte er. „Kein anderer als du hat mir mein Taschentuch genommen; gib mir mein Taschentuch zurück!“

„Wie der uns mit seinem Taschentuch langweilt!“ rief sie. „Höre, du Dummkopf, warum soll ich es dir denn genommen haben?“

„Hm“, sagte er mißtrauisch, „um es meiner Familie zu schicken und mich damit zu kompromittieren.“

Indessen hielt sich Foucarmont wacker an die Liköre. Er setzte sein höhnisches Grinsen fort, wenn er Labordette ansah, der mitten unter den Dämchen seinen Kaffee trank. Zugleich ließ er verschiedene anzügliche Bemerkungen fallen und sprach von ihm als dem Sohn eines Pferdehändlers; manche Leute meinten zwar, er sei der Bastard einer Gräfin; indes habe er keine Revenüen und dennoch immer fünfundzwanzig Louisdor in der Tasche, ein Weiberknecht, ein Bruder Lustig, der niemals in seinem Bette schlafe.

„Niemals! Niemals!“ wiederholte er zornig. „Nein, ich kann mir nicht helfen! Ich muß ihn züchtigen.“

Er leerte ein Gläschen Chartreuse. „Nicht so viel“, sagte er und knipste mit dem Daumennagel an der oberen Zahnreihe. Aber plötzlich, in dem Augenblick, wo er auf Labordette zuging, wurde er bleich und sank wie eine unbeholfene Masse vor dem Büffet nieder. Er war sinnlos betrunken. Louise Violaine war außer sich. Sie hatte es ja gesagt, daß es übel enden werde, denn nun hatte sie für den Rest der Nacht über ihn zu wachen. Gaga beruhigte sie, indem sie den Offizier mit dem Blick einer erfahrenen Frau untersuchte und erklärte, es sei nichts zu befürchten, der Herr werde in diesem

Zustände ungefähr zwölf bis achtzehn Stunden schlafen. Daraufhin trug man Foucarmont hinaus.

„Ei, wo ist denn Nana hingekommen?“ fragte Vandeuvres.

Ja, sie war in der Tat verschwunden, seitdem sie von der Tafel aufgestanden war. Jetzt erst erinnerte man sich ihrer, und nun fragte jedermann nach ihr. Steiner, der seit kurzer Zeit verdrossen war, befragte Vandeuvres über den alten Herrn, der ebenfalls verschwunden war. Allein der Graf tröstete ihn, da er den Alten soeben nach Hause geführt habe; eine fremde Persönlichkeit, deren Namen zu nennen unnötig sei, ein sehr reicher Mann, der schon zufrieden sei, wenn er die Soupers bezahlen dürfe. Nachdem man jetzt Nana wieder vergessen hatte, bemerkte Vandeuvres, wie Daguenet den Kopf durch eine Tür steckte und ihn durch ein Zeichen zu sich rief. In dem Schlafzimmer fand er nun die Herrin des Hauses starr, mit blassen Lippen sitzen, während Daguenet und Georges sie bestürzt betrachteten.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte er erstaunt.

Sie antwortete nicht, wandte nicht einmal den Kopf nach ihm. „Ich will nicht“, rief sie endlich, „daß man mich zum Narren hält!“

Hierauf ließ sie ihren Worten freien Lauf. Ja, ja, meinte sie, sie sei nicht dumm, sie merke wohl die Absicht! Während des Soupers habe man nicht nach ihr gefragt, habe allerlei schändliche Dinge erzählt, um der Verachtung gegen sie Ausdruck zu geben. Eine Menge unordentlicher Weibsbilder, die ihr nicht das Wasser reichten, seien zugegen. Sie wolle sich darüber nicht länger Kopfzerbrechen bereiten und wisse nicht, was sie hindere, die ganze schmutzige Gesellschaft zur Tür hinauszuwerfen. Und vor Wut fast erstickend, brach sie in Tränen aus.

„Aber sieh doch, mein Kind, du bist ja berauscht“, sagte Vandeuvres, der sie zu duzen anfang. „Du mußt Vernunft annehmen.“

Sie wollte aber kein Wort hören; sie bilde sich nichts ein, sondern wisse recht gut, was die Dirnen wollten.

„Mag ja sein, daß ich berauscht bin!“ schrie sie. „Aber trotzdem erhebe ich Anspruch darauf, als Herrin des Hauses respektiert zu werden!“

Schon seit einer Viertelstunde baten Daguenet und Georges sie vergebens, doch wieder in den Speisesaal zu kommen. Sie aber meinte trotzig, ihre Gäste könnten ja tun, was sie wollten; sie verachte sie zu sehr, um wieder zu ihnen zurückzukehren. Niemals, niemals! Man habe sie derart behandelt, daß sie jetzt in ihrem Zimmer bleiben wolle.

„Ich hätte es voraussehen sollen“, fuhr sie fort. „Einzig und allein jene verwünschte Rose hat das Komplott geschmiedet. So wird sie auch sicherlich die einzige anständige Dame, die ich heute abend erwartete, davon abgehalten haben, zu kommen.“

Sie sprach von Madame Robert. Vandeuves versicherte auf Ehrenwort, daß Madame Robert die Einladung selbst abgeschlagen habe. Da er an derartige Auftritte gewöhnt war und wußte, wie man Damen in diesem Zustand zu behandeln hatte, hörte er gelassen zu und erörterte die Sache. Allein sobald er ihre Hände zu fassen suchte, um sie vom Stuhle aufzuheben und mit sich fortzuziehen, riß sie sich doppelt zornig los. Bestimmt, man werde ihr nie einreden, daß Fauchery an dem Nichterscheinen des Grafen Muffat keine Schuld trage. Eine wahre Schlange, dieser Fauchery; ein neidischer Mensch, fähig, in seinem Zorn gegen eine Frau deren Glück zu zerstören! Denn nun wisse sie es, daß der Graf in sie verliebt sei und daß sie ihn hätte haben können.

„Ihn, meine Liebe, nie!“ rief Vandeuves lachend, indem er sich vergaß.

„Warum denn nicht?“ fragte sie aufhorchend und etwas nüchtern geworden.

„Weil er der Kirche ergeben ist, weil er, wenn er Sie nur mit einem Finger anrührte, am nächsten Tage beichten würde. Hören Sie einen guten Rat! Lassen Sie den anderen nicht ent schlüpfen!“

Einen Augenblick verharrte sie in nachdenklichem Schweigen. Dann stand sie auf und wusch sich die Augen. Und dennoch, als man sie in den Speisesaal führen wollte, sträubte sie sich immer noch heftig. Vandeuvres verließ lächelnd das Zimmer, ohne weiter in sie zu dringen. Sobald er fort war, trat bei ihr ein Zustand der Rührung ein, und sie sank Daguenet in die Arme; sie stammelte:

„Ach, mein Mimi, du bist mein alles ... Ich liebe dich, komm, ich liebe dich sehr! ... Es wäre doch zu schön, wenn wir immer zusammen sein könnten! Mein Gott, wie unglücklich doch wir Frauen sind!“

Als sie hierauf bemerkte, wie Georges bei dieser Umarmungsszene errötete, umarmte sie ihn ebenfalls. Auf ein Kind konnte Mimi doch nicht eifersüchtig sein! Sie wünschte, Paul und Georges möchten stets einig sein, weil es so nett sei, wenn sie alle drei in dieser Weise in gemeinsamer Liebe beisammen bleiben könnten. Aus diesen süßen Betrachtungen störte sie ein sonderbares Geräusch: es schnarchte jemand im Zimmer. Als sie suchten, entdeckten sie Bordenave, der nach dem Kaffee es sich hier bequem gemacht zu haben schien. Er schlief lang ausgestreckt auf zwei Stühlen, während sein ehrsam es Haupt auf dem Rande des Bettes ruhte. Nana fand ihn, wie er mit offenem Munde dalag, während die Nase bei jedem schnarchenden Atemzuge hin und herwackelte, so ergötzlich, daß sie in ein tolles Lachen ausbrach. Von Daguenet und Georges gefolgt, verließ sie das Zimmer, ging durch den Speisesaal in den Salon und lachte dort noch viel stärker.

„Oh, meine Teure“, sagte sie, auf Rose zueilend und sie umarmend, „Sie haben gewiß keine Ahnung, was es dort drinnen zu sehen gibt; kommen Sie mit mir, kommen Sie!“

Alle Damen mußten sie begleiten; sie drückte Rose zärtlich die Hand und führte sie in so ungezwungener Heiterkeit mit sich, daß alle schon jetzt lachen mußten. Die Gesellschaft verschwand und kehrte, nachdem sie eine Minute lang den gleich einem Bürgermeister auf seinen Sesseln ruhenden Bordenave mit angehaltenem Atem umstanden hatten, zurück. Jetzt brach ein Sturm des Gelächters los. Als auf den Wink einer Dame auf einen Augenblick Stille eintrat, hörte man von ferne das Schnarchen Bordenaves. Es war nahezu vier Uhr. Im Speisezimmer war eben ein Spieltisch arrangiert worden, an dem Vandevres, Steiner, Mignon und Labordette Platz genommen hatten. Hinter ihnen standen Lucy und Caroline und wetteten, während Blanche schläfrig und mißvergnügt über diese Nacht alle fünf Minuten Vandevres fragte, ob sie nicht bald gingen. Im Salon versuchte man ein Tänzchen. Daguenet saß am Piano, „an der Kommode“, wie Nana sagte, und spielte Walzer und Polka, soviel man wünschte. Allein der Tanz stockte, und die Damen unterhielten sich schlaftrunken auf den Sofas. Auf einmal entstand ein Lärm; elf junge Leute, die plötzlich zusammen ankamen, lachten sehr laut im Vorzimmer und drängten einander an die Salontür; sie kamen vom Ball beim Minister des Innern zurück, in Frack und weißer Krawatte. Nana, ärgerlich über dieses lärmende Verhalten, befahl den in der Küche gebliebenen Kellnern, diesen Herren die Tür zu weisen, indem sie beteuerte, sie niemals gesehen zu haben. Fauchery, Labordette, Daguenet und die anderen geladenen Herren schickten sich ebenfalls an, der Dame des Hauses Respekt zu verschaffen. Heftige Worte wurden gewechselt, und schon erhoben sich verschiedene Arme, so daß man jeden Augenblick Tätlichkeiten befürchten konnte. Indessen sagte jetzt ein kleiner, blonder Herr mit kränklichem Gesichtsausdruck, indem er die einzelnen Worte nachdrücklich betonte:

„Aber Nana, neulich abends waren wir doch zusammen bei Peters im großen, roten Saal ... erinnern Sie sich doch! Dort haben Sie uns eingeladen.“

„Neulich abends bei Peters?“ Sie erinnerte sich durchaus nicht. „An welchem Abend denn?“ Und als der kleine Blonde ihr den Tag als Mittwoch bezeichnet hatte, erinnerte sie sich wohl, eines Mittwochs bei Peters soupiert zu haben; allein sie hatte niemanden eingeladen, dessen war sie ziemlich sicher.

„Ja, mein Kind, wenn du sie eingeladen hast ...“ murmelte Labordette, der die Glaubwürdigkeit von Nanas Äußerung zu bezweifeln anfang. „Du warst vielleicht recht gut gelaunt.“

Da begann Nana zu lachen, es konnte ja sein, aber sie wußte es nicht mehr. Kurz, da die Herren nun da waren, mochten sie eintreten. Jedermann richtete sich ein, mehrere der Neuangekommenen fanden Freunde im Salon, und so endete der ärgerliche Auftritt mit herzlichem Händedrücker. Der kleine Blonde mit dem kränklichen Gesicht trug einen hohen Namen Frankreichs. Übrigens kündigten sie an, es würden ihnen noch andere folgen, und in der Tat öffnete sich die Tür jeden Augenblick und Herren in weißen Handschuhen und mit strammer Haltung stellten sich vor. Auch sie kamen noch vom Ministerball. Fauchery fragte scherzend, ob der Herr Minister nicht auch kommen werde; Nana jedoch antwortete pikiert, der Minister verkehre mit Personen, die lange nicht so viel wert seien wie sie. Was sie indessen nicht aussprach, war eine leise Hoffnung, die sie nährte: unter diesem neuen Zuge von Gästen den Grafen Muffat zu erblicken, der sich möglicherweise eines Besseren besonnen hatte. Während sie sich mit Rose unterhielt, ließ sie die Tür nicht aus den Augen.

Man kam fast um vor Langeweile und wußte nicht mehr, was man vornehmen sollte, um Heiterkeit in die Gesellschaft zu bringen und den Abend in toller Laune zu beendigen. Labordette dachte einen Augenblick daran, dem noch immer sein Taschentuch suchenden Faloise sämtliche Frauenspersonen auf den Hals zu hetzen. Aber da noch Champagner auf dem Büfett stehen geblieben war, hatten die jungen Herren wieder angefangen zu trinken. Sie forderten einander

durch laute Zurufe dazu auf; aber nur eine dumpfe, geistlose Trunkenheit griff im Saal Platz. Da nahm der kleine Blonde mit dem hohen Namen, aus Verzweiflung darüber, daß er nichts Gescheites vorbringen konnte, seine Flasche Champagner und goß ihren Inhalt ins Piano, worüber sich die anderen Herren halb totlachten.

„Ei seht doch!“ rief erstaunt Tatan Néné, die ihm zugesehen hatte.
„Warum gießt er denn Champagner ins Piano?“

„Aber, mein Schätzchen, das weißt du noch nicht?“ erwiderte Labordette ernst. „Nichts ist für die Pianos so gut wie Champagner; Champagner gibt ihnen einen guten Ton.“

„Ah!“ murmelte Néné, von der Wahrheit dieser Worte überzeugt. Und weil man darüber lachte, wurde sie böse. Sie wußte doch nichts von solchen Sachen. Man foppte sie doch stets!

Entschieden war jetzt die Laune verdorben, und die Nacht drohte ganz unbehaglich zu werden. In einer Ecke hatte Marie Blond Léa de Horn beim Kragen, der sie vorwarf, sie lasse sich nur von unbemittelten Herren besuchen; sie wurden sogar sehr grob und sagten sich Sottisen über das Aussehen ihres Gesichts. Die häßliche Lucy brachte sie zum Schweigen; das Gesicht sei nicht maßgebend; man müsse nur schön gebaut sein. Ein wenig entfernt von ihnen hatte ein Gesandtschaftsattaché Simonne mit einem Arm umfaßt und suchte sie zu küssen; Simonne jedoch, die müde und verdrießlich war, stieß ihn jedesmal mit den Worten zurück: „Du bist unausstehlich!“, wobei sie ihn zugleich mit dem Fächer ins Gesicht schlug. Übrigens wollte keine der Damen sich anrühren lassen; hielt man sie etwa für Dirnen? Gaga indes hatte Faloise wieder erwischt und hielt ihn fast auf ihrem Schoß, während Clarisse zwischen zwei Herren beinahe verschwand und von einem fieberhaften Lachen geschüttelt wurde. Am Piano nahm das tolle, einfältige Spiel seinen Fortgang; man stieß sich hin und her, da jeder jetzt seine Champagnerneige in das Piano schütten wollte. Das war einfach und nobel. „Da, Alterchen, trink' einen Schluck ... Sapperment, hat der

Klimperkasten einen Durst! ... Achtung, hier ist noch eine Portion! Es darf nichts verlorengehen.“

Nana kehrte ihnen den Rücken zu und sah nichts von dem Unfug. Sie beschäftigte sich ganz mit dem dicken Steiner, der bei ihr saß. Schlimm genug! Und daran war lediglich Muffat schuld, der nicht gewollt hatte. Ihr dünnes, enganliegendes Seidenkleid war jetzt ganz zerknüllt; angetrunken, gab sie sich nun, wie sie war. Ihr Gesicht bedeckte fahle Blässe; ihre Augenlider sanken schlaff hernieder; die Rosen in ihrem Haar und an ihrem Mieder waren entblättert, und nur die Stiele waren noch übrig. Steiner zog hastig die Hand von ihrem Unterkleid zurück, wo er soeben mit den von Georges befestigten Stecknadeln in Kollision geraten war. Es zeigten sich einige Blutstropfen an seinen Fingern, und einer davon fiel auf Nanas Kleid und befleckte es.

„So, jetzt ist es besiegelt“, meinte Nana ernst.

Der Tag schritt vor, und eine trübe Helligkeit schimmerte durch die Fenster. Jetzt rüstete man zum Aufbruch ... ein wildes Durcheinander, Unbehagen und Ernüchterung, das war der vorherrschende Eindruck. Caroline Héquet, ärgerlich über eine verlorene Nacht, meinte, es sei Zeit, fortzugehen, wenn man nicht unschöne Szenen erleben wolle. Rose zog ein schiefes Gesicht wie eine im Stich gelassene Frau; es war dies ja immer so mit diesen Mädchen! Sie wußten sich nicht zu benehmen und zeigten sich stets abgeschmackt und albern in ihrem Auftreten. Mignon ging ebenfalls, nachdem er Vandevres vollends gerupft hatte, ohne sich weiter um Steiner zu kümmern und nachdem er Fauchery nochmals für den nächsten Tag eingeladen hatte. Lucy weigerte sich, die Begleitung des Journalisten anzunehmen, und wies ihn ganz laut an seine Schauspielerin. Rose, die sich umgedreht hatte, antwortete ihr mit einem zwischen den Zähnen gebrummen „dumme Gans“ . Allein schon hatte Mignon, der sich in Weiberstreitigkeiten als erfahrener und überlegener Vater zeigte, sie vor sich

hinausgedrängt und bat sie, Schluß zu machen. Hinter ihnen stieg Lucy ganz allein stolz die Treppe hinab. Hierauf kam Gaga, die Herrn Faloise führen mußte, dem es so übel war, daß er wie ein Kind weinte und nach Clarisse rief, die jedoch schon längst mit ihren beiden Herren verschwunden war. Auch Simonne war nicht mehr zu sehen, und es blieben nur Tatan, Léa und Marie übrig, die der gefällige Labordette begleiten wollte.

„Ich fühle durchaus kein Bedürfnis zu schlafen!“ wiederholte Nana.
„Man sollte eigentlich noch irgend etwas beginnen.“

Durch das Fenster schaute sie nach dem bleifarbenen Himmel, an dem düstere Wolken hinzogen. Es war sechs Uhr, und gegenüber, auf der anderen Seite des Boulevard Haussmann, ragten die feuchten Dächer der noch schlafumfangenen Häuser im undeutlichen Tageslicht empor. Auf der einsamen Straße zog ein Trupp Straßenkehrer geräuschvoll in Holzschuhen vorüber. Und vor diesem düsteren Bilde des erwachenden Paris fühlte sie sich gerührt wie ein junges Mädchen und sehnte sich nach einem lieblichen, idyllischen Landleben.

„Oh, wissen Sie, was wir tun wollen?“ sagte sie, als sie zu Steiner zurückkehrte. „Sie führen mich nach dem Bois de Boulogne, wo wir zusammen Milch trinken wollen.“

Mit kindlicher Freude klatschte sie in die Hände, und ohne die Antwort des Bankiers abzuwarten, der natürlich einwilligte, wiewohl er sich im Grunde genommen darüber ärgerte, weil er an andere Dinge dachte, warf sie eilig einen Pelzmantel um die Schultern. Im Salon befand sich außer Steiner nur noch die Gesellschaft der jungen Herren; allein auch diese, nachdem sie allen Champagner in das Piano geschüttet hatten, sprachen vom Fortgehen, als einer von ihnen mit triumphierender Miene herbeieilte und noch eine Flasche in der Hand hielt, die er aus der Speisekammer brachte.

„Halt, halt!“ rief er. „Eine Flasche Chartreuse! Ha, Chartreuse fehlte dem Kasten noch! Das wird ihn wieder in Ordnung bringen ... Und nun, Kinder, wollen wir gehen! Wir sind doch wirklich rechte Dummköpfe.“

Im Ankleidezimmer mußte Nana Zoé wecken, die auf einem Stuhl eingeschlafen war. Die Gasflammen brannten noch, und frostzitternd war Zoé ihrer Herrin beim Hutaufsetzen und Anziehen des Pelzmantels behilflich.

„Endlich ist es soweit, ich habe getan, was du wolltest“, sagte Nana in plötzlicher Vertraulichkeit aus Freude über den gefaßten Entschluß. „Du hattest recht, der Bankier ist ebenso gut wie ein anderer.“

Die gute Zoé war noch übelgelaunt und murmelte, Madame hätte sich schon am ersten Abend entscheiden sollen. Als sie ihr darauf in das Zimmer folgte, fragte sie, was sie mit jenen beiden machen sollte. Bordenave schnarchte noch immer, und Georges, der sein Haupt in ein Kopfkissen versenkt hatte, war endlich auch eingeschlafen wie ein unschuldiges Kind. Nana erwiderte, man solle sie schlafen lassen. Dann wurde sie wieder von Rührung übermannt, als sie Daguenet, der in der Küche auf sie gewartet hatte, mit traurigen Blicken hereinkommen sah.

„Nun, mein Mimi, sei vernünftig!“ sagte sie, schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn schmeichelnd. „Es hat sich nichts geändert; du weißt, daß ich stets nur meinen Mimi verehere, nicht wahr? Das andere mußte ja sein ... Ich schwöre dir, es wird dann noch viel schöner sein. Komm morgen, dann werden wir uns über die Stunden besprechen, in denen wir uns sehen können. Schnell, umarme mich, wenn du mich liebst ... Oh, stärker, ich bitte dich, stärker!“

Sie eilte darauf voller Freude über ihren Gedanken an das Milchtrinken hinaus zu Steiner. In der nunmehr leeren Wohnung verblieben nur der Graf Vandeuves und ein dekoriertes dicker Herr;

beide saßen wie angeschmiedet am Spieltisch und wußten nicht mehr, wo sie waren, da sie das Tageslicht nicht sahen, während Blanche auf einem Sofa zu schlafen suchte.

„Ah, Blanche, noch da?“ rief Nana. „Wir gehen Milch trinken, Mädchen! Kommen Sie doch, Sie werden bei Ihrer Rückkehr Vandeuvres noch hier finden!“

Träge erhob sich Blanche.

Diesmal erblaßte das rote Gesicht des Bankiers vor Erbitterung bei dem Gedanken, dieses dicke Mädchen mitnehmen zu sollen, das ihm unbequem sein würde. Allein schon hielten ihn die beiden Damen fest und wiederholten:

„Kommen Sie, Bankier, die Kuh muß vor unseren Augen gemolken werden!“

Fünftes Kapitel

Im Varietétheater wurde „Die blonde Venus“ zum vierunddreißigsten Male aufgeführt. Der erste Akt war eben vorüber, und im Künstlerfoyer stand Simonne, als Wäscherin angekleidet, vor der von einem Spiegel überragten Konsole, zwischen den beiden Flügeltüren, die sich in einem stumpfen Winkel nach den dunklen Logen hin öffneten. Ganz allein betrachtete sie sich und fuhr mit einem Finger unter die Augen, um die Schminke in Ordnung zu bringen; die Gasarme zu beiden Seiten des Spiegels übergossen sie mit ihrem grellen Licht.

„Ist er angekommen?“ fragte Prullière, der in seinem Schweizer Admiralskostüm eintrat, mit einem langen Säbel, hohen Stiefeln und einem gewaltigen Federhut.

„Wer denn?“ fragte Simonne, ohne sich stören zu lassen, während sie in den Spiegel lachte, um ihre Lippen zu betrachten.

„Der Prinz.“

„Ich weiß nicht; ich komme von der Bühne ... Ach, er wird schon kommen. Er kommt doch täglich!“

Prullière hatte sich dem Kamin gegenüber der Konsole genähert, in dem ein Koksfeuer brannte; zwei andere Gasflammen verbreiteten hier ein helles Licht. Er sah in die Höhe und betrachtete die Uhr und das Barometer, die, mit vergoldeten Sphinxen im Stil der Kaiserzeit verziert, sich rechts und links befanden. Dann setzte er sich in einen geräumigen Lehnstuhl, dessen grüner Samt, vier Generationen hindurch schon gebraucht, einen bräunlichen Schein zeigte; und hier blieb er unbeweglich sitzen, mit nichtssagendem Blick, in jener nachlässigen und resignierten Stellung, wie man sie bei Schauspielern findet, die gewohnt sind, auf den Ruf des Regisseurs zu warten.

Der alte Bosc war erschienen, schleppenden Ganges und hütelnd, in einen alten, weiten, gelben Überrock gehüllt, von dem ein Zipfel von der Schulter geglitten war und den golddurchwirkten Rock des Königs Dagobert durchschauen ließ. Nachdem er seine Krone auf das Piano gelegt hatte, stampfte er unmutig mit dem Fuß, seine Hände zitterten von beginnendem Delirium, während ein langer, weißer Bart seinem aufgedunsenen Gesicht einen ehrwürdigen Anblick verlieh. Darauf, während man bei der herrschenden Ruhe hörte, wie ein Platzregen die Scheiben des großen Fensters, das auf den Hof ging, peitschte, sagte er, sich unmutig schüttelnd:

„Ein miserables Wetter!“

Plötzlich vernahm man Stimmen. Es war Fontan, der im Kostüm des zweiten Aktes, als flotter Garçon völlig in Braun gekleidet, daherkam.

„Sagt mal“, rief er mit lebhaften Armbewegungen, „wißt ihr nicht, daß heute mein Namenstag ist?“

„Ah“, versetzte Simonne und näherte sich ihm lächelnd, als ob sie sich durch seine ungeheure Nase und seinen komischen, breiten Mund angezogen fühlte, „du heißt also Achilles?“

„Gewiß! Nach dem zweiten Akt will ich Madame Bron sagen, sie soll Champagner besorgen.“

Seit einem Augenblick hörte man von fern eine Klingel. Der langgezogene Ton wurde schwächer, dann kam er wieder, und als es zu läuten aufgehört hatte, hörte man treppab, treppauf rufen: „Auf die Bühne! Zweiter Akt! ...“ Der Ruf kam näher, ein kleiner, blasser Mann ging an den Türen des Foyers vorüber und rief mit seiner schrill schallenden Stimme hinein:

„Auf die Bühne zum zweiten Akt!“

„Zum Teufel! Champagner!“ sagte Prullière, „du bist generös.“

„Ich an deiner Stelle würde Kaffee kommen lassen“, versetzte langsam Bosc, der sich auf ein grünes Samtbänkchen gesetzt und den Kopf an die Wand gelehnt hatte.

Aber Simonne erwiderte, man müsse die kleinen Wohltaten von Madame Bron respektieren. Vor Freude klatschte sie in die Hände und verschlang mit ihren Blicken Fontan, dessen ziegenartiges Gesicht sich bei dem fortwährenden Spiel mit Augen, Nase und Mund hin und her schob.

„Oh, dieser Fontan!“ murmelte sie. „Er ist einzig, er ist einzig!“

Als die lange Clarisse eilig vorbeikam, rief Simonne sie an; aber sie gab zur Antwort, sie werde sofort wiederkommen. Und in der Tat erschien sie sofort wieder, in der dünnen Tunika und der Irisschürze und zitternd vor Frost.

„Sapperlot“, sagte sie, „es ist gar nicht so warm, und ich habe meinen Pelz in der Loge gelassen!“

Darauf trat sie an den Kamin, wärmte sich die Beine und fuhr fort: „Der Prinz ist angekommen.“

„Ah!“ riefen die anderen neugierig.

„Ja, ich rannte deshalb so, ich wollte ihn sehen ... Er befindet sich in der ersten Proszeniumsloge rechts, wie letzten Donnerstag. Nun, es ist schon das drittemal in acht Tagen, daß er kommt. Welch ein Glück diese Nana hat! ... Ich hätte wetten mögen, daß er nicht wieder kommen werde.“

Hierauf erzählte Fontan, wie das Verhältnis zwischen dem Prinzen und Nana seinen Anfang genommen hatte, und lachte laut, als er sich niederbeugte, um einige Einzelheiten zum besten zu geben.

„Es hat angefangen!“ rief die langtönende, ohrenzerreißende Stimme des Inspizienten.

Der Ruf hallte einen Augenblick lang, und ein Geräusch eiliger Schritte ließ sich hören. Durch eine plötzlich geöffnete Flurtür drang stoßweise Musik und fernes Geräusch; darauf fiel die Tür wieder zu.

Abermals herrschte träge Ruhe im Schauspielerfoyer, als ob es hundert Wegstunden vom Theatersaal, wo die Menge Beifall klatschte, entfernt wäre. Simonne und Ciarisse sprachen noch immer über Nana. Das sei eine, die sich durchaus nicht übereile, meinten sie, noch am vorigen Abend habe sie zu kommen versäumt. Aber plötzlich schwiegen sie alle, ein langes Mädchen hatte soeben den Kopf zur Tür hereingesteckt und dann, als es sich getäuscht sah, sich in den Hintergrund des Ganges zurückgezogen. Es war Satin in Hut und kleinem Schleier, als ob sie einen Besuch abstatten wollte. „Ein nettes Pflänzchen!“ murmelte Prullière, der sie schon ein Jahr lang immer im Variétécafé gesehen hatte. Und Simonne erzählte, daß Nana, seit sie Satin als eine alte Schulfreundin erkannt hatte, sich für sie lebhaft interessiere und Bordenave eifrig bestürme, er möge sie debütieren lassen.

„Ah, guten Abend!“ sagte Fontan, indem er Mignon und Fauchery, die eben eintraten, die Hand reichte. Der alte Bosc sogar streckte seine Finger aus, während die beiden Damen Mignon umarmten.

„Ist der Saal gut besetzt heute abend?“ fragte Fauchery.

„Oh, prächtig!“ antwortete Prullière. „Man muß nur sehen, wie sie den Köder anbeißen!“

„Sagt mal, Kinder“, bemerkte Mignon, „das jetzt muß ja euer Signal sein.“

Und wirklich erschien der Inspizient an der Tür.

„Herr Bosc! Fräulein Simonne!“ rief er.

Schnell warf Simonne einen Pelzmantel um und ging. Bosc holte, ohne sich zu beeilen, seine Krone und setzte sie mit gewohnter Geschicklichkeit auf die Stirn; dann ging auch er, seinen Mantel

nachschleppend und unsicheren Schrittes, indem er mit der ärgerlichen Gebärde eines plötzlich aus seiner Ruhe gestörten Menschen vor sich hin murmelte.

„In Ihrem letzten Bericht sind Sie sehr liebenswürdig gewesen“, versetzte Fontan, zu Fauchery gewendet. „Warum behaupten Sie beispielsweise, die Schauspieler seien Prahlhänse?“

„Ja, mein Kleiner, warum sagst du das?“ rief Mignon und klopfte mit seinen Riesen Händen dem Journalisten auf die dünnen Schultern, so daß dieser fast zusammenknickte.

Prullière und Clarisse konnten sich kaum das Lachen verbeißen. Seit einiger Zeit ergötzte sich das ganze Theater an einer Komödie, die sich hinter den Kulissen abspielte. Mignon nämlich, ärgerlich über die Verliebtheit seiner Frau, zugleich darüber wütend, daß dieser Fauchery seinem Hauswesen nichts einbrachte außer einer Veröffentlichung von zweifelhaftem Werte im Journal, hatte sich an ihm dadurch zu rächen beschlossen, daß er ihn mit Freundschaftsbezeugungen überhäufte; jeden Abend, wenn er ihn auf der Bühne traf, versetzte er ihm freundschaftliche Rippenstöße und stellte sich, als sei er durch ganz besondere Zärtlichkeit dazu hingerissen worden; Fauchery, ein Zwerg diesem Koloß gegenüber, mußte die Schläge mit gezwungenem Lächeln hinnehmen, um sich mit Roses Gemahl nicht zu überwerfen.

„Ah, mein Herrchen, Sie beleidigen Fontan!“ rief Mignon wieder. „Achtung! Eins, zwei und klitsch, in die Brust!“

Er hatte weit ausgeholt und dem jungen Mann einen solchen Stoß versetzt, daß dieser einen Augenblick ganz blaß wurde und nicht sprechen konnte. Clarisse zeigte jetzt den anderen mit einem Augenzwinkern Rose Mignon, die auf der Schwelle stand und den Vorgang gesehen hatte. Sie ging direkt auf den Journalisten zu, als bemerke sie ihren Gatten gar nicht, und indem sie sich mit

entblößten Armen in ihrem Kinderkostüm emporrichtete, bot sie ihm mit kindlicher Verschmitztheit ihre Stirn zum Kusse dar.

„Guten Abend, mein Kind!“ sagte Fauchery und küßte sie vertraulich.

Dies war seine Entschädigung. Mignon schien diesen Kuß nicht einmal zu bemerken; denn jedermann umarmte ja seine Frau im Theater. Aber lachend warf er dem Journalisten einen scharfen Blick zu, andeutend, daß das junge Herrchen ihm Roses Trotz teuer bezahlen werde.

Auf dem Gang ging die Polstertür auf und zu und ließ den Beifallssturm bis ins Foyer tönen. Simonne kehrte nach ihrer Rolle zurück.

„Oh“, rief sie, „Papa Bosc hat Effekt gemacht! Der Prinz wollte sich totlachen und applaudierte mit den anderen, als ob er bezahlt würde ... Sagen Sie mir, kennen Sie den großen Herrn, der in der Proszeniumsloge neben dem Prinzen sitzt? Ein schöner Mann mit würdiger Miene und einem prächtigen Backenbart.“

„Das ist der Graf Muffat“, antwortete Fauchery. „Ich weiß, daß ihn der Prinz vorgestern bei der Kaiserin für heute abend zum Diner geladen hatte. Nun wird er ihn wahrscheinlich verführt haben.“

„Wie, der Graf Muffat? Wir kennen seinen Schwiegervater, nicht wahr, Auguste?“ sagte Rose, zu Mignon gewandt. „Du weißt doch, den Marquis de Chouard, zu dem ich singen ging? ... Richtig, er ist auch im Saale. Ich habe ihn im Hintergrund einer Loge bemerkt. Das ist auch ein alter ...“

Prullière, der eben seinen riesigen Federhut wieder aufgesetzt hatte, drehte sich um, sie zu rufen.

„Nun, Rose, wir wollen gehen!“

Eilig folgte sie ihm, ohne ihren Satz zu vollenden. In diesem Augenblick ging Madame Bron, die Hausmeisterin des Theaters, an

der Tür vorbei und trug ein gewaltiges Bukett unter dem Arm. Scherzend fragte Simonne, ob dieses für sie sei; doch ohne zu antworten, deutete die Hausmeisterin nach Nanas Garderobe im Hintergrunde des Korridors. Als hierauf Madame Bron zurückkam, übergab sie Clarisse, die einen leisen Fluch nicht unterdrücken konnte, einen Brief. „Immer wieder dieser Plagegeist Faloise! Ein Mensch, der einen durchaus nicht in Ruhe lassen will!“ Und als sie erfuhr, der Herr warte bei der Hausmeisterin, rief sie:

„Sagen Sie ihm, ich werde nach diesem Akt kommen ... Ich will ihn schon belehren!“

Fontan rief der Hausmeisterin nach:

„Madame Bron, hören Sie ... Hören Sie, Madame Bron ... Bringen Sie doch im Zwischenakt sechs Flaschen Champagner herauf!“

Allein der Inspizient war schon wieder atemlos erschienen und verkündete mit kreischender Stimme:

„Alles auf die Bühne! Sie, Herr Fontan! Schnell! Schnell!“

„Ja, ja, wir kommen ja schon, Vater Barillot“, rief Fontan bestürzt.

Und hinter Madame Bron hereilend, rief er nochmals:

„He! Verstanden? Sechs Flaschen Champagner im Zwischenakt in das Foyer! Heute ist mein Namenstag, ich bezahle ...“

Unter dem Rauschen ihrer Schleppen waren Simonne und Clarisse gegangen. Alles eilte hinab, und als die Tür des Ganges leise wieder zugefallen war, hörte man den Regenschauer gegen das Fenster schlagen. Barillot, ein kleiner, blasser Greis, schon seit dreißig Jahren Theaterdiener, hatte sich Mignon vertraulich genähert und bot ihm seine Tabaksdose an. Dieser Austausch einer Prise gewährte ihm bei seinem ruhelosen Herumlaufen auf den Treppen und in den Garderobegängen wenigstens einige Augenblicke Ruhe.

Er suchte noch immer Madame Nana, wie er sie nannte; diese aber handelte ganz eigenmächtig und fragte gar nicht nach der

Ordnungsstrafe; wenn sie ihren Auftritt versäumen wollte, so versäumte sie ihn eben. Erstaunt blieb er jetzt stehen und murmelte:

„Der Tausend, sie ist ja da und auch schon fertig ... Na, die muß wohl wissen, daß der Prinz gekommen ist.“

Nana erschien auf dem Korridor, als Fischerweib gekleidet. Sie trat nicht herein, sondern grüßte Mignon und Fauchery einfach durch ein Nicken ihres Kopfes.

„Guten Tag! Geht es gut?“

Nur Mignon ergriff ihre durch die Tür gereichte Hand, und Nana setzte darauf stolz ihren Weg fort; dicht hinter ihr folgte die Ankleiderin, die sich von Zeit zu Zeit niederbeugte, um die Falten ihrer Röcke zu ordnen. Hinter der Ankleiderin ging Satin einher, das Ende des Zuges bildend und nach Möglichkeit bestrebt, die Blicke auf sich zu ziehen, obwohl sie sich dabei schrecklich langweilte.

„Und Steiner?“ fragte Mignon plötzlich kurz.

„Herr Steiner ist gestern nach Loiret abgereist“, sagte Barillot, der eben im Begriff war, auf die Bühne zurückzugehen. „Ich glaube, er will da unten ein Landgut kaufen ...“

„Ach ja, ich weiß, das Landgut für Nana.“

Mignon war ernst geworden. Dieser Steiner, der einst Rose ein Haus versprochen hatte! Nachdenklich, aber immer noch seiner selbst Herr, ging Mignon zwischen dem Kamin und der Konsole auf und ab. Im Foyer befanden sich nur noch er und Fauchery. Der Journalist hatte sich eben müde in einen großen Lehnstuhl gestreckt und verhielt sich mit halboffenen Augen ganz ruhig, während ihn der andere im Vorbeigehen scharf ins Auge faßte. Da sie allein waren, wollte ihn Mignon nicht mehr mit Schlägen traktieren. Wozu auch, wenn sich niemand an der Szene ergötzte? Er wußte sich anderweitig schadlos zu halten. Fauchery, über diese Ruhepause

ganz glücklich, streckte die Beine nachlässig am Feuer aus und betrachtete bald das Barometer, bald die Uhr.

„Ah, ihr Kamele!“ rief Bordenave plötzlich mit heiserer Stimme. Er kam eben erst und schrie schon zwei Statistinnen an, die in ihrer Unerfahrenheit vergessen hatten, auf die Bühne zu treten. Als er Mignon und Fauchery bemerkte, rief er sie zu sich, um ihnen etwas zu sagen: der Prinz hatte nämlich soeben verlangt, Nana während des Zwischenaktes in ihrer Garderobe zu begrüßen.

Der Vorhang fiel unter einem endlosen Beifallssturm. Sogleich trat ein wildes Durcheinander auf der halbdunklen, von der Rampe nicht mehr erleuchteten Bühne ein; Schauspieler und Statisten drängten eilig nach ihren Garderoben, während das technische Personal schnell die Dekoration entfernte. Unterdessen waren Simonne und Clarisse im Hintergrund geblieben und unterhielten sich hier leise. Auf der Bühne hatten sie soeben einen Plan geschmiedet. Wohlunterrichtet zog Clarisse es vor, nicht zu Faloise zu gehen, da er sich ja nicht klar war, ob er sie im Stich lassen sollte, um es mit Gaga zu halten. Simonne sollte ihm einfach erklären, daß man sich auf diese Art keine Dame zur Freundin machen könne. Kurz, Simonne sollte den Plan ausführen.

Hierauf stieg Simonne in ihrem Wäscherinnenkostüm, den Pelzmantel über den Schultern, die enge Wendeltreppe mit den schlüpfrigen Stufen und den feuchten Wänden hinab, die nach der Hausmeisterwohnung führte. Mitten in einer wüsten Unordnung saßen hier auf den alten Rohrstühlen mehrere vornehme Herren mit geduldiger und ergebener Miene und drehten sich jedesmal hastig um, wenn Madame Bron mit Antworten aus dem Theater zurückkam. Soeben hatte sie einen Brief an einen der Herren übergeben, der den Umschlag eilig auf dem Hausflur unter der Gasflamme aufriß und leicht erblaßte, als er jene klassische, so oft an diesem Orte schon gelesene Phrase fand: „Heute abend nicht möglich, mein Bester, ich bin in Anspruch genommen.“ Auf einem

der Stühle saß ganz im Hintergrund, zwischen Tisch und Ofen, Faloise.

„Ah, Sie hier, Fräulein Simonne? Was wünschen Sie denn?“ fragte die Hausmeisterin.

Simonne bat sie, Faloise zu ihr hinauszuschicken; allein Madame Bron konnte ihren Wunsch nicht sogleich erfüllen. Sie hatte nämlich unter der Treppe eine Art Trinkstube eingerichtet, wo sich während der Zwischenakte die Statisten zu stärken pflegten; da sie jetzt fünf oder sechs tüchtige Burschen, die ihr Hanswurstkostüm noch nicht abgelegt hatten, bedienen mußte, war sie etwas stark in Anspruch genommen. In dem Ausschank brannte eine Gasflamme, die einen mit einer Zinnplatte bedeckten Tisch sowie einige mit angebrochenen Flaschen besetzte Bretter beleuchtete. Wenn man die Tür zu diesem Loch öffnete, stieg ein starker Alkoholgeruch herauf, der sich mit dem Speisengeruch der Wohnung und dem starken Duft der auf dem Tische stehenden Blumensträuße vermischte.

„Nun also“, fuhr die Hausmeisterin fort, als sie die Statisten bedient hatte, „den kleinen Braunen da unten wünschen Sie?“

„Nicht doch, keine Dummheit!“ sagte Simonne. „Den Schwächtigen neben dem Ofen, an dessen Hose Ihre Katze schnüffelt.“

Madame Bron brachte Faloise auf den Hausflur, während die anderen Herren geduldig verharrten und beinahe erstickten, als ob ihnen die Kehle zugeschnürt würde.

Oben auf der Bühne hörte man plötzlich ein allgemeines Gemurmel: „Der Prinz, der Prinz!“, und jedermann wandte die Blicke nach der kleinen Saaltür. Man bemerkte nur den runden Rücken Bordenaves mit seinem dicken Schlächterhals, der sich bei dem Gruß in Falten legte. Dann erschien der Prinz, groß, stark gebaut, mit blondem Bart und rosigem Teint, ganz die Erscheinung eines soliden Mannes, dessen kräftige Glieder man unter dem eleganten Überzieher

wahrnahm. Hinter ihm gingen Graf Muffat und der Marquis de Chouard. Man hörte Bordenave fortwährend dienern:

„Wenn Hoheit mir folgen wollen ... Wollen Hoheit geruhen, hier vorbeizugehen ... Seine Hoheit mögen sich in acht nehmen ...“

Bordenave war an Nanas Garderobe angekommen. Er öffnete die Tür und sagte, sich verbeugend:

„Wenn Hoheit vielleicht eintreten wollen ...“

Der Schrei einer überraschten Frau ließ sich hören, und man sah Nana, bis auf den Gürtel entblößt, sich hinter einen Vorhang flüchten, während ihre Ankleiderin, eben im Begriff, sie abzutrocknen, mit der Serviette in der Hand verblüfft dastand.

„Oh, ist das albern, so ohne weiteres hereinzukommen!“ rief Nana aus ihrem Versteck. „Bleiben Sie draußen! Sie begreifen doch, daß ich mich so nicht sehen lassen kann!“

Bordenave schien über Nanas Flucht höchst ärgerlich zu sein.

„Bleiben Sie doch, meine Liebe! Was fällt Ihnen ein?“ sagte er. „Es ist ja Seine Hoheit. Vorwärts, und seien Sie kein Kind!“

Und da sie zitternd sich immer noch zu erscheinen weigerte, trotzdem aber schon zu lachen begann, fügte er mit der Stimme eines Vaters hinzu:

„Mein Gott, diese Herren wissen schon, wie ein Frauenzimmer aussieht. Sie werden Sie nicht aufessen.“

„Hm, das ist doch nicht so sicher“, sagte der Prinz humorvoll.

Alles brach in ein übertriebenes Gelächter aus, um dem Prinzen zu schmeicheln. „Ein echtes Pariser Bonmot“, wie Bordenave bemerkte. Nana antwortete nicht mehr, der Vorhang bewegte sich, und sie faßte ohne Zweifel einen Entschluß. Darauf blickte auch Graf Muffat mit geröteten Wangen in die Garderobe. Es war ein viereckiges Gemach mit sehr niedriger Decke und überall mit einem

hellbraunen Stoff bespannt. Der Vorhang von demselben Stoff, durch eine kupferne Vorhangstange getragen, bildete im Hintergrund eine Art von Kabinett. Zwei große Fenster gingen auf den Theaterhof, der, höchstens drei Meter breit, von einer riesigen Mauer umgeben war, auf welche die Scheiben im Dunkel der Nacht braune Schatten warfen. Ein großer Spiegel hing einem Marmortisch gegenüber, auf dem eine Menge Fläschchen und Glasbüchsen für Öle, Essenzen und Puder standen. Mit gesenkten Blicken war der Graf an den Schminktisch getreten, wo ihn das Becken voll Seifenwasser, die kleinen durcheinanderliegenden Elfenbeingeräte und die feuchten Schwämme in Anspruch zu nehmen schienen. Jenes Schwindelgefühl, das er bei seinem ersten Besuch in Nanas Wohnung empfunden hatte, ergriff ihn wieder. Unter den Füßen spürte er den weichen, dicken Garderobenteppich, und die Gasflammen, die am Schminktisch und am Ankleidespiegel brannten, zischten um seine Schläfen. Einen Augenblick fürchtete er, bei diesem Geruch ohnmächtig zu werden, und setzte sich auf den seidenen Diwan zwischen den Fenstern. Aber sofort stand er wieder auf, kehrte nach dem Tisch zurück und sah mit starren Blicken ins Leere, während er an ein Bukett von Tuberosen dachte, das früher einmal in seinem Schlafzimmer geblüht und ihm beinahe den Tod gebracht hatte.

„Beeile dich doch!“ drängte Bordenave, indem er den Kopf hinter den Vorhang steckte.

Der Prinz hörte indes gefällig dem Marquis de Chouard zu, der eine Hasenpfote vom Toilettentisch nahm und erklärte, wie man damit die weiße Schminke auftrage. In einer Ecke, mit dem Rücken gegen die Herren, saß Satin mit ihrem jungfräulichen Gesicht; die Ankleidefrau, Madame Jules, brachte das Trikot und den Venusmantel in Ordnung. Madame Jules war nicht mehr jung, ihr pergamentartiges Gesicht zeigte jene starren, altjüngferlichen Züge, die niemand jung gekannt hatte. Sie war in der heißen

Garderobenluft, mitten unter den berühmtesten Tänzerinnen und Sängerinnen von Paris, sozusagen vertrocknet. Stets trug sie ein verblichenes, schwarzes Kleid, und auf der linken Seite ihres mageren Busens glitzerte ein Wald von Stecknadeln.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren“, sagte Nana, als sie den Vorhang zurückzog, „aber ich war wirklich zu sehr überrascht ...“

Alle wandten sich um. Sie hatte sich durchaus nicht ganz angekleidet, sondern bloß eine kleine Corsage von dünnem Kattun zugeknöpft, die sie bis zur Hälfte des Busens bedeckte. Als die Herren sie in die Flucht gejagt hatten, war sie eben beim Auskleiden gewesen, und hastig hatte sie ihr Fischweibkostüm abgelegt. Mit ihren nackten Armen, den entblößten Schultern, dem erhabenen Busen, ihrer vollen jugendlichen Gestalt, hielt sie den Vorhang noch immer in der Hand, als ob sie ihn bei dem geringsten Schrecken wieder zuziehen wollte.

„Ja, ich war überrascht, und ich würde nie wagen ...“ stotterte sie mit erkünstelter Bestürzung, mit geröteten Wangen und verlegenem Lächeln.

„Mach' doch nicht soviel Gerede! Jedermann findet dich so reizend!“ rief Bordenave.

Noch einmal suchte sie eine unbefangene, sittsame Miene anzunehmen und bewegte sich hin und her, als ob sie gekitzelt worden wäre; dabei wiederholte sie immerzu:

„Hoheit schenken mir zuviel Ehre ... Ich bitte Hoheit, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie derart empfangen ...“

„Ich komme ungelegen“, sagte der Prinz; „allein, Madame, ich konnte dem Wunsch nicht widerstehen, Sie zu begrüßen ...“

Darauf begab sie sich in Beinkleidern ruhig an den Toilettentisch, mitten unter die Herren, die ihr Platz machten. Sie hatte sehr starke Hüften, so daß sich das Trikot spannte, als sie, die Brust nach vorn

gewendet, mit ihrem feinen Lächeln grüßte. Plötzlich schien sie den Grafen Muffat wiederzuerkennen und streckte ihm freundlich die Hand entgegen. Hierauf schalt sie ihn, daß er nicht zu ihrem Souper gekommen sei. Hoheit geruhten, mit Muffat zu scherzen, der eine Entschuldigung stotterte und erzitterte, weil er die kleine, vom Toilettenwasser feuchte Hand einige Augenblicke in der seinen gefühlt hatte. Der Graf hatte bei dem Prinzen reichlich diniert, da er ein tüchtiger Esser und Trinker war. Beide waren sogar etwas berauscht, hielten sich aber trotzdem wacker. Muffat sprach über die Hitze, lediglich um seine Verwirrung zu verbergen.

„Mein Gott, wie heiß es hier ist“, sagte er. „Madame, wie können Sie bei einer solchen Temperatur existieren?“

Von diesem Punkt aus bewegte sich die Unterhaltung weiter, als an der Logentür laute Stimmen hörbar wurden. Bordenave lüftete eine vergitterte Öffnung in der Tür. Es waren Fontan, Prullière und Bosc mit Flaschen unter dem Arm, die Hände mit Gläsern beladen. Fontan klopfte an und rief: heute sei sein Namenstag, da bezahle er Champagner! Nana hatte den Prinzen mit einem fragenden Blick angesehen. Warum denn nicht? Hoheit wollten niemandem im Wege sein. Hoheit würden sich sehr freuen! Aber ohne die Erlaubnis abzuwarten, trat Fontan ein und wiederholte lallend:

„Ich lasse mich nicht lumpen, ich bezahle Champagner.“

Plötzlich bemerkte er den Prinzen, dessen Anwesenheit ihm nicht bekannt war. Mit drollig-feierlicher Miene blieb er stehen und sagte:

„König Dagobert ist auf dem Korridor und will mit Eurer Hoheit anstoßen.“

Da der Prinz gelächelt hatte, fand man den Witz reizend. Indessen war die Garderobe zu klein für so viele Menschen; man stand dicht gedrängt, Satin und Madame Jules im Hintergrund bei dem Vorhang, die Herren um die halbnackte Nana. Die drei Schauspieler trugen noch die Kostüme des zweiten Aktes. Während Prullière

seinen Admiralshut absetzte, dessen ungeheurer Federbusch unter der Decke nicht Raum gefunden hätte, ließ sich Bosc mit seinem Purpurmantel und seiner Blechkrone auf das Knie nieder und begrüßte den Prinzen wie einen Monarchen, der den Sohn eines mächtigen Nachbarn empfängt. Mittlerweile wurden die Gläser gefüllt, und man stieß an.

„Ich trinke auf das Wohl Eurer Hoheit!“ sagte würdevoll der alte Bosc.

„Auf die Armee!“ fügte Prullière hinzu.

„Auf Venus!“ rief Fontan.

Liebenswert bewegte der Prinz sein Glas hin und her. Er wartete, grüßte dreimal und murmelte:

„Madame ... Admiral ... Sire ...“

Und er trank auf einen Zug. Graf Muffat und der Marquis de Chouard hatten es ihm nachgetan; man scherzte ja nicht mehr, man war ja bei Hofe. Nana vergaß, daß sie nur mit dem Trikot bekleidet war, und spielte die vornehme Dame, die Königin Venus, die ihre geheimsten Gemächer den Staatsmännern öffnet. Bei jedem Satz erwähnte sie Seine Königliche Hoheit, machte vielsagende Komplimente und behandelte die Strohköpfe Bosc und Prullière wie Souveräne, die von ihren Ministern begleitet sind.

Niemand lächelte über diese sonderbare Mischwelt, über den wirklichen Prinzen und Thronfolger, der hier ganz ungezwungen in diesem Götterkarneval, dieser Königsmaskerade, mitten unter Ankleidefrauen und leichtfertigen Dämchen, Kulissenschiebern und Dämchenfreunden den Champagner eines gewöhnlichen Schauspielers trank. Bordenave freute sich schon auf die glänzende Einnahme, die er machen würde, wenn Seine Hoheit damit einverstanden wäre, ebenso im zweiten Akt der „Blonden Venus“ zu erscheinen.

„Wie wäre es“, rief er, vertraulich werdend, „wenn wir meine kleinen Mädels hinuntergehen ließen?“

Nana wollte nicht, dann gab sie nach. Fontan mit seiner grotesken Maske zog sie an. Indem sie sich eng an ihn anschmiegte und ihn mit den Blicken einer Frau ansah, die auf etwas Unreines Appetit hat, duzte sie ihn plötzlich.

„Nun, schenk' doch ein, du Dummkopf!“ Fontan füllte die Gläser wieder und trank unter beständig wiederholten Toasten:

„Auf Seine Hoheit!“

„Auf die Armee!“

„Auf Venus!“

Aber Nana machte eine ruhegebietende Bewegung. Sie hob ihr Glas hoch und sagte:

„Nein, nein, auf Fontan! Heute ist Fontans Namenstag! Auf Fontans Wohl! Auf Fontan!“

Hierauf stieß man zum dritten Male an und ließ Fontan hochleben.

Der Prinz hatte bemerkt, wie Nana dem Komiker glühende Blicke zuwarf, und beglückwünschte ihn.

„Herr Fontan“, sagte er mit betonter Höflichkeit, „ich trinke auf Ihren Erfolg!“

Unterdessen wischte der Überrock Seiner Hoheit hinter ihm den Marmortisch ab. Man befand sich wie im Hintergrunde eines Alkovens, wie in einem engen Badezimmer, wo der Dampf aus dem Waschbecken und den Schwämmen, der starke Duft der Essenzen sich mit den berausenden Champagnerdünsten mischte. Der Prinz und der Graf Muffat, zwischen denen Nana sich befand, mußten, wenn sie die Hände bewegten, diese immer im Bogen führen, um sie nicht bei der geringsten Bewegung zu streifen.

Ohne einen Tropfen Schweiß zu verlieren, wartete indes Madame Jules mit ihrer steifen Miene, während Satin staunte, einen Prinzen und andere Herren im Frack bei einer nackten Frau stehen zu sehen, und sie dachte bei sich, daß die vornehme Herrenwelt doch genauso undelikat sei wie der gemeine Männerplebs, mit dem sie gewöhnlich verkehrte ... Auf dem Gang ertönte jetzt die Glocke des alten Barillot immer näher. Als er an der Garderobentür erschien, war er bestürzt, die drei Schauspieler noch immer im Kostüm des zweiten Aktes zu sehen.

„Oh, meine Herren, meine Herren!“ stotterte er. „Eilen Sie ... Im Zuschauerfoyer hat man eben schon geklingelt!“

„Bah“, sagte ruhig Bordenave, „das Publikum mag warten.“

Trotzdem gingen, als die Flaschen geleert waren, die Schauspieler nach abermaligen Begrüßungen fort, um sich anzukleiden. Bosc hatte eben seinen Bart abgenommen, der von Champagner triefte, und unter diesem ehrwürdigen Bart erschien das Gesicht eines Trunkenboldes, verzerrt und blau angehaucht wie das eines alten, dem Wein ergebenen Schauspielers. Man hörte ihn, wie er unten an der Treppe mit seiner Schnapsstimme zu Fontan sagte, indem er vom Prinzen sprach:

„Nun, ich habe ihm doch imponiert, nicht wahr?“

In Nanas Loge blieben nur Seine Hoheit, der Graf und der Marquis. Bordenave hatte sich mit Barillot entfernt und riet ihm, nicht einzutreten, ohne Nana vorher in Kenntnis zu setzen.

„Meine Herren, Sie erlauben doch?“ sagte Nana und begann ihre Arme und ihr Gesicht mit Schminke zu bearbeiten, wie es die Rolle im dritten Akt verlangte.

Der Prinz nahm mit dem Marquis de Chouard auf dem Diwan Platz, und nur Graf Muffat blieb stehen. Er hatte kein Wort mehr gesprochen; er dachte an seine Jugend zurück, an seine kalte, freudlose Kinderstube. Wenn er später mit sechzehn Jahren seine

Mutter umarmte, nahm er jedesmal diesen kalten Kuß mit hinüber in seinen Schlummer. Eines Tages hatte er durch eine halboffene Tür bemerkt, wie sich ein Dienstmädchen wusch; dies war die einzige Erinnerung, die ihm vor seiner Vermählung Unruhe bereitet hatte. Dann hatte er seine Gemahlin bei den ehelichen Pflichten streng gehorsam gefunden, und er selbst empfand dabei eine Art frommen, innern Widerstreits. Er wurde groß und alt, unbekannt mit dem Sinnengenuß, dafür aber den strengen Religionsübungen ergeben; sein Leben war nach Vorschriften und Gesetzen eingerichtet. Und jetzt brachte man ihn plötzlich in diese Schauspielergarderobe, vor dieses nackte Weibsbild! Er, der nie gesehen hatte, wie die Gräfin Muffat ihre Strumpfbänder anlegte, wohnte allen Einzelheiten einer Damentoilette bei, mitten unter dem Chaos von Büchsen und Becken, von einem aufreizenden, starken Geruch umgeben. Sein ganzes inneres Wesen bäumte sich auf, der leise Zauber, mit dem ihn Nana seit einiger Zeit umgab, erschreckte ihn und erinnerte ihn an seine Jugend. Er glaubte an den Teufel, und Nana mit ihrem Lächeln, ihrer lasterhaften Stimme und ihrem gottlosen Nacken erschien ihm wie der Teufel. Aber er wollte stark sein und sich gegen den Teufel wehren.

„Sie kommen nächstes Jahr nach London“, sagte der Prinz, „und wir wollen Sie dort so gut empfangen, daß Sie nie wieder nach Frankreich Sehnsucht verspüren ... Oh, mein lieber Graf, Sie berücksichtigen Ihre schönen Damen gar nicht genug. Wir werden sie Ihnen alle abnehmen.“

„Das wird ihm ganz gleich sein“, murmelte böswillig der Marquis de Chouard. „Der Graf ist die Tugend selbst!“

Als Nana von seiner Tugend sprechen hörte, betrachtete sie ihn so komisch, daß Muffat sich lebhaft bestürzt fühlte, und über diese Bestürzung ärgerte er sich selbst. Warum genierte ihn der Gedanke, tugendhaft zu sein, vor dieser Dame! Er hätte sie schlagen mögen! Nana, die unterdessen einen Pinsel ergreifen wollte, hatte ihn eben

fallen lassen, und als sie sich bückte, bückte auch er sich, ihre Atemzüge begegneten einander, und die aufgelösten Haare der Venus rollten ihm über die Hände. Es war dies ein Genuß, getrübt durch innere Vorwürfe, einer jener Genüsse eines frommen Katholiken, den die Furcht vor der Hölle bei der Sünde peinigt.

In diesem Augenblick ließ sich die Stimme des alten Barillot hinter der Tür vernehmen.

„Madame, darf ich das Anfangszeichen geben? Im Saal fängt man an, unruhig zu werden.“

„Sofort“, antwortete Nana ruhig.

Sie hatte den Pinsel in eine Büchse mit Schwarz getaucht; dann trat sie an den Spiegel, schloß das linke Auge und fuhr leise über die Augenwimpern. Muffat stand hinter ihr und schaute zu. Er sah sie im Spiegel mit ihren vollen, runden Schultern und ihrer rosigen Brust, und trotz aller Gegenwehr konnte er keinen Blick von diesem Gesicht abwenden, das durch das geschlossene Auge einen so herausfordernden Zug erhielt und das mit seinen Grübchen so verlangend dreinschaute. Als sie das rechte Auge schloß und den Pinsel darüber hinwegführte, da begriff er, daß er ihr gehörte mit Leib und Leben.

„Madame“, ertönte schon wieder die atemlose Stimme des Inspizienten, „man trampelt schon mit den Füßen und wird schließlich noch die Sitze zerbrechen ... Darf ich das Zeichen geben?“

„Halt! Pst!“ sagte Nana ungeduldig. „Meinetwegen fangen Sie an! Wenn ich noch nicht fertig bin, mögen sie warten.“

Auch Bordenave kam unruhig zurück und sagte, der dritte Akt habe schon begonnen.

„Nun, ich gehe ja schon“, versetzte sie. „Ich muß sonst doch immer auf die anderen warten.“

Die Herren verließen die Garderobe; allein sie verabschiedeten sich nicht, da der Prinz den Wunsch geäußert hatte, dem dritten Akt hinter den Kulissen beizuwohnen.

Als der Prinz die kleine Holzterasse hinaufstieg, ließ sich auf der anderen Seite der Bühne unterdrücktes Fluchen und zorniges Füßestampfen hören: es war wieder eine Geschichte, die die auf ihr Stichwort wartenden Schauspieler fesselte. Seit einiger Zeit nämlich vergnügte sich Mignon wieder damit, Fauchery seine freundlichen Rippenstöße zu versetzen. Er hatte soeben ein neues Manöver erfunden, indem er ihm Nasenstübe applizierte, um, wie er sagte, die Fliegen zu vertreiben. Natürlich amüsierten sich die Schauspieler über diesen Einfall. Aber plötzlich hatte Mignon, durch seine Erfolge hingerissen, dem Journalisten eine Ohrfeige gegeben, eine wirkliche, derbe Ohrfeige. Das war zu stark, und Fauchery konnte vor aller Welt eine derartige Schmeichelei nicht ruhig hinnehmen. So waren denn die beiden Männer, den Scherz beendend, zornrot und mit haßerfüllten Blicken aufeinander losgestürzt. Sie wälzten sich hinter einer Säule auf dem Boden herum und titulierten einander mit „Zuhälter“, „Kuppler“ und anderen schönen Worten.

„Herr Bordenave! Herr Bordenave!“ rief der atemlose Regisseur. Bordenave entschuldigte sich bei dem Prinzen und folgte ihm. Als er Fauchery und Mignon am Boden erblickte, machte er eine ärgerliche Bewegung. In der Tat, die Herren nahmen ihre Zeit hübsch wahr, wo auf der anderen Seite der Bühne Seine Hoheit stand und der ganze Saal es hören konnte!

Um den Spektakel auf die Spitze zu treiben, kam jetzt Rose Mignon, ganz außer Atem, gerade im Augenblick ihres Auftretens an. Vulkan rief ihr das Stichwort zu; allein Rose hörte nicht, als sie sah, wie sich ihr Gatte und ihr Liebhaber am Boden wälzten, sich würgten, übereinander herfielen und an den Haaren rauften, während ihre Überröcke ganz von Staub bedeckt waren. Sie versperrten ihr den Weg.

„Aber laß dich doch nicht aufhalten!“ zischte ihr Bordenave wütend zu. „Geh doch! Geh doch! Das geht doch dich nichts an! Du versäumst ja deinen Auftritt!“

Und von ihm vorwärtsgestoßen, stieg Rose über die beiden Körper hinweg und befand sich so auf der erleuchteten Bühne vor dem Publikum. Sie hatte nicht begriffen, weshalb sich jene prügeln. Zitternd, mit schwindenden Sinnen, ging sie mit dem süßen Lächeln der verliebten Diana nach der Rampe vor und begann ihr Duo mit so feuriger Stimme, daß das Publikum in Beifall ausbrach. Hinter den Kulissen vernahm sie den dumpfen Lärm der beiden sich am Boden Wälzenden. Sie waren bis an den Seitenvorhang gerollt, doch glücklicherweise übertönte die Musik das Getöse.

„Bei Gott“, rief Bordenave ganz außer sich, als es ihm endlich gelungen war, sie zu trennen, „könnt ihr euch nicht zu Hause prügeln? Ihr wißt doch, daß ich so etwas nicht liebe... Du, Mignon, wirst mir den Gefallen tun, hier auf der Hofseite zu bleiben, und Sie, Fauchery, werfe ich zur Theatertür hinaus, wenn Sie die Gartenseite verlassen, oder ich untersage Rose, Sie jemals wieder mitzubringen.“

Als er wieder zum Prinzen kam, erkundigte sich dieser nach dem Vorfall.

„Oh, gar nichts, gar nichts“, murmelte Bordenave mit gleichgültiger Miene.

Nana stand in einen Pelzmantel gehüllt, schwatzte mit den Herren und erwartete ihr Stichwort.

Plötzlich entstand eine Bewegung. Simonne, die eben mit Clarisse sprach, ließ die Worte fallen:

„Da kommt die Tricon!“

Es war wirklich die Tricon mit ihren langen Locken und ihrer gräflichen Haltung. Als sie Nana bemerkte, ging sie sofort auf sie zu.

„Nein“, sagte diese nach einem kurzen Wortwechsel, „jetzt nicht.“

Die alte Dame blieb ernst, und Prullière reichte ihr im Vorbeigehen die Hand. Zwei kleine Statistinnen betrachteten sie erregt, und sie schien einen Augenblick zu zögern. Dann rief sie Simonne durch eine Handbewegung zu sich, und der schnelle Wortwechsel begann wieder.

„Ja“, sagte endlich Simonne. „In einer halben Stunde!“

Als sie aber wieder nach ihrer Garderobe hinaufstieg, überreichte ihr Madame Bron, die abermals mit Briefen umherstrich, ein Schreiben. Bordenave tadelte mit leiser Stimme zornig die Hausmeisterin, daß sie die Tricon habe passieren lassen: solch ein Frauenzimmer! Und gerade heute abend! Dies erbitterte ihn, schon wegen Seiner Hoheit. Madame Bron, nun dreißig Jahre am Theater, antwortete verärgert: „Weiß ich denn das? Die Tricon macht mit allen Theaterdamen Geschäfte; zwanzigmal hat sie der Herr Direktor getroffen, ohne etwas zu sagen.“ Und während Bordenave noch vor sich hin brummte, betrachtete die Tricon eingehend den Prinzen wie eine Frau, die einen Herrn abschätzen will. Ein Lächeln erhellte ihr braunes Gesicht, und sie ging langsam fort mitten durch die ehrerbietig zur Seite tretenden Dämchen.

„Sogleich, nicht wahr?“ sagte sie und wandte sich noch einmal zu Simonne.

Auf der Bühne schlenderte immer noch der Prinz herum und sprach mit Nana, die er nicht verlassen hatte und mit halboffenen Augen verschlang. Nana, ohne ihn anzusehen, sagte lächelnd ja und nickte mit dem Kopf. Aber plötzlich gehorchte Graf Muffat einem inneren Triebe; er verließ Bordenave und kam herbei, die Unterhaltung zu unterbrechen.

Nana blickte auf und lächelte ihm ebenso zu wie Seiner Hoheit, lauschte aber dabei stets auf ihr Stichwort.

„Der dritte Akt ist, wie ich glaube, der kürzeste“, sagte der Prinz, durch des Grafen Gegenwart geniert.

Sie antwortete nicht, sondern achtete jetzt nur auf ihre Rolle. Mit einer schnellen Schulterbewegung ließ sie den Pelzmantel herabgleiten, den Madame Jules, hinter ihr stehend, mit den Armen auffing. Nackt betrat sie die Bühne, nachdem sie nochmals, wie um ihn zu ordnen, an ihren Kopfputz gefühlt hatte.

„Pst! Pst!“ flüsterte Bordenave.

Der Graf und der Prinz waren erstaunt. Mitten in dem tiefen Schweigen machte sich ein fernes Getöse in der Menge geltend. Jeden Abend begleitete der gleiche Eindruck den Auftritt der Venus in ihrer göttlichen Nacktheit. Muffat wollte jetzt etwas sehen und schaute durch eine Spalte. Jenseits des blendenden Kreisbogens der Rampe erschien der Saal düster, wie von rötlichem Rauch erfüllt, und vor diesem dunklen Hintergrund zeichnete sich Nana deutlich und großartig ab und verdeckte die Aussicht auf die Logen vom Balkon bis zur Galerie. Er bemerkte ihren Rücken, die festgeschnürte Taille und die bloßen Arme, während auf dem Boden zu ihren Füßen der Kopf des alten Souffleurs wie abgeschnitten sich zeigte, mit seinen kläglichen, ehrbaren Gesichtszügen. Bei bestimmten Stellen ihres ersten Auftritts schienen von ihrem Nacken Wellenbewegungen auszugehen und sich auf den ganzen Körper bis hinab zum Rand ihres schleppenden Mantels zu übertragen.

In diesem Augenblick näherte sich Fauchery dem Grafen und erbot sich, ihm die Garderoben zeigen zu wollen. Muffat, den eine zunehmende Trägheit willenlos machte, folgte dem Journalisten, nachdem er sich nach dem Marquis umgesehen hatte, der aber nicht mehr da war. Er empfand zugleich Trost und Unruhe, als er die Kulissen verließ, wo man Nana noch singen hörte.

Schon ging ihm Fauchery auf der Treppe voran, die im ersten und zweiten Stock durch hölzerne Windfänge verschlossen war. Diese

Treppe glich der eines verdächtigen Hauses, wie sie Graf Muffat auf seinen Geschäftsgängen als Mitglied des Wohltätigkeitskomitees schon öfters gesehen hatte, häßlich und baufällig, mit abgenutzten Stufen und einem eisernen Geländer, das durch vielen Gebrauch wie poliert erschien. An jedem Absatz bildete ein in Bodenhöhe angebrachtes Fenster eine Lichtöffnung. Die Gasflammen an den Wänden erleuchteten grell diese traurige Szene und strahlten eine Wärme aus, die sich aufstufte und unter der engen Spirale der Stockwerke ansammelte.

Am Fuß der Treppe angelangt, hatte der Graf abermals einen glühenden Hauch im Nacken gefühlt; es war der Geruch aus den Garderoben, die voll Licht und Geräusch waren, und jetzt, bei jeder neuen Stufe, verwirrten ihn der Puderduft und die scharfen Dünste des Toilettenessigs noch mehr. Im ersten Stock öffneten sich zwei Korridore mit gelb angestrichenen Türen, die große, weiße Nummern trugen wie in einem Hotel; am Boden bildeten die Fliesen Höcker infolge der Senkung des alten Gebäudes. Zufällig warf der Graf einen Blick durch eine halboffene Tür und sah in ein sehr unreinliches Zimmer, das einem Friseur aus der Vorstadt als Geschäftszimmer diente; darin befanden sich zwei Stühle, ein Tisch und eine vom Haarfett der Kämmen geschwärzte Tischplatte. Ein Kerl, über und über schwitzend, wechselte die Wäsche darin, während nebenan, in einem ähnlichen Gemach, eine Frau die Handschuhe anzog, um wegzugehen; ihr Haar war unordentlich und aufgelöst, als ob sie eben ein Bad genommen hätte. Allein Fauchery rief den Grafen, und dieser langte im zweiten Stock an, gerade als ein wütendes „Verwünscht!“ aus dem Korridor rechts sich vernehmen ließ; Mathilde, ein kleines, dralles Frauenzimmer, hatte eben ihr Waschbecken zerbrochen, und das Seifenwasser floß bis an die Treppe. Eine Garderobentür wurde hastig geschlossen. Zwei Frauen im Korsett eilten schnell vorüber, und eine andere, die sich im tiefsten Negligé befand, flüchtete ebenfalls. Darauf vernahm man Gelächter, Streiten und einen angefangenen, jäh abbrechenden

Gesang. Auf dem ganzen Korridor konnte man durch acht Türspalten interessante Bilder beobachten! Zwei sehr ausgelassene Mädchen zeigten einander ihre Muttermale, ein anderes, fast noch ein Kind, hatte die Unterkleider bis über die Knie aufgehoben, um sein Beinkleid wieder zu nähen, während die Ankleidefrauen beim Erscheinen der Herren aus Anstand die Vorhänge zuzogen. Es begann schon jenes hastige Drängen und Treiben wie stets am Ende einer Vorstellung, die große Reinigung von weißer und roter Schminke, das Umziehen für den Heimgang, wobei durch ab und zu geöffnete Türen der erstickende Geruch mit doppelter Heftigkeit hervordrang. Im dritten Stock überließ sich Muffat dem ihn überkommenden Rausche. Hier war die Garderobe der Statistinnen; zwanzig Frauen standen zusammengedrängt in einem Chaos von Seifen und Flaschen mit Lavendelwasser. Im Vorübergehen hörte er hinter einer verschlossenen Tür, wie sich jemand geräuschvoll abwusch und einen wahren Sturm im Waschbecken anrichtete.

Eben wollte er in das oberste Stockwerk steigen, als er noch zufällig durch ein offengelassenes Guckloch spähte; das Zimmer war leer, und nur ein Geschirr stand unter der Gasflamme inmitten eines wüsten Durcheinanders von Unterkleidern.

Dieses Zimmer war der letzte Eindruck, den er mitnahm. Alle Gerüche und heißen Dünste schienen sich hier zu vereinigen; die braune Decke wirkte wie geräuchert, und in einem rötlichen Nebel brannte eine Laterne. Einen Augenblick lang hielt er sich an dem Geländer fest, das sich warm anfühlte; er schloß die Augen, denn fast in einem Atemzuge hatte er das ganze weibliche Geschlecht kennengelernt, das ihm bis jetzt noch ein Buch mit sieben Siegeln gewesen war.

„Kommen Sie doch!“ rief Fauchery, der auf einen Augenblick verschwunden war. „Man wünscht Sie zu sprechen!“

Im Hintergrund des Korridors befand sich die Garderobe Clarisses und Simonnes, ein langes, unschönes Zimmer mit zerfetzten

Tapeten und Rissen in den Wänden. Zwei nebeneinander befindliche Bretter dienten als Toilettentisch, der mit einer von vergossenem Wasser verfärbten Wachseleinwand bedeckt war; darunter standen zerbrochene Zinkkrüge, mit Spülwasser gefüllte Eimer und große, braune, irdene Gefäße. Man sah hier eine Schaustellung von Bazargegenständen, die durch den Gebrauch beschmutzt waren, zerbrochene Waschbecken, zahnlose Käämme, kurz alles, was die beiden sich auskleidenden Frauen in gedankenloser Eile unordentlich an einem Ort hatten liegen lassen, wo sie sich nur vorübergehend aufhielten und dessen Unsauberkeit ihnen nicht mehr auffiel.

„Kommen Sie doch!“ wiederholte Fauchery mit der Vertraulichkeit eines mit Frauen bekannten Menschen. „Clarisse will Ihnen ein Küßchen geben.“

Muffat trat endlich ein. Aber erstaunt blieb er stehen, als er den Marquis de Chouard zwischen den beiden Toilettentischen auf einem Stuhl sitzen sah. Der Marquis hatte sich hierher zurückgezogen. Er spreizte die Beine aus, weil sich aus einem lecken Eimer eine weißliche Flut ergossen und eine Lache gebildet hatte. Man merkte, daß er es sich bequem gemacht hatte, daß er die lauschigen Plätzchen kannte.

„Begleitest du denn den Alten nach Hause?“ tuschelte Simonne Clarisse zu.

„Oh, öfter!“ antwortete diese ganz laut.

Das auffallend häßliche und dreiste Mädchen, das hier als Ankleiderin fungierte und eben im Begriff war, Simonne beim Anlegen des Mantels behilflich zu sein, brach in lautes Lachen aus. Alle drei stießen jetzt einander an und stotterten unzusammenhängende Worte, die ihre Heiterkeit vermehrten.

„Nun, Clarisse, so umarme doch den Herrn!“ rief Fauchery. „Du weißt ja, daß er nicht ohne ist und Geld wie Heu hat.“

Und zu dem Grafen gewandt, sagte er: „Sie werden sehen, mein Herr, sie ist sehr nett! Sie wird Ihnen einen Kuß geben!“

Aber Clarisse wollte von den Männern nichts wissen. Übrigens beeilte sie sich, wieder hinunterzugehen, da man sie für den dritten Akt brauchte. Als ihr Fauchery jetzt die Tür vertrat, drückte sie Muffat zwei Küsse auf den Bart und sagte:

„Das ist nicht etwa für Sie, Alterchen, sondern nur Faucherys wegen, der immer solche dummen Geschichten macht!“

Dann eilte sie fort, und der Graf stand beschämt vor seinem Schwiegervater. Eine tiefe Röte bedeckte sein Gesicht. In Nanas Garderobe hatte er mitten in dem Luxus von Tapeten und Spiegeln eine ähnliche Aufregung wie über diese beiden schamlosen, lockeren Mädchen nicht empfunden. Indessen war der Marquis eben hinter Simonne, die es sehr eilig hatte, fortgegangen und flüsterte ihr etwas ins Ohr, während diese den Kopf schüttelte. Fauchery folgte ihnen lachend. Jetzt sah sich der Graf allein mit der Ankleidefrau, die die Waschbecken ausspülte. Da ging auch er und stieg mit unsicheren Knien die Treppe hinab, wobei er wieder das Frauenzimmer im Unterrock erschreckte und auf seinem Wege die Türen ins Schloß fallen ließ. Aber mitten in diesem durch die vier Stockwerke verstreuten Chaos von Damen bemerkte er deutlich nur eine große, rötliche Katze, die in dieser moschusschwangeren Luft die Stufen entlang schlich und sich mit erhobenem Schwanz den Rücken an den Querstangen des Treppengeländers rieb. „Ach Gott!“ rief eine heisere Frauenstimme. „Ich glaubte, sie würden uns heute abend in Ruhe lassen! ... Da haben wir wieder diese Plagegeister mit ihrem Geschrei!“

Das Stück war beendet und der Vorhang eben gefallen. Auf der Treppe war eine wilde Jagd, vermischt mit Beifallsrufen, und eine wirre Hast, schnell sich anzukleiden und fortzugehen, füllte die Gänge. Als Graf Muffat die letzten Stufen hinabstieg, bemerkte er, wie der Prinz langsam mit Nana den Garderobenkorridor

entlangging. Nana blieb einen Augenblick stehen, dann sagte sie lächelnd mit leiser Stimme:

„Gewiß, gewiß! Ich bin gleich wieder da.“

Der Prinz kehrte auf die Bühne zurück, wo ihn Bordenave erwartete. Nunmehr mit Nana allein, eilte ihr Muffat, von Zorn und Begierde getrieben, nach und küßte sie, als sie eben in ihre Garderobe trat, ungestüm auf den Nacken, auf die blonden Härchen, die zwischen ihren Schultern sich kräuselten. Dies war gleichsam der Kuß, den er oben erhalten hatte und den er nun zurückgab. Nana erhob schon zornig die Hand; als sie aber den Grafen erblickte, lächelte sie.

„Oh! Sie haben mich erschreckt“, sagte sie kurz.

Ihr Lächeln war entzückend, verwirrt und doch ergeben, als ob sie über diesen Kuß sich geärgert hätte und doch glücklich wäre, ihn erhalten zu haben. Allein sie konnte den Grafen weder diesen Abend noch am nächsten Tage empfangen, und so mußte er warten. Und selbst wenn sie es gekonnt hätte, so hätte sie ihn schmachten lassen; das sagte ihr Blick. Endlich erwiderte sie:

„Sie wissen, ich habe eine Besitzung ... Ja, ich kaufe ein Landhaus nahe bei Orléans, in einer Gegend, die Sie bisweilen, wie ich gehört habe, besuchen. Bébé hat mir dies gesagt, der kleine Georges Hugon, Sie kennen ihn doch? ... Besuchen Sie mich also dort!“

Der Graf, über seine scheue Dreistigkeit erschrocken und beschämt über das, was er getan, grüßte sie höflich und versprach, ihrer Einladung zu folgen. Dann entfernte er sich in träumerischem Sinnen. Er traf den Prinzen, als er durch das Foyer gehend Satin rufen hörte: „Solch ein alter Wicht! Lassen Sie mich in Ruh!“

Der Marquis de Chouard hielt Satin an der Taille umfaßt, aber diese fühlte sich, wie es schien, zur eleganten Welt wenig hingezogen. Nana hatte sie eben Bordenave vorgestellt; allein es war ihr zu lästig gewesen, dauernd zu schweigen, damit ihr keine Dummheiten entschlüpfen. Sie wollte sich aus der ihr fatalen Situation befreien,

um so mehr, als sie zwischen den Kulissen auf einen alten Liebhaber gestoßen war, einen Statisten, der die Rolle Plutos spielte, einen Pastetenbäcker, der sie schon eine ganze Woche lang geliebt und geohrfeigt hatte. Sie wartete auf ihn, aufgeregt darüber, daß der Marquis mit ihr wie mit einer Theaterdame umgegangen war.

„Mein Mann wird gleich kommen; warten Sie nur!“ Mit dieser energisch betonten Phrase wandte sie ihm den Rücken zu.

Indessen gingen die Schauspieler, in ihre Überröcke gehüllt, mit müden Blicken einer nach dem andern fort; Gruppen von Männern und Frauen stiegen die kleine Wendeltreppe hinab; im Dunkeln setzten sie ihre abgetragenen Hüte auf und legten die zerknitterten Schatttücher um. Auf der Bühne löschte man die Gasflammen aus, während sich der Prinz von Bordenave eine Anekdote erzählen ließ. Er wollte auf Nana warten, und als diese endlich erschien, war die Bühne finster. Bordenave, um Seiner Hoheit den Umweg nach der Passage des Panoramas zu ersparen, hatte eben den Gang geöffnet, der von der Hausmeisterwohnung nach dem Theater Vestibül führte. Diesen Korridor entlang jagte eine wilde Schar von Dämchen, die froh waren, den Männern zu entschlüpfen, die sich in der Passage aufgestellt hatten. Besonders vorsichtig war Clarisse, denn sie traute Faloise nicht. In der Tat befand er sich noch in der Hausmeisterloge in der Gesellschaft jener Herren, die hartnäckig bei Madame Bron auf den Stühlen hockenblieben. Alle paßten schnüffelnd auf; sie aber ging steif, hinter einer Freundin verborgen, vorüber.

„Wenn Hoheit hier hindurchgehen wollen!“ sagte Bordenave unten an der Treppe und zeigte nach dem Korridor.

Einige Statisten stießen sich hier noch herum. Der Prinz folgte Nana, hinter ihnen kamen Muffat und der Marquis. Im Vestibül verabschiedete man sich, und als Bordenave allein war, fällt er sein Urteil über den Prinzen in einem verächtlichen Achselzucken. „Er ist trotz alledem ein Tölpel“, sagte er, ohne sich weiter gegen Fauchery

auszulassen, den Rose Mignon nebst ihrem Mann mit sich nach Hause nahm, um beide wieder zu versöhnen.

Muffat war jetzt allein auf der Straße. Seine Hoheit hatte soeben Nana ruhig in seinen Wagen steigen lassen, während der Marquis aufgeregt hinter Satin und ihrem Statisten hergeschlichen war und sich damit begnügte, dem Paar ohne bestimmte Absicht zu folgen.

Jetzt wollte Muffat, dem der Kopf brannte, zu Fuß zurückgehen. Jeder innere Kampf in ihm hatte aufgehört, und ein neuer Lebensstrom überschwemmte seine Gedanken und Anschauungen, die er vierzig Jahre lang gehegt hatte. Während er über die Boulevards schlenderte, betäubte ihn das Rollen der letzten Wagen, und in dem Schein der Gaslaternen vor sich glaubte er Nanas entblößte Arme und weiße Schultern zu erblicken; er fühlte, daß er ihr gehörte mit Leib und Leben, und er hätte allem entsagt, alles veräußert, wenn er an diesem Abend nur eine Stunde mit ihr hätte verbringen können. Endlich erwachte in ihm die Jugend; das sinnliche Feuer des Jünglings entbrannte plötzlich in seinem kalten Gemüt, in dem ernstesten Gedankenkreise des gereiften Mannes.

Sechstes Kapitel

Graf Muffat war in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Tochter in Les Fondettes angelangt, wohin Madame Hugon, die sich mit ihrem Sohne Georges allein hier befand, sie auf acht Tage eingeladen hatte. Das Haus, gegen Ende des 17. Jahrhunderts erbaut, erhob sich inmitten eines gewaltigen, schmucklosen Hofes; doch der Garten hatte prächtige schattige Plätze, und eine Reihe von Bassins wurde durch Quellen mit fließendem Wasser gespeist. Längs der Straße von Orléans nach Paris sah man gleichsam eine Flut von üppigem Grün; herrliche Baumgruppen unterbrachen das einförmige Bild dieses flachen Landes, in dem sich die Felder ins Unendliche zu erstrecken schienen.

Als um elf Uhr der zweite Glockenschlag alles zum Frühstück gerufen hatte, drückte Madame Hugon mit ihrem liebevollen Lächeln zwei Küsse auf Sabines Wangen und sagte:

„Du weißt, auf dem Lande ist das meine Gewohnheit ... Es macht mich stets zwanzig Jahre jünger, wenn ich dich sehe ...“

Man hatte in dem riesigen Speisesaal Platz genommen, dessen Fenster auf den Park hinausgingen. Allein man nahm nur einen kleinen Teil der Tafel ein und hatte sich eng aneinander gesetzt, um dichter beisammen zu sein.

„Es ist nicht hübsch“, fuhr Madame Hugon fort. „Ich erwarte Sie bereits seit Juli, und jetzt haben wir Mitte September ... Sie müssen doch zugeben, daß das nicht recht ist!“

Mit einer Handbewegung zeigte sie nach den Bäumen, die schon anfangen, gelb zu werden. Das Wetter war trübe, und ein dünner bläulicher Nebel lagerte mit melancholischer Ruhe am Horizont.

„Ich erwarte noch mehr Gäste“, fuhr sie fort; „es wird recht lustig werden ... Erstens zwei Herren, die Georges eingeladen hat, Herrn Fauchery und Herrn Daguenet; Sie kennen sie, nicht wahr? Dann

Herrn von Vandeuves, der es mir schon seit acht Jahren versprochen hat. Dieses Jahr wird er wohl kommen.“

„Ja“, sagte die Gräfin lachend, „Herrn von Vandeuves kann man nie bestimmt erwarten. Er ist zu sehr beschäftigt.“

„Und Philippe?“ fragte Muffat.

„Philippe hat Urlaub beantragt“, versetzte die alte Dame, „aber sicherlich werden Sie bei seiner Ankunft nicht mehr in Les Fondettes sein.“

Man servierte den Kaffee; man kam auf Paris zu sprechen, und der Name Steiner wurde genannt. Dieser Name entlockte Madame Hugon einen leisen Ausruf.

„Apropos“, sagte sie, „Herr Steiner ist wohl jener dicke Herr, den ich eines Abends bei Ihnen traf? Ein Bankier, nicht wahr? Ist das ein häßlicher Mensch! Hat er nicht eine Meile von hier, da unten hinter der Choue neben Cumières, für eine Schauspielerin ein Grundstück gekauft? Die ganze Umgegend ist darüber aufgebracht! Wußten Sie es schon, mein Freund?“

„Keine Silbe“, antwortete Muffat. „Ah, Steiner hat hier in der Umgegend ein Landhaus gekauft?“

Als Georges seine Mutter über dieses Thema sprechen hörte, hatte er sich über seine Tasse gebeugt; allein jetzt blickte er auf und sah den Grafen an, über dessen Antwort er staunte. Warum log er so plump? Der Graf seinerseits hatte die Bewegung des jungen Mannes bemerkt und warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Madame Hugon fuhr in ihren Auseinandersetzungen fort. Das Landgut heiße La Mignotte; man müsse die Choue bis nach Cumières hinaufgehen und dann eine Brücke überschreiten, wodurch der Weg zwei gute Kilometer länger werde; wenn man anders gehen wolle, bekomme man nasse Füße und riskiere, ins Wasser zu stürzen.

„Und wie heißt die Schauspielerin?“ fragte die Gräfin.

„Ach, man hat es mir gesagt“, murmelte die alte Frau. „Georges, du warst heute früh dabei, als der Gärtner mit uns darüber sprach ...“

Georges tat, als könne er nicht auf den Namen kommen. Muffat wartete und bewegte einen kleinen Löffel zwischen den Fingern. Jetzt wandte sich die Gräfin an ihn:

„Verkehrt Herr Steiner nicht mit jener Sängerin vom Variététheater, jener ... Nana?“

„Jawohl, Nana, ganz recht! ... Es ist schrecklich!“ rief Madame Hugon außer sich. „Man erwartet sie in La Mignotte. Ich weiß alles durch meinen Gärtner ... Nicht wahr, Georges, der Gärtner sagte, man erwarte sie heute abend!“

Der Graf zuckte leise vor Überraschung zusammen. Georges indes gab lebhaft zur Antwort: „Oh, Mama, der Gärtner wußte es nicht genau ... Soeben sagte der Kutscher das Gegenteil: man erwarte vor übermorgen niemanden in La Mignotte.“

Er suchte eine unbefangene Miene anzunehmen, während er verstohlen die Wirkung seiner Worte auf den Grafen beobachtete. Die Gräfin saß in den Anblick des dunklen Hintergrundes des Parks versunken und schien für die Unterhaltung nicht mehr vorhanden zu sein; denn sie ging mit dem Schimmer eines Lächelns einem heimlichen Gedanken nach, der plötzlich in ihr erwacht war, während Estelle, nachlässig auf ihrem Stuhl sitzend, das über Steiner Erzählte angehört hatte, ohne daß ihr blasses, jungfräuliches Gesicht eine Bewegung gezeigt hätte.

„Mein Gott“, murmelte nach einigem Schweigen Madame Hugon, die ihre gute Laune wiedergefunden hatte, „ich habe eigentlich wohl unrecht, böse zu sein! Jedermann muß leben ... Wenn wir jene Person auf der Straße treffen, so grüßt man sie einfach nicht.“

Und als man von der Tafel aufstand, machte sie der Gräfin Sabine nochmals Vorwürfe, weil sie sich so lange nicht habe bei ihr sehen lassen. Die Gräfin entschuldigte sich und schob die Verzögerung auf

ihren Gatten; zweimal habe er am Abend vor der Abreise, als schon die Koffer gepackt gewesen, seine Gegenbefehle gegeben und dringende Geschäfte vorgeschützt; jetzt, wo man nicht mehr an die Reise dachte, habe er sich plötzlich entschlossen herzureisen. Darauf erzählte die alte Dame, daß auch Georges ihr zweimal seine Ankunft angezeigt habe, ohne zu erscheinen, und daß er am Abend vorher, als sie gar nicht mehr mit ihm rechnete, plötzlich nach Les Fondettes gekommen sei... Man war eben im Garten angelangt, die beiden Herren, rechts und links von den Damen, hörten schweigend zu.

„Tut nichts!“ sagte Madame Hugon und küßte das blonde Haar ihres Sohnes. „Zizi ist sehr liebenswürdig, daß er endlich zu seiner Mutter aufs Land gekommen ist... Dieser gute Zizi, er vergißt mich doch nicht!“

Am Nachmittag empfand sie eine gewisse Unruhe. Georges, der gleich nach Tisch sich über eine Schwere im Kopf beklagt hatte, schien von heftiger Migräne erfaßt zu werden. Gegen vier Uhr wollte er sich zu Bett legen, da dies das einzige Heilmittel sei; wenn er bis zum nächsten Morgen geschlafen habe, werde er sich wieder wohlfühlen. Seine Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu Bett zu bringen. Als sie jedoch hinausging, sprang er auf und drehte den Schlüssel unter dem Vorwand herum, er wolle sich einschließen, damit man ihn nicht störe; er rief mit zärtlicher Stimme: „Gute Nacht, Mütterchen, morgen auf Wiedersehen!“ und versprach, gut zu schlafen. Er legte sich aber nicht nieder, da ihm nicht das mindeste fehlte, sondern zog sich an und wartete unbeweglich auf einem Stuhl. Als man zum Diner läutete, paßte er dem Grafen Muffat auf, der sich nach dem Salon begab. Zehn Minuten später schlich er, sicher, nicht mehr bemerkt zu werden, ans Fenster und ließ sich an einem Riemen hinab; sein Zimmer lag nämlich im ersten Stock und ging nach der Rückseite des Hauses. Er warf sich in ein dichtes Gebüsch, verließ den Park und eilte mit leerem Magen,

während ihm das Herz vor Erregung klopfte, querfeldein auf die Choue los. Die Nacht brach an, und ein feiner Regen begann herabzurieseln.

Es war gerade an dem Abend, an dem Nana in La Mignotte ankommen sollte. Nachdem ihr Steiner im Mai dieses Landhaus gekauft hatte, wurde sie von Zeit zu Zeit von solcher Sehnsucht danach ergriffen, daß sie weinte; aber jedesmal verwehrte ihr Bordenave auch den geringsten Urlaub und vertröstete sie auf den September: er könne sie nicht ersetzen und brauche sie jeden Abend, zumal während der Ausstellung. Gegen Ende August sprach er von Oktober; aber Nana erklärte zornig, sie werde bestimmt am 15. September nach La Mignotte gehen. Um Bordenave zu trotzen, lud sie sogar in seiner Gegenwart eine Menge Leute ein. Als eines Nachmittags Muffat, dem sie sich in schlauer Weise immer noch versagte, sie in ihrer Wohnung um Erhörung bat, versprach sie ihm endlich, entgegenkommender zu sein, aber nur auf dem Lande, und auch ihm gab sie den 15. September als den Tag ihrer Abreise an. Schon am 12. fühlte sie indes das Bedürfnis, mit Zoé allein und sogleich abzureisen, denn womöglich fände Bordenave, davon benachrichtigt, nochmals ein Mittel, sie zurückzuhalten. Sie machte sich den Spaß, ihn im Stich zu lassen, indem sie ihm ein ärztliches Zeugnis schickte. Als der Gedanke in ihr gereift war, zuerst in La Mignotte anzukommen und dort, ohne daß es jemand wußte, zwei Tage allein zu leben, zankte sie mit Zoé wegen der Koffer und schob sie in einen Fiaker, wo sie sie gerührt um Verzeihung bat und umarmte. Erst auf dem Bahnhof dachte sie daran, Steiner durch einen Brief zu benachrichtigen. Sie bat ihn, mit seinem Besuch bis übermorgen zu warten, wenn er sie vollkommen erholt antreffen wolle. Plötzlich aber faßte sie einen neuen Entschluß, schrieb einen zweiten Brief an ihre Tante und bat sie, den kleinen Louis ungesäumt zu ihr zu bringen, die Landluft werde dem Kinde sehr wohlthun. Auf der Fahrt von Paris nach Orléans sprach sie in einer

plötzlichen Anwandlung von Mutterliebe nur von Blumen, Vögeln und ihrem Kinde.

La Mignotte war höchstens drei Wegstunden entfernt. Nana brauchte allein eine Stunde, einen Wagen zu mieten, und fand endlich eine ungeheure alte Kalesche, die knarrend langsam dahinrollte. Sie unterhielt sich sogleich mit dem Kutscher, einem kleinen, schweigsamen Alten, und bestürmte ihn mit Fragen. „Sind Sie schon oft an La Mignotte vorbeigefahren? Ist es hier hinter diesem Hügel? Es scheint viel Bäume dort zu geben, nicht wahr? Sieht man das Haus aus der Ferne?“ Der kleine Alte antwortete nur brummend. Im Wagen hüpfte Nana vor Freude hin und her, während Zoé ärgerlich war, daß sie Paris so schnell hatte verlassen müssen, und sich deshalb steif und unfreundlich zeigte. Auf einmal war das Pferd stehengeblieben, und das junge Weib glaubte sich am Ziele; sie schaute zur Tür hinaus und fragte:

„Nun, sind wir schon da?“

Statt aller Antwort hieb der Kutscher auf das Pferd ein, das mühsam wieder anzog. Entzückt betrachtete Nana die weite Ebene unter dem grauen Himmel, an dem sich dichte Wolken zusammenballten.

„Oh, sieh doch, Zoé, dieses Gras! Ist das alles Getreide? Mein Gott, wie hübsch das ist!“

„Man sieht, daß Madame nicht vom Lande ist“, sagte endlich Zoé geringschätzig. „Ich habe das Landleben nur zu gut kennengelernt, als ich bei meinem Zahnarzt war, der in Bougival ein Haus besaß. Übrigens, heute abend wird es kalt; hier ist es feucht.“

Man kam an Bäumen vorüber; Nana schnupperte den Blütenduft ein wie ein Hündchen. Plötzlich an einer Wegbiegung bemerkte sie durch die Zweige den Teil eines Hauses. Vielleicht war es hier? Und sie sprach mit dem Kutscher, der immer nur kopfschüttelnd verneinte. Als man hierauf bergab fuhr, streckte er einfach seine Peitsche aus und murmelte:

„Sehen Sie, dort unten ist's!“

Sie erhob sich und beugte sich weit zur Tür hinaus.

„Wo denn, wo denn?“ rief sie erregt und konnte immer noch nichts erblicken.

Endlich unterschied sie eine Mauerecke und bekundete durch leise Ausrufe und unruhige Bewegungen ihre lebhaftere Aufregung.

„Zoé, ich sehe es, ich sehe es! Setz' dich auf die andere Seite... Oh, auf dem Dache ist eine Backsteinterrasse, und unten ist ein Gewächshaus! Ach, wie groß... Oh, wie zufrieden ich bin! Sieh doch, Zoé, sieh doch!“ Der Wagen hatte vor dem Gittertor gehalten. Eine kleine Tür öffnete sich, und der große, hagere Gärtner erschien, ehrerbietig das Mützchen in der Hand. Nana versuchte, wieder eine hoheitsvolle Miene aufzusetzen, denn der Kutscher mit seinen festgeschlossenen Lippen schien schon innerlich über sie zu lachen. Sie blieb stehen und hörte dem Gärtner zu, der Madame wegen der herrschenden Unordnung um Entschuldigung bat; sicher wäre alles beseitigt, wenn er wenigstens am Morgen noch den Brief von Madame erhalten hätte. Allein sie war weitergegangen, so schnell, daß ihr Zoé gar nicht folgen konnte. Erst am Ende der Allee blieb sie stehen und betrachtete entzückt das Haus. Es war ein großer Pavillon im italienischen Stil, an dessen Seite noch ein kleines Gebäude stand; ein reicher Engländer hatte beides nach einem zweijährigen Aufenthalt in Neapel erbauen lassen, war seiner aber sofort wieder überdrüssig geworden.

„Ich will Madame herumführen“, sagte der Gärtner.

Aber wieder war sie ihm enteilt und rief ihm zu, sich nicht stören zu lassen, da sie am liebsten allein herumgehe. Und ohne den Hut abzulegen, eilte sie in die Zimmer und rief Zoé ihre Ansicht von dem einen Ende des Korridors aus zu, so daß ihr Schreien und Lachen das ruhige Innere dieses seit Monaten schon unbewohnten Hauses erfüllte. Zuerst das Vorzimmer: es sei ein wenig feucht, allein das tue

nichts, man schlafe ja nicht hier. Sehr nett war der Salon mit seinen auf einen Rasenplatz gehenden Fenstern, nur die roten Möbel seien abscheulich, das müsse geändert werden. Was den Speisesaal anbetraf, so verdiente er alles Lob; welche glänzenden Feste könnte man in Paris geben, wenn man einen so herrlichen Speisesaal hätte! Als sie nach dem ersten Stock hinaufstieg, besann sie sich, daß sie die Küche noch nicht gesehen hatte. Daher ging sie wieder hinab und rief Zoé herbei, die den schönen Gußstein und den großen Herd bewundern mußte, auf dem man einen ganzen Hammel braten konnte. Als sie wieder hinaufgestiegen war, fand sie besonders an ihrem Zimmer Gefallen, das ein Tapezierer aus Orléans geschmückt hatte. Ach, hier mußte es sich schön schlafen! Endlich kamen vier oder fünf Gastzimmer und prächtige Kammern, in denen die Koffer einen famosen Platz finden würden. Zoé dagegen warf mit verdrießlicher Miene einen oberflächlichen Blick in jedes Zimmer und ging langsam hinter Madame her. Sie sah, wie diese die steilen Stufen nach der Speisekammer hinaufgehastet und oben verschwunden war. Danke! Sie hatte keine Lust, sich die Beine zu brechen. Da tönte ihr eine Stimme von fern her entgegen, als ob sie just aus dem Kamin käme:

„Zoé, Zoé, wo bist du? Komm doch herauf! Oh, du hast keine Ahnung... Es ist zauberhaft!“

Zoé stieg unwillig hinauf und fand Madame auf dem Dache, sich an der Backsteinrampe anhaltend und in Betrachtung des sich weithin erstreckenden Tales versunken. Man hatte eine weite Aussicht, aber der Horizont war in graue Nebel gehüllt, und ein heftiger Wind trieb feine Regentropfen dahin. Nana mußte ihren Hut mit beiden Händen halten, damit er nicht fortgeweht wurde, und ihre Kleider flatterten wie eine Fahne hin und her.

„Ach nein, danke bestens!“ sagte Zoé und trat zurück. „Madame wird noch fortgeblasen werden... Welch ein elendes Wetter!“

Madame aber hörte nicht, sondern betrachtete vornübergebeugt die unter ihr ausgebreitete Beszung, die sechs oder sieben Morgen, mit Mauern umfriedet, umfaßte. Sodann beschäftigte sie völlig der Anblick des Gemüsegartens. Sie rannte hinab und stieß die Zofe vor sich her, indem sie vor freudiger Erregung stotterte:

„Er ist ganz voll Kohl! Oh, so große Kohlköpfe!... Salat, Petersilie, Zwiebeln, alles! Komm schnell!“

Der Regen wurde heftiger, sie spannte ihren weißseidenen Sonnenschirm auf und lief in den Alleen herum.

„Madame wird sich eine Erkältung zuziehen!“ rief Zoé, die ruhig unter der Markise auf der Freitreppe geblieben war. Aber Madame wollte sich umschauen, und bei jeder neuen Entdeckung jubelte sie laut:

„Zoé, Spinat! Komm doch!... Oh, Artischocken! Sind die herrlich! Die blühen also auch, die Artischocken?... Sieh, was ist das? Ich kenne es nicht... Komm doch, Zoé, du weißt es vielleicht.“

Die Zofe aber rührte sich nicht; sie müsse wohl närrisch sein, ihre Madame! Jetzt regnete es in Strömen, der kleine, weißseidene Sonnenschirm war schon ganz naß geworden; und da er Madame nicht ganz bedeckte, lief das Wasser an ihrem Kleid herab. Das störte sie aber gar nicht. Mitten in dem Regenguß ging sie nach dem Gemüsegarten, dem Obstgarten, wo sie bei jedem Baum stehenblieb und sich über jedes Gemüsebeet beugte. Jetzt warf sie einen Blick in den Brunnen, dann wieder hob sie ein Mistbeetfenster empor, um zu sehen, was sich darunter befände, und blieb schließlich ganz in den Anblick eines gewaltigen Kürbisses vertieft. Ihr Wunsch war, sämtliche Alleen zu durchwandern und so auf einmal von allen den Dingen Besitz zu nehmen, von denen sie einst oft geträumt hatte, als sie noch als Arbeiterin in ihren Holzschuhen über das Pariser Straßenpflaster geschlurft war. Der Regen fiel immer heftiger, sie aber fühlte es nicht und bedauerte nur, daß die

Dunkelheit schon hereinbrach. Plötzlich entdeckte sie beim Schein der Dämmerung Erdbeeren und jubelte mit kindlicher Freude:

„Erdbeeren! Erdbeeren! Es sind Erdbeeren, ich rieche sie! Zoé, einen Teller, wir wollen sie pflücken!“

Und Nana hockte sich in den Schmutz und ließ ihren Sonnenschirm fallen, so daß der Regen voll auf sie herabströmte. Mit den Händen zwischen den Blättern wühlend, pflückte sie Erdbeeren; aber Zoé brachte keinen Teller. Als das junge, schöne Weib wieder aufstand, erschrak es heftig, denn es war ihm vorgekommen, als ob ein Schatten vorbeihuschte. „Hu, ein Tier!“ kreischte sie.

Aber bestürzt blieb sie mitten in der Allee stehen, denn es war ein Mensch, und sie hatte ihn auch schon erkannt.

„Wie! Bébé ist's! Was suchst du denn hier, Bébé?“

„Nun“, erwiderte Georges, „ich bin eben zu dir gekommen!“

Sie war maßlos erstaunt.

„Du hast also meine Ankunft vom Gärtner erfahren? ... Oh, das arme Kind, er ist ganz durchnäßt!“

„Ach, ich will es dir sagen. Der Regen überraschte mich unterwegs, und da ich nicht bis nach Cumières zurückgehen wollte, überschritt ich die Choue, wobei ich in solch ein verwünschtes Wasserloch fiel.“

Da vergaß Nana plötzlich die Erdbeeren und zitterte vor Mitleid. Der arme Zizi, in ein Wasserloch gefallen! Sie zog ihn mit sich fort nach dem Hause und versprach, ein tüchtiges Feuer anzuzünden.

„Weißt du“, flüsterte er ihr verstohlen zu, sie im Schatten zurückhaltend, „ich verbarg mich, weil ich fürchtete, gescholten zu werden wie in Paris, wenn du mich unerwartet kommen sähest.“

Ohne zu antworten, küßte sie ihn lachend auf die Stirn. Bis heute hatte sie ihn als einen unverständigen Knaben behandelt, seine Liebeserklärungen nicht ernstgenommen und ihn lediglich zum

besten gehabt. Das heutige Ereignis änderte aber ihre Gesinnung. Sie verlangte nun ausdrücklich, daß ihr Zimmer geheizt werde; man könne sich dort bequemer aufhalten, meinte sie. Das Erscheinen Georges' hatte Zoé nicht überrascht, da sie an derartige Vorkommnisse gewöhnt war. Der Gärtner indessen, der Brennholz hinauftrug, blieb verdutzt stehen, als er den von Wasser triefenden jungen Herrn bemerkte, dem er, wie er sicher wußte, das Tor nicht geöffnet hatte. Man schickte ihn aber fort, da man seiner nicht mehr bedurfte. Eine Lampe erleuchtete das Gemach, und das Feuer verbreitete einen hellen Schein.

„Der arme Zizi wird gar nicht trocken; er wird sich am Ende noch einen Schnupfen zuziehen“, sagte Nana, als sie Georges frösteln sah. Und nicht eine einzige Männerhose war im Hause! Schon wollte sie den Gärtner zurückrufen, als ihr ein Gedanke kam. Zoé, die im Toilettenzimmer die Koffer auspackte, brachte für Madame frische Wäsche.

„Das ist vortrefflich!“ rief die junge Frau. „Das alles kann Zizi anlegen! Sobald deine Kleider trocken sind, ziehst du sie wieder an und gehst schnell nach Hause, damit dich deine Mama nicht ausschilt... Beeile dich, ich werde mich unterdessen auch umkleiden.“

Als sie nach zehn Minuten im Hausanzug wieder zurückkam, klatschte sie vor Freude in die Hände.

„Oh, der liebe Bursche! Wie nett er als Mädchen aussieht!“

Er hatte ein weißes Nachthemd, ein gesticktes Beinkleid und den langen, mit Spitzen garnierten Frasiermantel angelegt. Darin sah er aus wie ein Mädchen mit seinen nackten jugendlichen Armen, während seine noch feuchten Haare ihm in den Nacken fielen.

„Er ist ebenso schlank wie ich!“ sagte Nana, ihn an der Taille fassend. „Zoé, sieh einmal, wie ihm das steht! Es ist wie für ihn gemacht.“

Alle drei waren belustigt. Nana hatte angefangen, den Frisiermantel von unten nach oben zuzuknöpfen, damit es anständig aussehe, wie sie meinte. Sie drehte ihn wie eine Puppe und versetzte ihm ein paar zärtliche Püffe. Sie fragte ihn unaufhörlich, ob er sich wohlfühle, ob es ihm nun warm sei, was er behaglich schmunzelnd bejahte.

Indessen hatte Zoé eben die nassen Kleider hinunter in die Küche getragen, um sie dort möglichst schnell an einem Holzfeuer zu trocknen. Hierauf wagte Georges, in einem Lehnstuhl ausgestreckt, ein Geständnis zu machen. „Sag einmal“, begann er, „ißt du denn heute abend nicht? Ich sterbe fast vor Hunger, da ich noch nicht einmal zu Mittag gegessen habe.“

Nana ärgerte sich über seine Dummheit, mit leerem Magen von dem mütterlichen Hause fortzulaufen, um in ein Wasserloch zu fallen. Allein auch ihr knurrte der Magen, und sicherlich mußte man etwas genießen! So wurde denn ein Tischchen in die Nähe des Ofens geschoben und darauf ein sonderbares Abendessen hergerichtet. Zoé eilte nämlich zum Gärtner, der für den Fall, daß Madame vor ihrer Ankunft in Orléans nicht zu Mittag gegessen haben sollte, eine Kohlsuppe gekocht hatte; Madame hatte in ihrem Briefe zu bemerken vergessen, was er vorbereiten solle. Glücklicherweise war der Weinkeller gut versorgt. Man erhielt also eine Kohlsuppe mit einem Stück Speck. Darauf holte Nana aus ihrer Tasche noch verschiedene Dinge, die sie aus Vorsicht eingesteckt hatte: eine kleine Leberpastete, eine Tüte voll Bonbons und einige Apfelsinen. Beide aßen wie die Wölfe, mit unendlichem Appetit und wie Kameraden, die sich voreinander nicht genieren. Zum Dessert leerten sie, um Zoé nicht zu stören, mit ein und demselben Löffel abwechselnd einen Topf voll Eingemachtes, den sie oben auf einem Schrank gefunden hatten.

„Ach, mein Lieber“, sagte Nana und schob den Tisch zurück, „seit zehn Jahren habe ich nicht so gut gegessen!“

Inzwischen war es spät geworden, und sie wollte den Kleinen nach Hause schicken, um ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Er aber wiederholte, er habe Zeit. Übrigens trockneten die Kleider schwer, und Zoé meinte, es sei dazu wenigstens noch eine Stunde erforderlich. Da sie, von der Reise ermüdet, fast im Stehen einschlief, schickte man sie zu Bett, und die beiden blieben in dem stillen Hause allein. Der Abend war sehr mild. Das Feuer erstarb allmählich, und in dem blauen Zimmer, wo Zoé, bevor sie hinaufgegangen war, das Bett bereitet hatte, herrschte eine starke Hitze. Nana, dadurch belästigt, stand auf, um einen Augenblick das Fenster zu öffnen; allein sie stieß jetzt einen leisen Schrei aus.

„Mein Gott, wie schön das ist! ... Sieh doch, mein Lieber!“

Georges war herbeigekommen, und gerade als ob ihm die Fensterbank zu schmal wäre, faßte er Nana um die Taille und preßte seinen Kopf gegen ihre Schulter. Das Wetter hatte sich rasch geändert, der Himmel war rein, während der Vollmond die Landschaft gleichsam in einen goldenen Schleier hüllte. Es herrschte eine feierliche Stille; das breite Tal dehnte sich weit auf der ungeheuren Ebene, und die Bäume erschienen wie schattige Inselchen in dem Lichtmeer ... Nana wurde weich gestimmt und dachte an ihre Jugend. Sicherlich hatte sie in einer längst entschwundenen Epoche ihres Lebens von ähnlichen Nächten geträumt. Alles, was sich ihr seit dem Verlassen des Wagens bot, diese großartige Landschaft, die duftenden Kräuter, das Haus mit seinem Gemüsegarten, alles dies berückte sie so, daß sie Paris schon zwanzig Jahre verlassen zu haben glaubte. Ihr gestriges Leben lag wie weit hinter ihr, und unbegreifliche Gefühle überkamen sie. Währenddessen bedeckte Georges ihren Hals mit schmeichelnden Küssen, was ihre Verwirrung noch vermehrte. Mit zögernder Hand schob sie ihn zurück, wie ein Kind, das der Zärtlichkeiten müde ist, und erinnerte ihn, daß er nun gehen müsse. Er aber sagte nicht nein, sondern meinte, er werde sogleich gehen, sogleich ...

In einem Fliederstrauch unter dem Fenster sang ein Rotkehlchen; jetzt schwieg es.

„Halt“, murmelte Georges, „das Licht scheint das Tierchen zu stören, ich will es auslöschen.“

Und indem er Nana wieder um die Taille faßte, fügte er hinzu:

„Wir können es ja bald wieder anzünden.“

Während sie jetzt dem Rotkehlchen lauschte und der Kleine sich eng an sie schmiegte, erinnerte sich Nana, daß sie dies alles in alten Liedern habe singen hören. Vor Zeiten hätte sie ihr Herzblut geopfert, wenn sie solchen Mondschein, solchen Vogelsang und einen kleinen Liebhaber besessen hätte. Mein Gott! Die Tränen kamen ihr in die Augen, so schön und reizend erschien ihr dies alles! Sicherlich war sie dazu geboren, keusch zu leben! Georges war unterdessen keck geworden, deshalb schob sie ihn zurück.

„Nein, laß mich in Ruhe, ich will das nicht haben ... Hörst du, ich will deine Mama bleiben!“

Eine verschämte Röte stieg bei ihr auf; doch konnte es niemand sehen, da im Zimmer tiefe Finsternis, auf der umgebenden Landschaft aber die Grabesruhe der Einsamkeit herrschte. Noch nie hatte sie sich so sehr geschämt, und allmählich überkam sie, trotz ihres Sträubens, eine unendliche Schwäche. Nur Georges' Verkleidung, das Frauenhemd und der Frisiermantel brachten sie noch zum Lachen; es war, als ob sie von einer ihrer Freundinnen geneckt würde.

„Oh, das ist schlecht, das ist schlecht ...“ stammelte sie noch in einer letzten Auflehnung. Und sie fiel wie eine Jungfrau in die Arme dieses Kindes. Die Nacht war hell. Das Haus schlief ...

Als am nächsten Morgen in Les Fondettes das Glockenzeichen zum Frühstück rief, war die Tafel im Speisesaal nicht mehr zu groß. Zuerst hatte ein Wagen Fauchery und Daguenet herbeigeführt, und

hinter ihnen war bald auch der Graf Vandeuves angekommen. Georges kam zuletzt, etwas bleich und mit niedergeschlagenen Blicken. Er erwiderte, es sei ihm bedeutend besser, allein wegen der Heftigkeit des Anfalls sei er noch etwas benommen. Madame Hugon blickte ihm mit besorgtem Lächeln in die Augen und strich über sein heute morgen schlecht gekämmtes Haar, während er zurückwich, als ob ihm diese Zärtlichkeit nicht lieb sei. Bei Tisch scherzte sie besonders mit Vandeuves und sagte ihm, daß sie ihn schon seit acht Jahren erwartet habe.

„Endlich sind Sie da! ... Wie ist es Ihnen gegangen?“

Vandeuves erzählte scherzend, daß er am Abend vorher im Klub rasende Verluste gehabt habe. Darauf sei er abgereist mit dem Gedanken, in der Provinz vernünftig zu werden.

„Meiner Treu, ja, wenn Sie mir eine reiche Erbin verschaffen könnten ... Es soll hier reizende Frauen geben.“

Die alte Dame bedankte sich hierauf bei Daguenet und Fauchery, daß sie die Einladung ihres Sohnes angenommen hatten, als sie freudig erstaunt den Marquis de Chouard eintreten sah, der in einem dritten Wagen gekommen war.

„Ei, ei“, rief sie, „das scheint ja heute früh ein Sammelplatz zu werden. Sie haben einander bestellt? ... Wie kommt das? Schon seit Jahren habe ich Sie nicht zusammen bei mir gesehen, und jetzt kommen Sie alle zugleich ... Oh, ich bin nicht böse darüber!“

Es wurde noch ein Kuvert aufgelegt. Fauchery befand sich in der Nähe der Gräfin Sabine, die ihn durch ihre lebhafteste Heiterkeit in Erstaunen versetzte, da er sie in dem steifen Salon der Rue Miromesnil immer so schwermütig gesehen hatte. Daguenet saß links von Estelle und schien von der Nachbarschaft dieses langen, wortkargen Mädchens unangenehm berührt, dessen spitze Ellenbogen ihm unsympathisch waren. Muffat und Chouard hatten

einen heimlichen Blick gewechselt, während Vandeuves über seine bevorstehende Heirat weiter scherzte.

„Was die Damen betrifft“, sagte ihm endlich Madame Hugon, „so habe ich jetzt eine neue Nachbarin, die Sie ja kennen müssen.“

Sie sprach von Nana, und Vandeuves stellte sich äußerst erstaunt.

„Wie? Nanas Besetzung in der Nähe?“

Auch Fauchery und Daguenet taten verwundert. Der Marquis de Chouard aß eine Geflügelbrust und schien nichts zu hören. Kein einziger der Herren hatte gelächelt.

„Ohne Zweifel“, erwiderte die alte Dame, „und jene Person ist sogar schon gestern abend in La Mignotte angekommen, wie ich gesagt hatte. Ich habe es heute früh vom Gärtner erfahren.“

Jetzt konnten die Herren ihr wirkliches Erstaunen nicht verbergen. Alle hoben die Köpfe. Nana war angekommen! Aber sie erwarteten sie doch erst am nächsten Tage und glaubten, ihr zuvorgekommen zu sein! Nur Georges schaute mit gesenktem Blick und matten Zügen auf sein Glas. Seit Beginn des Frühstücks schien er mit offenen Augen zu schlafen, während er stumpf vor sich hin lächelte.

„Bist du immer noch leidend, Zizi?“ fragte ihn seine Mutter, deren Blicke besorgt auf ihm ruhten.

Er erschrak und antwortete errötend, es gehe ihm jetzt ganz gut.

„Was hast du denn da am Halse?“ versetzte Madame Hugon erschreckt. „Das ist ja ganz rot.“

Georges, verwirrt, begann zu stottern. Er wisse von nichts und habe auch nichts am Halse. Plötzlich schob er den Hemdkragen hoch und sagte: „Ach ja, mich hat da was gestochen.“ Der Marquis de Chouard betrachtete von der Seite die Rötung, und auch Muffats Blicke verweilten einen Augenblick auf Georges.

Das Frühstück war zu Ende; man machte Pläne für einen Ausflug. Fauchery war durch das Lachen der Gräfin Sabine immer nachdenklicher geworden. Als sie ihm eine Fruchtschüssel reichte, berührten sich beider Hände, und sie betrachtete ihn mit einem so scharfen Blick, daß er an die vertrauliche Mitteilung dachte, die er damals eines Abends erhalten hatte. Seit einiger Zeit war sie nicht mehr dieselbe, ein innerer Kummer schien sie zu bewegen; ihr graues Seidenkleid, das sich sanft an ihre Schultern schmiegte, zeigte eine Vernachlässigung ihrer sonst feinen und peinlichen Eleganz.

Beim Verlassen der Tafel blieb Daguenet mit Fauchery zurück, um sich über Estelle lustig zu machen. „Ein netter Besenstiel“, meinte er. Trotzdem wurde er ernst, als Fauchery ihm die Mitgiftsumme von vierhunderttausend Franken nannte.

„Und die Mutter?“ fragte Fauchery. „Hm! Wäre nicht übel!“

„Oh, die Mutter könnte reizend sein! Aber schon der Gedanke ist unmöglich, mein Guter!“

„Bah, wer weiß ...“

An diesem Tage konnte man nicht ausgehen, da es noch immer in Strömen regnete. Georges war eiligst verschwunden und hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen. Die Herren vermieden es, sich gegenseitig zu erklären, um sich nicht durch die Beweggründe, die sie hergeführt hatten, eine Blöße zu geben. Vandeuves, im Spiel hart mitgenommen, hatte wirklich die Absicht gehabt, eine Lokalveränderung vorzunehmen, er rechnete auf die Nachbarschaft einer Freundin, die ihm die übermäßige Langeweile vertreiben sollte. Fauchery benutzte den Urlaub, den Rose ihm gab, die gerade sehr in Anspruch genommen war, und nahm sich vor, mit Nana über einen zweiten Theaterbericht zu verhandeln. Daguenet, der seit Steiners Erfolgen mit ihr schmollte, gedachte, wenn sich Gelegenheit böte, ein wenig wieder mit ihr anzubinden. Was den

Marquis de Chouard betraf, so lauerte er nur auf seine Stunde. Aber unter all den Herren, die dieser Venus folgten, war Muffat der feurigste, ihn regten die neuen Gefühle von Begierde, Furcht und Zorn, die in seinem Innern kämpften, am meisten auf. Er hatte von Nana das Versprechen erhalten, daß sie ihn erwarten wolle. Warum war sie dann zwei Tage früher abgereist? Er beschloß, noch am gleichen Abend nach La Mignotte zu gehen.

Als der Graf am Abend den Park verließ, eilte Georges hinter ihm vorbei. Er ließ ihn die Straße nach Cumières verfolgen, watete durch die Choue und langte atemlos, zornig und mit tränenfeuchten Augen bei Nana an. Ah, er wußte wohl, daß dieser Alte wegen eines Rendezvous unterwegs war! Nana, über diese Eifersuchtsszene bestürzt und über die unbeabsichtigte Wendung der Dinge zugleich gerührt, schloß ihn in ihre Arme und tröstete ihn nach Kräften. Nicht doch, meinte sie, er täusche sich, sie erwarte niemanden; wenn der Herr komme, so sei es nicht ihre Schuld! Wie töricht doch dieser Zizi sei, sich ohne Grund zu grämen! Neben ihrem Kinde liebe sie nur ihren Georges. Sie küßte ihn und trocknete seine Tränen.

„Höre, du wirst sehen, daß alles nur dir gehört!“ erwiderte sie, als er sich wieder beruhigt hatte. „Steiner ist angekommen, er ist oben ... Du weißt, mein Lieber, daß ich dem Mann nicht die Tür weisen kann.“

„Ja, das weiß ich, von ihm spreche ich auch nicht“, murmelte der Kleine.

„Nun, ich habe ihn in das hintere Zimmer gesteckt und habe ihm gesagt, ich sei krank. Er packt seinen Koffer aus ...“

Georges fiel ihr um den Hals. Es war doch wahr, daß sie ihn ein wenig liebte! Vielleicht würden sie wieder, wie gestern, zusammen schwärmen? Als sich jetzt ein Glockenton vernehmen ließ, entschlüpfte er schnell. Oben im Zimmer legte er schleunigst seine

Schuhe ab, um kein Geräusch zu verursachen; sodann verbarg er sich auf dem Boden hinter einem Vorhang und wartete.

Nana, noch aufgereggt und beklommen, empfing den Grafen Muffat. Sie hatte ihm das Versprechen gegeben und hätte sogar ihr Wort gern gehalten, weil ihr dieser Mann so ernst erschien. Aber wer hätte die Vorgänge des vergangenen Tages geahnt? Jene Reise, jenes ihr völlig fremde Haus, der Kleine, wie er wassertriefend zu ihr kam — wie gut war ihr dies alles erschienen, und wie schön wäre es, wenn es so fortginge! Das war freilich für den Grafen unangenehm! Bereits drei Monate ließ sie ihn vergebens schmachten, während sie die ehrbare Frau spielte, um ihn dadurch noch mehr anzufeuern. Nun wohl! Er mochte noch länger warten; wenn es ihm nicht gefiel, konnte er ja gehen. Sie hätte lieber alles im Stich gelassen, nur ihren Zizi konnte sie nicht enttäuschen.

Wie ein Nachbar, der einen Besuch macht, hatte der Graf unter Verbeugungen Platz genommen. Seine Hände zitterten. Dieser so ernste Mann, der als Kammerherr mit würdigen Schritten die Säle der Tuileries durchmaß, hatte oft leidenschaftliche Anfälle, während ihm immer dasselbe sinnberauschende Bild vorschwebte. Aber diesmal wollte er dem gräßlichen Zustand ein Ende machen. Auf dem ganzen Wege hierher, mitten in der erhabenen Ruhe der Dämmerung, hatten ihn sinnliche Gedanken bewegt. Sofort nach den ersten Worten wollte er Nana mit beiden Händen erfassen.

„Nicht doch, nehmen Sie sich zusammen!“ sagte sie lächelnd, ohne eine Spur von Erregung.

Mit fest zusammengebissenen Lippen ergriff er sie wieder; als sie sich wieder loswand, wurde er unwillig und erinnerte sie an ihr Versprechen. Obgleich sie noch immer lächelte, war ihr doch nicht mehr ganz wohl zumute; sie hielt ihm die Hände fest und duzte ihn, um ihre Weigerung zu beschönigen.

„Aber, mein Lieber, sei doch ruhig ... Ich kann wirklich nicht ... Steiner ist oben.“

Aber er war wie toll, noch nie hatte sie einen Menschen in einem solchen Zustand gesehen. Sie begann sich zu fürchten; sie legte ihm die Hand auf den Mund, um die Schreie zu unterdrücken, die er ausstieß, und mit leiser Stimme bat sie ihn flehentlich, zu schweigen und sie in Ruhe zu lassen ... Steiner kam herab. Das war störend.

Als er eintrat, hörte er, wie Nana, nachlässig in ihren Lehnstuhl gestreckt, sagte:

„Oh, ich liebe das Landleben ...“

Sie unterbrach sich und drehte sich um.

„Ah, mein Lieber, hier ist Herr Graf Muffat, der auf einem Spaziergange hier Licht bemerkt hat und heraufgekommen ist, uns zu bewillkommen.“

Die beiden Herren drückten einander die Hand; Muffat schwieg einen Augenblick und barg sein Gesicht im Schatten. Steiner schien verdrießlich zu sein. Man sprach davon, daß in Paris die Geschäfte nicht gingen und daß an der Börse greuliche Wirtschaft geherrscht habe. Nach einer Viertelstunde verabschiedete sich Muffat. Und als ihn das junge Weib begleitete, bat er für den nächsten Abend um ein Rendezvous, ohne es jedoch zu erhalten. Steiner begab sich fast um dieselbe Zeit zu Bett und schimpfte über die ewigen kleinen Übel der Frauen. Als Nana wieder zu Georges kam, fand sie ihn immer noch hinter seinem Vorhang sitzen... Fern von ihnen ging Graf Muffat auf der Straße nach Cumières langsam davon; er trug seinen Hut in der Hand und badete seine brennende Stirn in der Kühle der schweigsamen Nacht...

An den darauffolgenden Tagen führte Nana ein herrliches Leben und fühlte sich in den Armen des Kleinen wieder wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren. Unter dieser Zärtlichkeit erschloß sich ihr eine neu sprossende Liebesblüte. Es überkam sie eine plötzliche Glut, ein

Bedürfnis, bald zu lachen, bald zu weinen; kurz, die ganze Unruhe einer jung Verliebten machte sich bei ihr fühlbar, das Landleben machte sie gefühlvoll. Sie hatte diese weite Besitzung, die ihr ein überströmendes Gefühl von Glückseligkeit verursachte; ihre ehrgeizigen Wünsche und Pläne waren überboten.

Dieses schöne Leben dauerte nahezu eine Woche. Jeden Abend kam Graf Muffat und kehrte mit rotem Gesicht und brennenden Händen zurück. Eines Abends wurde er sogar nicht vorgelassen, da Steiner eine Reise nach Paris hatte machen müssen. Man sagte ihm, Madame sei unwohl. Jeden Tag widerstrebte es Nana mehr, wenn sie daran dachte, Georges hintergehen zu müssen. Ein so kleiner, unschuldiger Bursche! Zoé, die stumm und verächtlich diesem Abenteuer zusah, hielt ihre Herrin entschieden für verrückt.

Am sechsten Tage wurde diese Idylle plötzlich durch eine Menge Besucher gestört. Nana hatte, in dem Glauben, man werde doch nicht kommen, viele Leute eingeladen. Jetzt aber, als sie am Nachmittag einen vollbesetzten Omnibus vor dem Tor von La Mignotte halten sah, war sie bestürzt und unangenehm berührt.

„Wir sind es!“ rief Mignon, der zuerst aus dem Wagen stieg und noch seine Söhne Henri und Charles heraushob.

Sodann erschien Labordette und mit ihm eine unendliche Reihe von Damen: Lucy Stewart, Caroline Héquet, Tatan Néné, Marie Blond. Nana hoffte, es würden ihrer nun schon genug sein, als Faloise herabsprang, um Gaga und deren Tochter Amélie herauszuheben. Es waren also elf Personen, deren Unterbringung etwas schwierig war. In La Mignotte gab es nur fünf Fremdenzimmer, von denen eines schon von Madame Lerat und dem kleinen Louis besetzt war. Das größte erhielten Gaga und Faloise, während Amélie daneben im Toilettenzimmer auf einem Gurtbett schlafen sollte; Mignon und seinen beiden Söhnen gab man das dritte, Labordette das vierte Zimmer. Es blieb nur noch ein Gemach übrig, und dies wurde zu einem Schlafsaal für Lucy, Caroline, Tatan und Marie umgestaltet.

Steiner mußte im Salon auf dem Diwan sein Nachtlager aufschlagen. Nana, die zuerst ärgerlich gewesen war, freute sich jetzt, die Schloßherrin spielen zu können. Alle Damen beglückwünschten sie in La Mignotte zu ihrer erstaunlichen Besetzung. Sodann brachten sie eine Flut Pariser Neuigkeiten mit sich, ein endloses Geklatsch über die letzte Woche, und alle schwatzten unter Lachen, Ausrufen und Händeklatschen wild auf sie los. Apropos, was hatte Bordenave zu ihrer Flucht gesagt? Nicht viel! Nachdem er geflücht und gebrüllt hatte, er werde sie durch Gendarmen zurückbringen lassen, war er sich bald über einen Ersatz für den Abend klar geworden; die betreffende Dame, nämlich die kleine Violaine, hatte sogar als blonde Venus einen hübschen Erfolg gehabt! Diese Nachricht machte Nana nachdenklich ...

Es war erst vier Uhr, und man wollte einen Spaziergang unternehmen.

„Das glaubt ihr sicher nicht“, sagte Nana; „ich wollte eben Kartoffeln vom Felde holen, als ihr ankamt.“

Jetzt hegten alle den gleichen Wunsch und wollten gar nicht erst die Kleider wechseln ... Es war eine göttliche Partie. Der Gärtner befand sich bereits mit seinen beiden Gehilfen auf dem Felde, das im hinteren Teil des Grundstückes lag. Die Damen knieten nieder, durchwühlten mit ihren feinen, beringten Fingern die Erde und schrien laut auf, wenn sie eine besonders große Kartoffel fanden. Es schien ihnen außerordentlichen Spaß zu machen. Besonders Tatan Néné triumphierte; sie hatte sich derart in ihre alte Jugendbeschäftigung vertieft, daß sie sich vergaß und den anderen als Erfahrene über das Kartoffelausmachen gute Ratschläge erteilte. Die Herren hatten eine bequemere Beschäftigung ergriffen. Mignon spielte den Biedermann und benutzte den Landaufenthalt, um die Erziehung seiner Söhne zu vervollständigen.

Das Diner am Abend war von überschäumender, toller Laune, man aß mit wahren Heißhunger. Nana faßte in ihrer Aufregung ihren

Hausmeister, einen jungen Mann, der in Orléans am bischöflichen Hofe gedient hatte, beim Kragen. Zum Kaffee rauchten die Damen Zigaretten. Ein Lärmen, als ob Hochzeit gefeiert würde, hallte durch die Fenster und erstarb erst in weiter Ferne, während die Bauern auf den Wegen stehenblieben, sich umdrehten und das hellerleuchtete Haus betrachteten.

„Ach, es ist schade, daß Sie übermorgen schon wieder abreisen“, sagte Nana. „So wollen wir wenigstens die Zeit nützen!“

Man entschied, am nächsten Tag, einem Sonntag, die sieben Kilometer entfernten Ruinen der alten Abtei von Chamont zu besuchen. Fünf Wagen sollten von Orléans kommen, um nach dem Frühstück die Gesellschaft abzuholen und sie gegen sieben Uhr abends zum Diner nach La Mignotte zurückzufahren. Es würde reizend werden.

Wie gewöhnlich kam auch an diesem Abend Graf Muffat, um am Tor zu klingeln, aber die hell erleuchteten Fenster und das laute Gelächter setzten ihn in Erstaunen. Als er Mignons Stimme vernahm, wußte er genug und entfernte sich voll Wut über dieses neue Hindernis; er war zum Äußersten getrieben und zu irgendeiner Gewalttat entschlossen. Mittlerweile kam Georges, huschte durch eine kleine Tür, zu der er einen Schlüssel besaß, und schlich die Wände entlang bis in Nanas Zimmer. Er mußte bis nach Mitternacht auf sie warten; endlich erschien sie, ziemlich berauscht und noch mütterlich zärtlicher als in früheren Nächten; denn wenn sie Wein trank, war sie stets außerordentlich liebenswürdig. So wünschte sie jetzt durchaus, er solle sie nach der Abtei von Chamont begleiten. Er wollte nicht, da er gesehen zu werden fürchtete; wenn man ihn mit ihr im Wagen sah, meinte er, würde es einen schrecklichen Skandal geben. Da brach sie, von lauter Verzweiflung ergriffen, in Tränen aus, so daß er, um sie nur zu trösten, vorläufig zusagte.

„Also du liebst mich?“ stammelte sie. „Wiederhole, daß du mich sehr liebst ... Sage mir, Bébé: wenn ich stürbe, wärest du dann sehr traurig?“ —

In Les Fondettes war durch Nanas Nachbarschaft alles auf den Kopf gestellt. Jeden Morgen kam die gute Madame Hugon während des Frühstücks unwillkürlich auf jenes Weib zu sprechen und erzählte die Berichte des Gärtners, wobei sie jenes bange Gefühl empfand, das schöne Mädchen in ehrwürdigen Bürgersfrauen erwecken. Sie, die so duldsam war, wurde ganz aus der Fassung gebracht und ahnte jeden Abend irgendein schreckliches Unheil, als ob sich in der Umgegend eine aus der Menagerie entschlüpfte Bestie aufhielte. Auch stritt sie mit ihren Gästen, von denen sie behauptete, daß sie immer nach La Mignotte hinüberliefen. Man habe gesehen, behauptete sie, wie Graf Vandeuves auf offener Landstraße mit einer feingeputzten Dame ohne Hut gescherzt habe. Vandeuves aber verteidigte sich und bestritt, daß es Nana gewesen sei; und in der Tat hatte ihn nicht Nana, sondern Lucy begleitet, die ihm hatte erzählen wollen, wie sie eben auch ihren dritten Prinzen zur Tür hinausbefördert habe ... Auch der Marquis de Chouard machte täglich Ausflüge und sagte, er müsse dies auf Anordnung seines Arztes tun.

Gegen Daguenet und Fauchery war Madame Hugon ungerecht. Der erste zumal verließ Les Fondettes gar nicht, da er auf den Plan, sein Verhältnis mit Nana zu erneuern, verzichtete und weit lieber Estelle mit aufmerksamer Verehrung behandelte. Ebenso blieb Fauchery bei den Damen Muffat. Ein einziges Mal hatte er Mignon auf einem Feldrain getroffen, als dieser blumenbeladen mit seinen Söhnen eine botanische Exkursion unternahm. Die beiden Herren hatten einander freundlich begrüßt und Nachrichten über Rose ausgetauscht, die sich sehr wohl befand und Fauchery am Morgen einen Brief geschickt hatte, sie wolle einige Zeit lang die Landluft genießen. Unter allen ihren Gästen verschonte die alte Dame nur

den Grafen Muffat und Georges mit ihren Vorwürfen; der Graf, der in Orléans wichtige Geschäfte zu haben vorgab, konnte doch einer solchen Gans nicht nachlaufen, und der arme Georges machte ihr ernste Sorge, da er jeden Abend von heftigen Kopfschmerzen befallen wurde und infolgedessen den Tag über im Bett zubringen mußte.

Mittlerweile war Fauchery der regelmäßige Kavalier der Gräfin Sabine geworden, während sich der Graf jeden Nachmittag entfernte. Wenn man im Park spazierenging, trug er ihr den Feldstuhl und den Sonnenschirm. Übrigens ergötzte er sie durch seine wunderlichen Schnurren und Zeitungsanekdoten und geriet mit ihr in jene plötzliche Vertrautheit, die das Landleben mit sich bringt. Es schien, als ob sie, zu einer neuen Jugend erwacht, sich der Gesellschaft dieses Herrn, dessen lauter Scherz sie nicht kompromittieren konnte, willig hingabe. Und wirklich, wenn sie sich einen Augenblick hinter einem Gebüsch allein befanden, suchten sich ihre Blicke; mitten im Gelächter stockten sie plötzlich und blickten einander ernst an, als ob sie sich durchschaut und verstanden hätten.

Am Freitag mußte man beim Frühstück ein neues Kuvert auftragen, denn Herr Théophile Venot, den Madame Hugon, wie sie sich noch erinnerte, letzten Winter bei Muffat eingeladen hatte, war soeben angekommen. Mit der erleuchteten Miene eines gutmütigen, unbedeutenden Menschen machte er sich wichtig. Er schien die verlegene Ehrerbietung, die man ihm zollte, nicht zu bemerken. Als es ihm endlich gelungen war, die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von sich abzulenken, beobachtete er, während er zum Dessert an kleinen Zuckerstückchen herumkaute, Daguenet, der eben Erdbeeren Estelle zureichte, und hörte zu, wie Fauchery die Gräfin mit einer Anekdote ergötzte. Sobald man ihn ansah, lächelte er mit der ruhigsten Miene von der Welt. Beim Verlassen der Tafel ergriff er den Grafen beim Arm und führte ihn in den Park. Es war bekannt,

daß er seit dem Tode der alten Gräfin auf diesen einen gewaltigen Einfluß ausübte. Man erzählte sich sonderbare Geschichten darüber, wie der alte Frömmeler in dem gräflichen Hause die Herrschaft führe. Fauchery, dem sein Erscheinen sichtlich nicht lieb war, setzte Daguenet und Georges auseinander, daß Venot durch einen Prozeß zu seinem Vermögen gekommen sei und daß nach seiner Meinung dieser Herr mit dem sanften, dicken Gesicht in allen Ränken des Pfaffengelichters bewandert sei. Die beiden jungen Männer machten sich allmählich darüber lustig, denn sie entdeckten an dem kleinen Alten doch einen gar zu dummen Gesichtsausdruck. Der Gedanke an einen unbekanntem, großartig schrecklichen Venot, ein passendes Werkzeug der lieben Geistlichkeit, schien ihnen ein absonderliches Phantasiegebilde zu sein. Aber sie schwiegen, als am Arm jenes liebenswürdigen Alten der Graf Muffat wiederkam, ganz bleich und mit geröteten Augen, als ob er geweint hätte.

„Sie werden gewiß über die Hölle gesprochen haben“, murmelte Fauchery spöttisch.

Die Gräfin Sabine, die diese Äußerung gehört hatte, drehte sich langsam um und schaute ihn mit jenen langandauernden Blicken an, mit denen sie ihn erst vorsichtig zu prüfen pflegte, ehe sie sich ihm anvertraute ...

Wie gewöhnlich begab man sich nach dem Frühstück auf eine am Ende des Gartens befindliche Terrasse, die die ganze Ebene beherrschte. Der Sonntagnachmittag war außerordentlich mild; gegen zehn Uhr hatte es zu regnen gedroht, allein der Himmel war, ohne sich zu entwölken, gleichsam in einen milchfarbenen Nebel, in eine vom Sonnenlicht erhellte Staubwolke gehüllt. Da machte Madame Hugon den Vorschlag, die Terrassentreppe hinabzusteigen und in der Richtung nach Cumières bis an die Choue einen Spaziergang zu unternehmen; sie ging sehr gern zu Fuß und war für ihre sechzig Jahre noch außerordentlich behend. So kam man denn in etwas buntem Durcheinander an die über den Fluß führende

Holzbrücke. Fauchery und Daguenet spazierten mit den beiden Damen Muffat vorweg, ihnen folgten der Graf und der Marquis mit Madame Hugon in ihrer Mitte, während Vandeuves, der sich auf dieser breiten Landstraße langweilte, eine Zigarre rauchend in lässiger Haltung den Zug beschloß. Herr Venot ging, seine Schritte bald verzögernd, bald beschleunigend, lächelnd von einer Gruppe zur anderen, als ob er alles hören wollte. „Und der arme Georges ist in Orléans!“ klagte Madame Hugon.

„Er wollte den alten Doktor Tavernier, der seine Patienten nicht mehr besuchen kann, wegen der Kopfschmerzen um Rat fragen ... Ja, Sie waren noch nicht aufgestanden; er ist schon vor sieben Uhr fortgegangen. Es wird ihn immerhin aufheitern.“

Allein sie unterbrach sich und sagte: „Aber weshalb bleiben die Damen auf der Brücke stehen?“

Wirklich standen Daguenet und Fauchery mit ihren Damen an der Brücke und zögerten, als ob sie durch irgendein Hindernis aufgehalten würden. Trotzdem war der Weg frei.

„Vorwärts!“ rief der Graf.

Sie rührten sich nicht und schauten nach einem herankommenden Gegenstand, den die übrigen noch nicht sehen konnten. Die Straße machte eine Biegung, und der freie Ausblick war durch eine dichte Reihe von Pappeln behindert. Indessen hörte man von fern her Wagengerassel, lautes Gelächter und Peitschenknallen sich nähern, und plötzlich erschienen fünf Wagen hintereinander, dicht vollgepfropft, die durch ein Gemisch von hellfarbigen, blauen und roten Toiletten ein munteres Bild gewährten.

„Was ist denn das?“ fragte Madame Hugon erstaunt.

Bald aber erriet sie es und war ungehalten über diese Störung ihres Spazierganges.

„Oh, dieses Weib!“ murmelte sie. „Gehen Sie, gehen Sie doch! Tun Sie nicht, als ob ...“

Aber es war keine Zeit mehr. Die fünf Wagen, die Nana und ihre Gesellschaft nach den Ruinen Chamont führten, drängten sie auf die kleine Holzbrücke. Fauchery, Daguenet und die Damen Muffat mußten zurückweichen, während Madame Hugon und die anderen gleichfalls in der Nähe am Wegrande sich aufstellen mußten. Es war ein prächtiges Defilee. Das Gelächter in den Wagen hatte aufgehört, und verschiedene Gestalten drehten sich neugierig um. Stillschweigend blickte man sich scharf an, und nur der gleichmäßige Tritt der Pferde war zu hören. Im ersten Wagen saßen Marie Blond und Tatan Néné mit aufgebauchten Schleppen wie zwei Gräfinnen und blickten verächtlich auf die ehrsam, zu Fuß gehenden Damen herab. Dann kam Gaga, die eine ganze Sitzreihe ausfüllte und den neben ihr befindlichen Falaise fast erstickte, so daß nur dessen Nase zu sehen war. Hierauf folgten Caroline Héquet mit Labordette, Lucy Stewart mit Mignon und dessen Söhnen und ganz zuletzt, in Gesellschaft Steiners, eine Viktoriachaise einnehmend, Nana, die vor sich auf dem Klappsitz den armen kleinen Zizi hatte und ihre Knie zwischen die seinen schob.

„Die letzte ist es, nicht wahr?“ fragte die Gräfin ruhig Fauchery und stellte sich, als ob sie Nana gar nicht kenne.

Das Rad der Chaise streifte sie fast, ohne daß sie einen Schritt zurücktrat. Die beiden Frauen hatten einen tiefen, abschätzenden Blick gewechselt. Die Herren hatten sich benommen, wie es sich gehört: Fauchery und Daguenet taten völlig uninteressiert und kannten keinen Menschen, der Marquis fürchtete, von Seiten jener Damen eine Bemerkung zu hören, und hatte deshalb einen Grashalm gepflückt, den er zwischen den Fingern hin und her drehte. Nur Graf Vandeuves, der etwas entfernt stand, grüßte Lucy durch ein Augenblinzeln, und diese lächelte ihm flüchtig zu.

„Hüten Sie sich!“ hatte Venot dem Grafen Muffat zugeraunt, hinter dem er stand.

Verwirrt blickte dieser der Erscheinung Nanas nach, während sich seine Gemahlin langsam umdrehte und ihn prüfend beobachtete. Jetzt blickte er zu Boden, als wolle er die davoneilenden Rosse nicht mehr sehen, die ihm gleichsam die Seele aus dem Leibe rissen. Er hätte vor Schmerz laut aufschreien mögen, als er Georges halb in Nanas Kleidern verborgen sah. Ein Kind! Dies brach ihm das Herz, daß sie ein Kind ihm vorgezogen hatte! Steiner war ihm gleichgültig, aber dieses Kind!

Indessen hatte Madame Hugon Georges zuerst nicht erkannt; dieser aber wäre beim Überfahren der Brücke vor Schreck beinahe in den Fluß gesprungen, wenn Nanas Knie ihn nicht zurückgehalten hätten. Jetzt saß er starr und leichenblaß da und sah ins Leere vor sich hin. Vielleicht, dachte er, werde man ihn nicht bemerken.

„Ach, allmächtiger Gott!“ rief plötzlich die alte Dame aus. „Da ist ja mein Georges bei ihr!“

Die Wagen waren vorübergefahren, und man hatte jenes unbehagliche Gefühl, von Leuten nicht begrüßt worden zu sein, die einen wohl kennen, aber nicht zu grüßen wagen. Dieses peinliche, unvermutete Zusammentreffen schien sich allen tief eingepägt zu haben.

Und jetzt trugen die flüchtigen Räder die Dämchen durch die frischwehende Luft in die herrliche Landschaft hinaus; die Kleider flatterten, das Gelächter begann wieder, man scherzte und blickte nach jenen ehrbaren Leuten zurück, die noch bestürzt am Wege standen. Nana konnte, als sie sich umdrehte, sehen, wie die Spaziergänger zögernd zurückkehrten, ohne die Brücke zu überschreiten. Madame Hugon stützte sich auf den Arm des Grafen Muffat und war so traurig und stumm, daß niemand sie zu trösten wagte.

„Sagen Sie“, rief Nana Lucy zu, die im benachbarten Wagen sich vorbeugte, „haben Sie Fauchery gesehen, meine Liebe? Er machte ein so dummdreistes Gesicht! Er soll mir dafür büßen ... Und Paul, gegen den ich so gut gewesen bin! Nicht ein Zeichen! ... Wirklich, sie sind sehr höflich!“

Als Steiner das Benehmen der Herren ganz in Ordnung fand, kam er bei ihr schön an. Also, meinte sie, sie verdiene nicht einmal, begrüßt zu werden? Der erste beste Grobian dürfe sie beleidigen? Danke schön! Er scheine auch so einer zu sein; da höre doch alles auf; Damen müsse man stets grüßen.

„Wer war die Lange?“ fragte Lucy mitten in dem Wagengerassel.

„Es ist die Gräfin Muffat“, antwortete Steiner.

„Ah, dachte ich es mir doch“, erwiderte Nana. „Nun, mein Lieber, sie mag immerhin Gräfin sein, das ist nichts Besonderes ... Sie wissen, ich habe Augen! Jetzt kenne ich sie, als ob sie mein Kind wäre, diese Gräfin ... Wollen Sie wetten, daß sie sich abends von jenem Schurken Fauchery besuchen läßt? Ich behaupte es. Man fühlt das als Frau sofort heraus!“

Steiner zuckte mit den Achseln. Seit dem vorigen Abend war seine üble Laune vermehrt; er hatte Briefe erhalten und mußte am nächsten Morgen abreisen; dann gefiel es ihm durchaus nicht, daß er, kaum auf sein Landgut gekommen, auf dem Diwan im Salon hatte schlafen müssen.

„Und das arme Kind!“ fuhr Nana plötzlich mit besonderer Zärtlichkeit fort, als sie die Blässe Georges' bemerkte, der immer noch mit stockendem Atem starr dasaß.

„Glauben Sie, daß mich Mama erkannt hat?“ stammelte er endlich.

„Oh, gewiß! Sie schrie ja auf ... Auch daran bin ich schuld! Er wollte sich gar nicht am Ausflug beteiligen. Ich habe ihn dazu gezwungen ... Höre, Zizi, soll ich deiner Mama schreiben? Sie sieht so ehrwürdig

aus. Ich werde ihr mitteilen, daß ich dich vorher nie gesehen habe und daß Steiner dich heute zum ersten Male zu mir geführt hat.“

„Nein, nein, schreibe nicht!“ sagte Georges ängstlich. „Ich werde die Sache selbst in Ordnung bringen ... Und wenn man mich dann ärgert, so gehe ich einfach nicht wieder nach Hause.“

Von jetzt an war er ganz in sich vertieft und dachte über Notlügen für den Abend nach. Die Wagen rollten in der Ebene auf einer unendlich langen, schnurgeraden Straße dahin, die mit schönen Bäumen umsäumt war. Die Landschaft schwamm in silberweißer Luft. Die Damen riefen einander unaufhörlich Bemerkungen zu, während die Kutscher über dieses drollige Völkchen lachten; dann und wann stand eine von ihnen auf, um sich umzuschauen, und stützte sich behaglich auf die Schultern eines Nachbarn, bis ein Stoß sie auf ihren Sitz zurückwarf. Caroline Héquet war in ein lebhaftes Gespräch mit Labordette vertieft, beide waren der Meinung, es könne kaum noch drei Monate dauern, bis Nana ihr Landgut verkaufen werde. Faloise, der vor ihnen saß, war äußerst liebenswürdig, und da er Gagas kurzen Nacken nicht erreichen konnte, küßte er sie auf den Rücken, so daß das steife Kleid knitterte, während Amélie, die auf dem Rücksitz sich ärgerte, steif dasitzen und zusehen zu müssen, wie man ihre Mutter umarmte, bat, sie möchten sich doch hier ruhig verhalten. Im anderen Wagen ließ Mignon, um Lucy in Erstaunen zu versetzen, seine Söhne eine Fabel von Lafontaine aufsagen; Henri besonders war hierin groß und erzählte, ohne zu stocken. Marie Blond war endlich ärgerlich geworden und müde, diesen Klotz Tatan Néné zur Gefährtin zu haben, die ihr unter anderem vorredete, die Milchfrauen in Paris fabrizierten Eier aus Leim und Safran ... Es dauerte zu lange; kam man denn noch nicht bald an?

Diese Frage ging von Wagen zu Wagen, so daß auch Nana sie hörte. Sie fragte ihren Kutscher; dann stand sie auf und rief:

„Noch eine kleine Viertelstunde ... Da unten hinter den Bäumen sehen Sie die Kirche ...“ Dann fuhr sie fort:

„Sie wissen wohl gar nicht, daß die Besitzerin des Schlosses von Chamont eine alte Dame aus den Zeiten Napoleons ist! ›Oh, eine galante Dame, so wie es keine zweite gibt‹, sagte mir Joseph, der es von dem Diener des bischöflichen Hofes weiß. Jetzt ist sie eine Betschwester geworden.“

„Wie heißt sie?“ fragte Lucy.

„Madame d'Anglars.“

„Irma d'Anglars? Oh, die habe ich gekannt!“ rief Gaga.

Durch die ganze Wagenreihe hörte man trotz des lebhaften Pferdegetrappels laute Rufe. Man streckte die Köpfe in die Höhe, um Gaga zu sehen; Marie Blond und Tatan Néné drehten sich, auf ihren Sitzen kniend, um; Fragen kreuzten sich mit boshaften Äußerungen; auch eine gewisse stumme Bewunderung wurde ihr zuteil. Gaga hatte sie also gekannt: das erfüllte alle mit Respekt vor dieser fernen Vergangenheit.

„Danke bestens! Ich war noch jung“, erwiderte Gaga. „Tut nichts, ich erinnere mich, daß ich sie vorbeigehen sah. Man behauptete, in ihrem häuslichen Leben sei sie unausstehlich; aber in ihrem Wagen sah sie prächtig aus. Und Geschichten erzählte man von ihr, daß einem ganz übel wurde ... Darüber bin ich gar nicht erstaunt, daß sie jetzt ein Schloß hat ... Also, Irma d'Anglars lebt noch! Nun, meine Lieben, sie wird jetzt wohl ihre neunzig Jahre auf dem Rücken haben.“

Nun wurden die Damen plötzlich ernst. Neunzig Jahre! Nicht eine einzige von ihnen werde so lange leben, rief Lucy aus. Übrigens, meinte Nana, wolle sie gar nicht in das alte Register kommen, das wäre zu garstig.

Die Wagen waren plötzlich stehengeblieben, und erstaunt stieg die Gesellschaft an einem höchst öden Ort am Fuße eines Hügels aus. Ein Kutscher mußte ihnen mit seiner Peitsche die zwischen Bäumen versteckten Ruinen der alten Abtei von Chamont zeigen. Sie waren sehr enttäuscht, und die Damen fanden den Ort abscheulich: ein wüstes, dornenumranktes Trümmerfeld mit einem halb verfallenen Turm bot sich ihren Blicken. Das war wirklich keine Fahrt von zwei Stunden wert! Der Kutscher zeigte ihnen das Schloß, dessen Park in der Nähe der Abtei begann, und riet ihnen, einem Fußweg entlang der Mauer zu folgen; sie könnten, meinte er, diesen Spaziergang machen, während die Wagen auf dem Dorfplatz warteten; es sei ein reizender Weg. Die Gesellschaft nahm den Vorschlag an.

„Es ist wirklich schrecklich weit!“ murmelte Caroline Héquet zwischen den Zähnen.

Nana zuckte mit den Achseln; sie war seit einigen Augenblicken blaß und ernst geworden und sprach kein Wort. Plötzlich, als man sich an der letzten Krümmung des Weges dem Dorfplatz näherte, hörte die Mauer auf, und mitten in einem großen Hof sah man das Schloß.

Alle blieben stehen und staunten über die großartigen breiten Terrassen, die zwanzig Fenster der Vorderfront, die weite Ausdehnung der drei Seitenflügel, deren Ziegelwerk mit Steinreihen eingefast war. Heinrich IV. schon hatte dieses historisch berühmte Schloß bewohnt, und man zeigte noch jetzt seine Zimmer mit dem großen, samtüberzogenen Bett. Nana war so wehmütig gestimmt, daß sie wie ein Kind seufzte.

„Alle Wetter!“ murmelte sie vor sich hin.

In der Gesellschaft entstand jetzt eine heftige Bewegung. Gaga behauptete nämlich, Irma sofort wiederzuerkennen: trotz ihrem Alter immer noch das stramme, forsche Weib. Man kam gerade aus der Vesper, und Madame blieb einen Augenblick in der Kirchenvorhalle stehen. Sie war einfach in graue Seide gekleidet und

hatte die ehrwürdige Haltung einer alten Marquise, die sich vor den Schrecken der Revolution zurückgezogen hat. In ihrer rechten Hand trug sie ein goldfunkelndes, dickes Gebetbuch. Langsam überschritt sie den Platz, während ihr in einer Entfernung von fünfzehn Schritt ein Lakai folgte. Sämtliche Bewohner von Chamont, die mit ihr die Kirche verließen, grüßten sie ehrerbietig; ein Greis küßte ihr sogar die Hand, und ein Weib wollte vor ihr die Knie beugen. Kurz, sie erschien wie eine stolze Königin, reich an Jahren und Ehren. So stieg sie die Freitreppe hinauf und verschwand.

„So weit kommt man, wenn man zu leben versteht!“ sagte Mignon mit gewichtiger Miene und sah seine Söhne an, als ob er ihnen hiermit eine moralische Lehre geben wollte.

Nunmehr äußerte jeder seine Meinung. Labordette fand sie prächtig konserviert. Marie Blond sagte irgend etwas Unpassendes, worüber Lucy sich ärgerte und laut erklärte, man müsse das Alter ehren. Alle aber stimmten darin überein, daß solch eine Erscheinung ungewöhnlich sei. Man bestieg jetzt wieder die Wagen, und auf der ganzen Fahrt von Chamont nach La Mignotte blieb Nana schweigsam. Zweimal hatte sie sich wieder umgedreht und einen Blick auf das Schloß geworfen. Durch das Geräusch der Räder eingeschläfert, fühlte sie gar nicht mehr, daß Steiner neben ihr saß, und sah nur noch Georges vor sich. In der herrschenden Dämmerung stieg ihr eine Vision auf: sie sah jene Frau immer noch vorübergehen, mit der Würde einer mächtigen Königin, reich an Jahren und Ehren.

Noch am selben Abend kehrte Georges zum Diner nach Les Fondettes zurück. Nana, deren Wesen immer zerstreuter und sonderbarer wurde, hatte ihn nach Hause geschickt, wo er seine Mama um Verzeihung bitten sollte. Es gehöre sich dies, sagte sie streng, von einer plötzlichen Achtung vor dem Familienleben erfüllt. Sogar die feierliche Versicherung nahm sie ihm ab, heute abend nicht wieder zu ihr zu kommen; sie sei zu müde und er erfülle nur

seine Pflicht, wenn er Gehorsam beweise. Georges, den diese Moralpredigt außerordentlich gelangweilt hatte, erschien vor seiner Mutter mit mutigen Vorsätzen, aber gesenkten Hauptes. Glücklicherweise war sein Bruder Philippe angekommen, eine große, lustige Soldatennatur, und dadurch wurde die Szene, die er befürchtete, verhindert. Madame Hugon begnügte sich damit, ihn mit tränenfeuchten Augen anzublicken, während Philippe, der die Geschichte erfahren hatte, meinte, er werde ihn bei den Ohren nach Hause holen, wenn er noch einmal zu jenem Weibe gehe. Georges war froh und überlegte schon insgeheim, wie er am nächsten Tage um zwei Uhr am besten ent schlüpfen konnte, um sich über ein neues Rendezvous mit Nana zu besprechen.

Indessen erschienen die Gäste in Les Fondettes beim Diner sämtlich verlegen. Vandevres hatte seine Abreise angekündigt; er wollte Lucy nach Paris mitnehmen, da er es drollig fand, dieses Mädchen, das er ohne irgendein Begehren schon zehn Jahre kannte, zu entführen. Der Marquis de Chouard beugte sich tief über seinen Teller und dachte an die Tochter der Gaga; er erinnerte sich, daß er einst Lili auf seinem Schoß geherzt hatte. Wie doch die Kinder groß wurden! Und diese Kleine war sogar sehr dick geworden. Aber besonders schweigsam war Graf Muffat, der mit gerötetem Gesicht, in stilles Hinbrüten versunken, dasaß. Er hatte Georges lange angesehen.

Nach der Tafel ging er, gefolgt von Herrn Venot, auf sein Zimmer und legte sich nieder, indem er ein leichtes Fieber vorschützte. Plötzlich aber sprang er in die Höhe und stammelte:

„Ich gehe hin ... Ich kann's nicht mehr ertragen ...“

„Gut“, sagte der Alte, „ich werde Sie begleiten.“

Als sie hinaustraten, verloren sich gerade zwei schattenhafte Gestalten in einer Allee. Alle Abende nämlich überließen Fauchery und die Gräfin Sabine das Zubereiten des Tees Madame Hugon und

Estelle... Auf der Landstraße ging der Graf so schnell, daß sein Begleiter eilen mußte, um ihm nur folgen zu können. Ganz außer Atem, hörte dieser dennoch nicht auf, ihm die besten Beweise gegen die Versuchung des Fleisches vorzuführen. Der Graf aber eilte, ohne ein Wort zu erwidern, weiter fort in die Nacht hinein. Vor La Mignotte angekommen, sagte er kurz: „Ich kann nicht mehr .. . Gehen Sie weg!“ „Nun, Gottes Wille geschehe!“ murmelte Venot. „Er versucht alle Mittel, um seinen Triumph zu sichern . . . Ihre Sünde wird eine seiner Waffen sein.“

In La Mignotte stritt man sich während des Abendessens. Nana hatte nämlich einen Brief von Bordenave vorgefunden, worin er ihr riet, nur ruhig die Landluft zu genießen; es schien, als ob er sich gar nicht mehr um sie kümmere: die kleine Violaine werde jeden Abend herausgerufen. Da nun Mignon immer noch in Nana drang, am nächsten Tage mit ihnen abzureisen, erklärte sie aufgebracht, es sei nicht ihre Gewohnheit, Ratschläge zu empfangen. Überhaupt hatte sie sich während der ganzen Tafel bürgerlich steif gezeigt. Als Madame Lerat zufällig eine unschöne Äußerung getan hatte, rief sie laut, sie werde, bei Gott, niemandem, nicht einmal ihrer Tante, erlauben, sich in ihrer Gegenwart undelikat auszudrücken. Dann wieder überflutete sie alles mit ihrer Gefühlsschwärmerei, einer Art bornierter Ehrbarkeit, mit Plänen für eine religiöse Erziehung des kleinen Louis und dem Projekt eines ehrbaren Lebens für sich selbst. Als man darüber lachte, äußerte sie sich in dunklen Worten und schüttelte mit dem Kopf, wobei sie hauptsächlich betonte, daß nur die Ordnung zum Reichtum führe und daß sie nicht einst im Elend sterben wolle. Die Damen, hierdurch gereizt, riefen laut aus: das könne unmöglich die alte Nana sein! Sie aber ließ sich nicht beirren und verfiel wieder in ihre Träumereien, die ihr das Bild einer sehr reichen und hochgeehrten Nana vorzauberten.

Man wollte eben zur Ruhe gehen, als Muffat ankam. Labordette bemerkte ihn im Garten, entfernte Steiner und führte ihn den

dunklen Korridor entlang bis an Nanas Zimmer. Labordette verstand derartige Geschäfte ausgezeichnet einzufädeln und war darin sehr geschickt. Er tat, als ob er sich über anderer Leute Glück freute. Nana zeigte sich dadurch nicht überrascht und wurde nur durch Muffats leidenschaftliches Wesen irritiert. Man müsse im Leben ernst sein, meinte sie; das Lieben sei eine alberne Sache, es führe zu nichts. Dann machte sie sich Vorwürfe wegen Zisis Jugend; sie habe sich hierbei durchaus nicht tugendhaft betragen! Jetzt aber schien sie wirklich auf dem Wege der Besserung zu sein, denn sie nahm statt des Knaben einen Alten.

„Zoé“, sagte sie zur Zofe, die über die Abreise vom Lande ganz entzückt war, „packe morgen frühzeitig die Koffer, wir fahren nach Paris zurück!“

Und so blieb sie mit Muffat allein, aber ohne an seiner Gegenwart Gefallen zu finden.

Siebentes Kapitel

Drei Monate später ging der Graf Muffat an einem Dezemberabend in der Panoramapassage spazieren. Der Abend war außerordentlich mild, und ein Platzregen hatte eine Menge Menschen in die Passage getrieben. Es war ein solches Gedränge, daß man nur mit Mühe langsam zwischen den Läden durchkommen konnte. Unter den vom Reflex erglänzenden Schaufenstern herrschte eine grelle Beleuchtung, eine endlose Reihe von Lichtern, weißen Glasglocken, roten Laternen, blauen Transparenten, Gaslampen, riesigen erleuchteten Fächern und Uhren; das bunte Farbgemisch der Schaufenster, die Goldwaren der Juweliere, die Kristallschüsseln der Konditoreien, die hellen Seidenwaren der Modistinnen erglänzten hinter den spiegelblanken Scheiben im grellen Lichtschein der Reflektoren, während unter dem Gewirr von buntbemalten Aushängeschildern ein ungeheurer roter Handschuh wie eine blutende, abgeschnittene Hand mit einer gelben Manschette wirkte.

Allmählich war der Graf bis an den Boulevard gelangt. Er warf einen Blick auf die Straße, dann kam er langsam zurück und ging vor den Schaufenstern hin und her.

Die feuchte, warme Luft verbreitete in der engen Passage einen lichtdurchschimmerten Nebel. Auf den durch das Abträufeln der Regenschirme feucht gewordenen Steinplatten ertönten beständig Schritte, ohne daß man lautes Stimmengeräusch vernahm. Die Spaziergänger stießen immerfort an ihn an und musterten ihn, wie er mit unbeweglichem Gesichtsausdruck promenierte. Um diesen neugierigen Leuten zu entgehen, blieb der Graf vor einer Papierhandlung stehen und betrachtete hier mit scheinbarer Aufmerksamkeit ein Sortiment von Papierwaren.

Er sah jedoch eigentlich nichts, sondern dachte einzig an Nana. Warum hatte sie ihm soeben wieder etwas vorgelogen? Am Morgen hatte sie ihm geschrieben, er möge sich diesen Abend nicht zu ihr

bemühen, da Louis krank sei und sie die Nacht bei ihrer Tante zubringen werde, um bei dem Kinde zu wachen. Er aber hatte, Verdacht schöpfend, bei ihr vorgesprochen und von der Hausmeisterin erfahren, Madame gehe eben ins Theater. Dies überraschte ihn, da sie in dem neuen Stück nicht auftrat. Warum also diese Lüge? Und was wollte sie an diesem Abend im Variététheater?

Von einem Vorübergehenden gestoßen, verließ der Graf in Gedanken die Papierhandlung und blieb vor dem Schaufenster eines Spielwarenladens stehen, wo er, in sich versunken, eine Ausstellung von Schreibtafeln und Zigarrenetuis betrachtete. Sicherlich, er war wie umgewandelt. In der ersten Zeit der Rückkehr vom Lande machte sie ihn ganz toll, wenn sie ihn küßte und ihm beteuerte, er sei ihr Liebling, der einzige Mann, den sie verehere. Auch Georges störte ihn nicht mehr, da er von seiner Mutter in Les Fondettes zurückgehalten wurde. Es blieb also nur der dicke Steiner übrig, den er zu verdrängen gedachte, gegen den er sich aber nicht vorzugehen getraute. Er wußte, daß sich Steiner wieder einmal in besonders kritischen Geldverhältnissen befand und von der Börse beinahe ausgeschlossen worden wäre; er hielt sich jetzt an die Salinenaktionäre des Landes, aus denen er eine nochmalige Teilzahlung herauszupressen versuchte. Wenn er ihn bei Nana traf, erklärte ihm diese, nachdem Steiner so viel Geld für sie ausgegeben habe, wolle sie ihn nicht gerade wie einen Hund zur Tür hinauswerfen. Übrigens lebte der Graf seit drei Monaten in einem solchen Sinnenrausch, daß er außer dem Bedürfnis, sie zu besitzen, nichts für wünschenswert hielt. Bei dem späten Erwachen seiner Sinnenlust herrschte eine jugendliche Gier vor, die weder Eitelkeit noch Eifersucht in ihm aufkommen ließ. Nur eines schien ihn bestürzt zu machen. Nana zeigte sich von Tag zu Tag weniger liebevoll und küßte seinen Bart nicht mehr. Dies beunruhigte ihn, und er sann hin und her, was sie ihm wohl vorzuwerfen habe; denn er kannte die Frauenherzen nicht. Er war sich doch bewußt, alle ihre

Wünsche zu befriedigen. So kamen seine Gedanken wieder auf den Brief von heute morgen und auf das Lügengewebe zurück, das keinen anderen Zweck hatte, als zum Vorwand für den Besuch des Theaters zu dienen. Mit einem neuen Menschenknäuel hatte er die Passage überschritten und blieb sinnend vor einem Restaurant stehen, während er seine Blicke auf ein Schaufenster richtete, wo gerupfte Wachteln und ein großer Lachs ausgestellt waren. Endlich schien er sich von diesem Bilde loszureißen; er raffte sich auf, blickte empor und bemerkte, daß es beinahe neun Uhr war. Nana mußte bald kommen; er mußte die Wahrheit erfahren! So ging er weiter und dachte über die Abende nach, die er schon hier zugebracht hatte, wenn er sie am Bühnenausgang erwartete.

Vor dem Theater erhellte eine einzige Gasflamme in einer schmutzigen Glasglocke die Tür. Muffat dachte erst daran, Madame Bron zu fragen; allein er fürchtete wieder, Nana könne schon etwas erfahren haben und sich über den Boulevard hinweg aus dem Staube machen. So beschloß er zu warten, bis jemand die Türen schließen werde; denn der Gedanke, allein wieder nach Hause gehen zu müssen, schnürte ihm fast das Herz zu. Sobald ein verdächtig aufgeputztes Mädchen oder ein unsauber gekleideter Mensch herauskam und ihn mit großen Augen anblickte, trat er wieder vor das Lesekabinett, wo er zwischen zwei an der Fensterscheibe befestigten Annoncen immer das gleiche Schauspiel genoß: ein altes Männchen, steif und einsam an dem gewaltigen Tisch und in dem grünen Schimmer einer Lampe ein grünes Journal in den Händen. Plötzlich, einige Minuten vor zehn Uhr, sah er, wie ein großer, feingekleideter Herr mit blondem Haar ebenfalls vor dem Theater auf und ab ging. Beide warfen jetzt einander einen schielenden, mißtrauischen Blick zu. Der Graf ging bis in die mit einer hohen Spiegelfüllung verzierte Ecke der beiden Galerien, und als er sich hier in seiner ernstesten und korrekten Haltung im Spiegel sah, empfand er teils Furcht, teils Scham.

Es schlug zehn Uhr, Nana mußte ja bald herabkommen. Er nahm zugleich mit dem blonden Herrn vor dem Theater selbst Stellung, und beide wechselten einen vertraulich schüchternen Blick, in dem jedoch, da beide ineinander einen möglichen Nebenbuhler argwöhnten, etwas Mißtrauen lag.

In diesem Augenblick kam Nana herab und wurde leichenblaß, als sie Muffat sah.

„Ah! Sie hier?“ stammelte sie.

Der große, blonde Herr hatte sich ruhig, aber traurig entfernt.

„Nun, so reichen Sie mir Ihren Arm!“ versetzte Nana ungeduldig.

Und langsam gingen sie fort, aber obgleich sich der Graf einige Fragen zurechtgelegt hatte, fand er doch nicht die passenden Worte. Daher begann Nana mit erregter Stimme ihm zu erzählen, sie sei noch um acht bei ihrer Tante gewesen, habe aber dann den kleinen Louis bedeutend besser gefunden und deshalb beschlossen, einen Augenblick ins Theater zu gehen.

„Irgendein wichtiger Grund?“ fragte er.

„Jawohl, wegen eines neuen Stückes“, antwortete sie nach einigem Zögern. „Man wollte mein Urteil darüber hören.“ Er merkte wohl, daß es eine Lüge war. Aber die milde Wärme ihres Armes, der sich fest an ihn drückte, nahm ihm alle Energie. Er empfand weder Zorn noch Groll wegen seines langen Wartens; seine einzige Sorge war ihr Besitz. Am nächsten Tag, dachte er, werde er zu erfahren suchen, was sie in ihrer Garderobe gewollt hatte. Nana zögerte immer noch wie eine Person, die sich zu beruhigen und einen Entschluß zu fassen sucht, und blieb an der Ecke der Varietégalerie vor einem Fächerladen stehen.

„Sieh“, murmelte sie, „wie schön jene Perlmuttergarnitur mit den Federn aussieht!“ Darauf fuhr sie gleichgültig fort:

„Also du willst mich nach Hause begleiten?“

„Gewiß“, sagte er erstaunt, „da es deinem Kinde besser geht.“ Jetzt bedauerte sie ihre Erzählung. Vielleicht sei es mit Louis wieder schlimmer geworden, meinte sie und sprach davon, nach der Rue des Batignolles zurückzukehren. Als sich aber der Graf anbot, auch dorthin mitzugehen, gab sie diesen Plan auf. Einen Augenblick lang faßte sie die kalte Wut einer Frau, die sich ertappt sieht und dennoch gute Miene machen muß. Endlich aber beruhigte sie sich und beschloß, Zeit zu gewinnen; vorausgesetzt, daß sie sich des Grafen spätestens vor Mitternacht entledigen könne, dachte sie, werde alles noch nach Wunsch gehen.

„Wirklich, du bist ja heute abend Strohwitwer?“ bemerkte sie.

„Deine Frau kommt erst morgen früh zurück, nicht wahr?“

„Ja“, antwortete Muffat, etwas übelgelaunt, als er sie so vertraut von der Gräfin sprechen hörte.

Sie aber ließ sich nicht stören, fragte nach der Ankunft des Zuges und wollte wissen, ob er seine Gemahlin vom Bahnhof abholen werde. Indes waren ihre Schritte noch langsamer geworden, sie schien sich für die Läden ungemein zu interessieren.

„Schau einmal“, sagte sie und blieb vor einem Bijouteriegeschäft stehen, „welch nettes Armband!“

In ihrem Innern ärgerte sie sich wütend darüber, daß sie nicht frei war, und allmählich stieg in ihr das brennende Verlangen nach irgendeinem dummen Streich auf. Den Prinzen und Steiner hatte sie durch ihre kindische Launenhaftigkeit völlig ausgebeutet, freilich ohne daß sie wußte, wohin all das Geld gekommen war. Ihre Wohnung am Boulevard Haussmann war nicht einmal vollständig möbliert; nur der gänzlich mit rotem Atlas ausgeschlagene Salon machte eine Ausnahme. Gegenwärtig wurde sie von ihren Gläubigern mehr geplagt als ehemals, wo sie keinen Sou besaß; ein Umstand, der ihr selbst sonderbar vorkam, da sie sich stets als ein Muster von Sparsamkeit ansah. Seit einem Monat hatte dieser

Steiner mit Mühe tausend Franken zusammengebracht, und zwar immer nur dann, wenn sie ihn zur Tür hinauszuwerfen drohte, sobald er kein Geld bringe. Muffat aber war ein Dummkopf und mit den gewöhnlichen Preisen noch nicht vertraut, so daß sie ihm wegen seines Geizes nicht zürnen konnte. Ach, wie gerne hätte sie alle diese Leute laufen lassen, wenn sie sich nicht täglich zwanzigmal ein gutes Betragen vorgenommen hätte! Zoé sagte jeden Morgen, man müsse vernünftig leben, und auch sie selbst hegte immer eine Art religiöser Erinnerungen an jene erhebende Vision von Chamont. Und deshalb schmiegte sie sich, obwohl sie vor Zorn immer noch zitterte, ergeben an den Arm des Grafen und ging mitten unter den vereinzelt Passanten von einem Schaufenster zum andern... Endlich verließen sie die Passage; Nana wünschte keinen Wagen. Das Wetter sei so schön, sagte sie; übrigens hätten sie ja keine Eile und es gefalle ihr ausnehmend, zu Fuß zurückzukehren. Als sie dann vor dem „Café Anglais“ ankamen, bekam sie plötzlich Appetit auf Austern und erzählte, sie habe wegen der Erkrankung Louis' seit dem Morgen noch nichts gegessen. Muffat wagte nicht, ihr zu widersprechen. Er wollte sich mit ihr aber nicht sehen lassen, bat um ein Kabinett und eilte schnell die Korridore entlang. Sie folgte ihm, da sie mit dem Hause bekannt war, und so betraten sie ein *Chambre séparée*, zu dem ein Kellner die Tür geöffnet hielt, als plötzlich aus einem benachbarten Salon, in dem sich lautes Lachen und Reden hören ließ, ein Herr trat. Es war Daguenet.

„Ah! Nana!“ rief er aus.

Schnell war der Graf in das Kabinett geschlüpft, dessen Tür halb offen blieb. In dem Augenblick, als sein breiter Rücken verschwand, blinzelte Daguenet mit den Augen und fügte belustigt hinzu:

„Teufel auch, dir geht es ja gut! Jetzt holst du sie schon aus den Tuileries!“

Lächelnd legte sie einen Finger an den Mund, ihn um Stillschweigen zu bitten. Sie sah ihn in eleganter Kleidung und war erfreut, ihn hier zu treffen, da sie ihm noch einen Funken von Zärtlichkeit bewahrt hatte, obwohl er damals, als er sich bei jenen ehrbaren Damen in Les Fondettes befand, die Unverschämtheit besessen hatte, sie nicht kennen zu wollen.

„Was machst du denn, Mimi?“ fragte sie freundlich.

„Ich werde jetzt wieder solide! Danke dir, ich will mich verheiraten.“

Mitleidig zuckte sie die Achseln. Er aber fuhr scherzend fort: ein Leben, das nur auf Börsengewinn basiere, werfe kaum soviel ab, um Damenbuketts zu kaufen und dabei ein ehrlicher Kerl zu bleiben. Seine dreihunderttausend Franken hätten nur anderthalb Jahre gereicht. Er wolle jetzt aber praktisch denken, eine reiche Braut heimführen und schließlich vielleicht gar Präfekt werden wie sein Vater. Noch immer lächelte Nana ungläubig und deutete mit einer Kopfbewegung nach dem Salon.

„Mit wem bist du dort zusammen?“

„Oh, mit einer ganzen Gesellschaft“, sagte er und vergaß im Rausch des Wiedersehens alle seine Pläne. „Denke dir, Léa erzählt von ihrer Reise nach Ägypten. Es ist zu drollig! Es kommt dabei auch eine Badegeschichte vor.“

Und er erzählte ihr die Geschichte, während Nana interessiert zuhörte. Endlich waren beide einander ganz nahe gekommen... Unter der niedrigen Decke brannten Gasflammen, und hinter den Portieren drang ein flüchtiger Küchengeruch hervor. Bisweilen, wenn der Lärm im Salon stärker wurde, mußten sie die Gesichter einander nähern, um sich zu verstehen, aber alle Augenblicke störte sie ein Kellner. Trotzdem ließen sie sich nicht unterbrechen, sondern traten ruhig an die Wand zurück und unterhielten sich, als ob sie zu Hause wären, mitten unter dem Lärm der Gäste und dem Gedränge des Personals.

„Sieh einmal“, murmelte der junge Mann und deutete nach der Tür des Chambre séparée, in dem Muffat verschwunden war.

Beide blickten hin. Die Tür zitterte leise, ein Hauch schien sie zu bewegen.

Endlich schloß sie sich ganz langsam und geräuschlos. Beide lächelten und schwiegen.

„Hast du Faucherys Artikel gelesen?“ fragte Nana.

„Ja, ‚Die Goldene Fliege‘“, erwiderte Daguenet, „ich wollte dir nichts davon sagen, um dir nicht Ärger zu bereiten.“

„Ärger, warum? Sein Artikel ist sehr lang.“

Sie fühlte sich geschmeichelt, daß man sie im „Figaro“ behandelte. Ohne die Erklärungen ihres Friseurs Francis, der ihr die Zeitung gebracht hatte, hätte sie aber nicht begriffen, daß der Artikel sie selbst betraf. Daguenet fragte sie boshaft noch weiter darüber aus.

„Entschuldigen Sie!“ rief ein Kellner und schritt mit einer riesigen Eisportion zwischen ihnen durch.

Nana hatte einen Schritt in der Richtung nach dem kleinen Salon getan, in dem Muffat wartete.

„Nun, lebe wohl!“ verabschiedete sich Daguenet. „Geh wieder zu deinem Hahnrei.“

Sie blieb stehen.

„Warum nennst du ihn so?“

„Nun, weil er es ist!“

Sie trat zurück und lehnte sich höchst erstaunt wieder an die Wand. „Ah!“ sagte sie betroffen.

„Wie? Du weißt das noch nicht? Seine Gemahlin läßt sich von Fauchery besuchen, meine Liebe... Es scheint das bei der Landpartie neulich begonnen zu haben. Soeben verließ mich Fauchery, als ich

hierherkam, und ich vermute für heute abend ein Rendezvous bei ihm. Ich glaube, sie haben eine Reise vorgeschützt.“

Nana konnte vor Erregung zuerst kein Wort sprechen.

„Ich ahnte es!“ sagte sie endlich und klatschte in die Hände.

„Als ich sie neulich auf der Landstraße sah, habe ich es gleich erraten... Man sollte es nicht für möglich halten, daß eine so geachtete Frau ihren Ehemann hintergehen könnte, und noch dazu mit diesem elenden Fauchery! Er wird ihr nette Dinge beibringen.“

„Oh“, murmelte Daguenet boshaft, „das ist bei ihr nicht das erstemal! Sie versteht vielleicht ebenso viel wie er.“

Hierauf machte Nana eine Gebärde des tiefsten Abscheus. „In der Tat! Eine tolle Welt!... Es ist zu gemein!“ rief sie.

„Entschuldigen Sie!“ unterbrach sie ein mit Weinflaschen beladener Kellner und drängte sich zwischen ihnen durch.

Daguenet führte sie jetzt zurück und hielt sie noch einen Augenblick an der Hand fest, wobei er seine melodische Stimme hören ließ, die ihm seine ganzen Erfolge bei diesen Damen erreichen half:

„Adieu, meine Liebe ... Du weißt, ich liebe dich immer noch!“ Sie wand sich los und sagte lächelnd, während ihre Worte von lauten Rufen und Beifallsstürmen übertönt wurden, daß die Salontür erzitterte:

„Dummkopf! Das ist aus... Aber es tut nichts. Besuche mich in den nächsten Tagen einmal!“

Darauf wurde sie wieder sehr ernst und sagte im Ton lebhafter Entrüstung:

„Also ein hintergangener Ehemann? Pfui, pfui, Graf, das trifft sich schlimm! Ein Hahnrei hat mir immer Verachtung eingeflößt.“

Als sie endlich in das Kabinett trat, saß Muffat mit bleichem Gesicht und zitternden Händen auf einem Diwan. Er machte ihr keinen

Vorwurf; sie aber, noch in voller Erregung, schwankte zwischen Mitleid und Verachtung. Dieser arme Mann, den eine boshafte Frau betrog! Sie wollte ihn beinahe umarmen und trösten. Aber immerhin geschah ihm recht, da er sich den Frauen gegenüber als ein zu großer Dummkopf zeigte; ein solcher Fall mußte ihn ja klug machen. Trotzdem siegte das Mitleid. Nachdem sie ihre Austern verzehrt hatte, versetzte sie ihn nicht, wie es anfänglich ihr Plan gewesen war... Sie verweilten kaum eine Stunde im „Café Anglais“ und gingen zusammen nach dem Boulevard Haussmann. Es war elf Uhr; bis Mitternacht hoffte sie noch immer Mittel und Wege zu finden, seiner ledig zu werden. Vorsichtshalber gab sie im Vorzimmer Zoé folgenden Auftrag:

„Du wirst ihn erwarten und ihn bitten, kein Geräusch zu machen, wenn der Graf noch bei mir ist.“

„Aber wohin soll ich ihn führen, Madame?“

„Bewache ihn in der Küche! Das ist sicherer.“

Muffat zog unterdessen im Zimmer seinen Überrock aus. Ein großes Feuer brannte im Kamin. Es war noch immer dasselbe Zimmer mit den Palisandermöbeln, seinen Portieren und Sesseln, mit Damast bezogen, der große blaue Blumen auf grauem Grunde zeigte. Zweimal hatte Nana beabsichtigt, das Zimmer tapezieren zu lassen, das erstemal ganz in schwarzem Samt, das zweitemal in weißem Atlas mit roten Punkten; allein sooft auch Steiner seine Einwilligung und das dazu erforderliche Geld gegeben hatte, ebenso oft hatte sie es vernascht und vertändelt. Neu waren bloß ein Tigerfell vor dem Kamin und ein Kristallüster an der Decke.

„Ich kann nicht schlafen und werde gar nicht zu Bett gehen“, sagte sie, als sie allein waren.

Der Graf gehorchte ihr mit der Unterwürfigkeit eines Menschen, der jeden Respekt vor sich selbst verloren hat. Sein einziger Wunsch war, sie nicht zu erzürnen.

„Wie du willst“, murmelte er.

Trotzdem zog er noch seine Stiefel aus, ehe er sich an den Kamin setzte. Besonderes Vergnügen machte es Nana, wenn sie sich vor ihrem Spiegelschrank auskleiden und so sich vom Kopf bis zu Fuß sehen konnte. Diese Lieblingspassion, ihre reizende seidenweiche Haut und die sanften Umrisse ihrer Taille zu betrachten, erweckte bei ihr eine ernste Aufmerksamkeit und ein tiefes Versunkensein. Oft traf sie ihr Friseur bei den Vorbereitungen hierzu, ohne daß sie sich umdrehte. Sie staunte, daß sich Muffat darüber ärgerte. Was kümmerte das ihn? Es geschah doch nicht für andere, sondern nur für sie selbst.

Um sich an diesem Abend besser betrachten zu können, zündete sie sechs Kerzen an. Allein ehe sie ihre Reize vollständig enthüllte, fragte sie den Grafen: „Hast du auch den Artikel im ‚Figaro‘ gelesen?... Die Zeitung liegt auf dem Tisch.“

Da kam ihr Daguenets Lachen ins Gedächtnis, und es stiegen leise Zweifel in ihr auf. Wenn dieser Fauchery sie etwa angeschwärzt hatte, so sollte er es büßen!

„Man behauptet, es handle sich darin um mich“, versetzte sie anscheinend gleichgültig. „Sage doch, mein Lieber, was denkst du darüber?“

Während sie wartete, bis Muffat seine Lektüre beendet hatte, begann sie sich zu entkleiden. Muffat las langsam. Der Bericht Faucherys, betitelt „Die goldene Fliege“, war die Geschichte eines Mädchens, das aus einer Familie von Trunkenbolden stammte, deren Blut seit vier bis fünf Generationen durch vererbtes Elend und durch Trunksucht verdorben war, was sich bei ihr in einer nervösen Störung der Geschlechtsfunktionen äußerte. Groß, schön gewachsen und prächtig ausgebildet wie eine gutgedüngte Pflanze, rächte sie sich bitter für das Elend und die Verlassenheit, denen sie entsprossen war. Mit ihr stieg die gärende Fäulnis der niedrigsten

Klassen empor und verseuchte die Aristokratie. Am Ende des Artikels fand sich der Vergleich mit einer Fliege, einer goldschimmernden Fliege, die aus den am Wege faulenden Kadavern tödliches Gift aufsaugt und dann, in ihrem Glanze summend und tanzend, in den Palästen und überall, wohin sie durch ein Fenster fliegt, die Menschen durch bloße Berührung vergiftet. Muffat erhob den Kopf und betrachtete mit ernsten Blicken das Feuer.

„Nun?“ fragte Nana.

Aber er antwortete nicht. Er schien den Bericht noch einmal lesen zu wollen. Ein Schauer überlief ihn. Dieser Artikel war pikant geschrieben, in flüchtig hingeworfenen Sätzen, einer Überfülle ungewöhnlicher Ausdrücke und sonderbarer Vergleiche. Indessen war er durch die Lektüre wie versteinert; der Artikel hat in ihm all das wiedererweckt, woran er seit einigen Monaten nicht mehr dachte. Nach einiger Zeit blickte er auf. Nana war ganz in ihre Reize vertieft.

Muffat betrachtete sie. Sie flößte ihm Furcht ein, und die Zeitung war ihm aus den Händen geglitten. In diesem Augenblick verachtete er sich selbst. Während dreier Monate, in denen er mit Nana verkehrte, hatte sie seine Lebenskraft verdorben, er fühlte sich schon durch und durch vergiftet. Alles gärte in ihm zu dieser Stunde. Einen Augenblick lang fühlte er sogar schon die Krankheit, er sah die von dem bösen Keim bewirkte Zerstörung im Geiste, sich selbst vergiftet, seine Familie zugrunde gerichtet und eine Klasse der Gesellschaft krachend zusammenbrechen. Und doch konnte er die Blicke nicht von ihr wenden, betrachtete sie stieren Auges, sog sich voll mit dem Ekel an ihrer Nacktheit...

Nana rührte sich nicht mehr. Einen Arm hinter den Nacken und die Hände ineinander gelegt, stand sie mit zurückgeneigtem Haupte und ausgespreizten Ellenbogen da. Er sah ihre halbgeschlossenen Augen, ihren leicht geöffneten Mund, ihr von einem

liebenswürdigen Lächeln umspieltes Gesicht; das braune Haar bedeckte ihren Rücken wie eine Löwenmähne. In ihrer zurückgebeugten Stellung zeigte sie den kühnen Hals mit seinen unter der weichen Haut verborgenen zarten Muskeln. Eine feine, von Schultern und Hüfte kaum gebogene Linie erstreckte sich von ihren Ellenbogen bis hinab zu den Füßen. Muffat verfolgte ihr feines Profil, die von goldigem Lichte umflossene Gestalt, jene Rundungen, denen das Kerzenlicht einen seidigen Glanz verlieh. Er dachte an seine frühere Abneigung gegen das Weib, das ruchlose Monstrum der Schrift, das den Menschen im Banne der Sünde hält... Dennoch betrachtete er sie immerfort, und wenn er die Augen schloß, um nichts mehr zu sehen, sah er doch in der Finsternis ihre ins Unermeßliche wachsende Gestalt.

Indes krümmte sich Nana immer mehr zusammen. Ein zärtlicher Schauer schien durch ihre Glieder zu rieseln. Mit trunkenen Blicken beugte sie sich immer tiefer, als wolle sie sich gleichsam besser genießen. Dann löste sie die Hände und ließ sie leise herabgleiten. Muffat stieß einen langen Seufzer aus. Dieses einsame Vergnügen des sinnlichen Weibes brachte ihn ganz außer Fassung, und plötzlich, wie vom Sturmwind verjagt, waren alle guten Vorsätze verschwunden. Er stürzte auf Nana zu und riß sie an sich.

„Laß mich los“, rief sie, „du tust mir weh!“

Er war sich seiner Brutalität bewußt, er kannte Nana als ungebildet, schmutzig und lügenhaft; aber es verlangte ihn nach ihr wie nach einem tödlichen Gift.

„Geh, das ist ja albern!“ rief sie ärgerlich, als er sie losließ.

Trotzdem beruhigte sie sich und glaubte, er werde sich jetzt entfernen. Nachdem sie sich mit einem Nachthemd bekleidet hatte, nahm sie auf dem Boden am Kamin Platz. Dies war ihr Lieblingssitz. Als sie Muffat jetzt wieder über den Bericht Faucherys fragte, gab er eine flüchtige Antwort, um einen unliebsamen Diskurs zu

vermeiden. Übrigens, erklärte sie, habe sie Fauchery in der Gewalt! Darauf verfiel sie in langes Schweigen und dachte über ein Mittel nach, wie sie den Grafen fortbringen könnte.

Gern hätte sie dies auf liebenswürdige Weise getan, da es ihr unklug erschien, den Leuten Kummer zu machen, um so mehr, als der Graf ein betrogener Ehemann war, was sie endlich sogar zärtlich gestimmt hatte.

„Also“, sagte sie, „morgen früh erwartest du deine Gemahlin?“

Mit matten Blicken und erschlafften Gliedern hatte sich Muffat in einen Lehnstuhl geworfen und nickte bejahend. Nana beobachtete ihn ernst; ihr Geist arbeitete an einem Plane. Im Nachthemd dasitzend, hielt sie einen ihrer nackten Füße mit beiden Händen und drehte ihn mechanisch hin und her.

„Bist du schon lange verheiratet?“ fragte sie.

„Neunzehn Jahre“, versetzte der Graf.

„Ach!... Und ist deine Frau liebenswert? Lebt ihr friedlich zusammen?“

Er schwieg, dann erwiderte er etwas verlegen:

„Du weißt, daß ich dich gebeten habe, nie hierüber zu sprechen!“

„Nun, warum denn nicht?“ rief sie ärgerlich. „Ich werde deiner Frau sicher keinen Schaden tun, wenn ich von ihr spreche... Mein Lieber, wir Frauen sind von Mutter Natur alle gleich ausgestattet...“

Aber sie stockte jetzt, aus Furcht, ein Wort zuviel zu sagen, und nahm nur eine überlegene Miene an. Nein, diesen armen Mann mußte sie schonen! Übrigens war ihr plötzlich ein lustiger Gedanke gekommen; lächelnd beobachtete sie den Grafen und fuhr fort:

„Sage mir doch, ich habe dir wohl die Geschichte noch nicht erzählt, die Fauchery über dich aussprengt... Das ist ein gefährlicher Mensch! Ich bin ihm zwar deswegen nicht böse, da seine Erzählung ja wahr

sein kann; aber trotzdem bleibt er eine Schlange.“ Und noch stärker lachend, ließ sie ihren Fuß los, näherte sich dem Grafen und stützte ihren Hals an sein Knie.

„Denke dir, er versichert, du seist noch ein richtiger Junggeselle gewesen, als du deine Frau geheiratet hast... Sprich, ist das wahr?“

Sie blickte ihn fest an, während sie ihre Hände bis an seine Schultern geschoben hatte und ihn schüttelte, um ihm das Geheimnis zu entlocken.

„Nun ja doch!“ antwortete er endlich in ernstem Tone.

Hierauf warf sie sich wieder zu seinen Füßen nieder, lachte wie toll und stammelte, indem sie ihn leise stieß:

„Nein, das ist unbezahlbar, du bist einzig, du bist ein Wundermensch... Aber, mein armer Bursche, da mußt du dich ja fürchterlich albern angestellt haben! Wenn ein Mann nicht genau Bescheid weiß, das ist doch zu spaßig! Ei, das hätte ich auch sehen mögen. Erzähle mir doch ein wenig davon, oh, ich bitte dich, erzähle!“

Sie bestürmte ihn mit Fragen und wollte über alle Einzelheiten unterrichtet sein. Dabei schien sie vor Lachen bersten zu wollen, so daß ihr Nachtgewand herabglitt... Und der Graf schilderte ihr seine erste Begegnung mit seiner Frau.

Er fand dabei kein Bedenken mehr, denn schließlich ergötzte es ihn selbst. Er war nur in der Wahl der Worte vorsichtig, da er noch einen Rest von Scham verspürte. Nana fragte ihn auch über die Gräfin. Diese sei, meinte er, wundervoll gebaut, aber kalt wie Eis.

„Oh, geh doch“, murmelte er befangen, „du hast keine Ursache, eifersüchtig zu sein.“

Nana lachte nicht mehr, sondern nahm ihren alten Platz am Kaminfeuer wieder ein, indem sie das Kinn auf ihre Knie stützte. Mit ernster Miene erklärte sie:

„Mein Lieber, es ist nicht gut, sich seiner Frau gegenüber in der ersten Zeit linkisch zu zeigen.“

„Weshalb?“ fragte der Graf erstaunt.

„Hm“, erwiderte sie langsam mit einer Art Doktormiene.

Sie wollte nicht weitersprechen und schüttelte nur den Kopf. Indessen bequemte sie sich bald zu einer deutlicheren Ausdrucksweise.

„Glaube mir, ich weiß, wie das ist... Glaub' mir, mein Kleiner, die Frauen lieben es nicht, wenn man nicht Bescheid weiß. Sie sagen allerdings nichts, das verbietet ihnen das weibliche Schamgefühl, du begreifst doch ... Aber sei versichert, sie denken lange, lange daran, und früher oder später suchen sie sich anderswo Entschädigung. Das ist nun einmal nicht anders, mein Lieber.“

Er schien sie nicht zu verstehen, und deshalb drückte sie sich deutlicher aus. Sie sprach wie eine Mutter und gab ihm diese Lehren aus lauter Wohlwollen, wie es schien. Seitdem sie wußte, daß er ein betrogener Ehemann war, wollte sie durchaus mit ihm darüber sprechen. Wenn sie ein Geheimnis kannte, so drückte es ihr völlig das Herz ab.

„Mein Gott, ich spreche ja von Dingen, die mich nichts angehen... Was ich darüber sage, geschieht nur deshalb, weil ich gern jedermann glücklich sehe... Wir plaudern ja nur, nicht wahr? Sieh, dann kannst du eigentlich auch ganz offen antworten.“

Aber sie unterbrach sich, um ihre Stellung zu verändern, so daß sie dem Feuer etwas zu nahe kam.

„Verdammt, es ist anständig warm! Mein Rücken ist wie gebraten... Warte, ich will mir auch das Gesicht etwas wärmen.“

Und nachdem sie sich umgedreht und die Beine nach Türkenart unter den Leib geschoben hatte, fuhr sie fort:

„Du lebst nicht mehr mit deiner Frau?“

„Nein, ich versichere es dir“, sagte Muffat. Er fürchtete einen unliebsamen Auftritt.

„Und du glaubst also, deine Frau sei ein richtiges Stück Holz?“ Mit gesenkten Blicken gab er dies zu.

„Und deshalb liebst du mich?... Antworte doch, ich werde nicht böse.“

Er wiederholte dieselbe Bewegung.

„Sehr gut“, schloß sie. „Ich ahnte es. Ach, dieser arme Kerl... Kennst du meine Tante Lerat? Wenn sie kommt, so laß dir einmal die Geschichte von dem Fruchthändler erzählen, der ihr gegenüber wohnt. Denke dir, dieser Fruchthändler war... Herrgott, ist das hier warm! Ich muß mich umdrehen und will mir jetzt die linke Seite braten.“

Während sie ihre Hüfte dem Feuer zuwendete, kam ihr ein drolliger Gedanke — sie schwatzte Unsinn zu sich selbst:

„Hm, ich sehe doch jetzt aus wie eine gebratene Gans ... Oh, richtig wie eine Gans am Bratspieß ... Jetzt wende ich mich! Wahrlich, ich brate in meinem Fett.“

Wieder lachte sie laut auf, als man ein Geräusch von Stimmen und zugeschlagenen Türen vernahm. Muffat sah sie fragend an. Es sei, meinte sie, wahrscheinlich Zoés Katze, ein verwünschtes Tier, das alles zerbreche. Es schlug halb eins. Wo war denn ihr Plan hingeraten? Jetzt mußte sie den Grafen hinausbringen, und zwar schnell.

„Was sagst du?“ fragte der Graf liebenswürdig, den ihr zutunliches Wesen entzückte.

Aber in ihrem Wunsche, ihn hinauszubringen, änderte sich ihre Laune. Sie wurde barsch und wählte ihre Worte nicht mehr:

„Ach ja, der Fruchthändler und seine Frau... Nun, mein Lieber, sie haben einander nie berührt! Sie war darüber sehr aufgebracht, du

verstehst mich! Er aber verstand es in seiner Unbeholfenheit nicht. So kam es, daß er sie für kalt hielt und zu anderen ging, die ihn eine saubere Schule lehrten, während sie ihrerseits sich auch bezahlt machte... Und so geht es immer, wenn man sich nicht versteht! Ich kenne das!“

Muffat erbleichte, denn er verstand endlich die Anspielungen und wollte sie zum Schweigen bringen. Aber sie ließ sich nicht stören.

„Nein, laß mich in Frieden! Wenn ihr keine Tölpel wäret, würdet ihr bei euren Frauen ebenso verständig sein wie bei uns; und wenn eure Frauen keine Gänse wären, so würden sie sich, um euch zu behalten, dieselbe Mühe geben wie wir für euren Besitz. Das hängt alles bloß von den Manieren ab... Also, mein Kleiner, merke dir das hübsch!“

„Sprich nicht von ehrbaren Frauen!“ sagte er hart. „Die kennst du gar nicht.“

Da erhob sich Nana plötzlich auf die Knie.

„Ich kenne sie nicht?... Aber sie sind nicht einmal besonders sauber, deine ehrbaren Frauen! Nein, durchaus nicht! Suche mir eine, die sich so zu zeigen wagt, wie ich hier bin!... Tatsächlich, es ist zum Lachen mit deinen ehrbaren Frauen! Reize mich nicht zum Äußersten und zwing mich nicht, Dinge zu erzählen, die ich vielleicht bereuen könnte.“

Statt einer Antwort murmelte der Graf eine beleidigende Redensart. Bleich betrachtete ihn Nana einige Augenblicke, dann fragte sie mit scharfer Stimme:

„Was würdest du denn tun, wenn dich deine Frau hinterginge?“

Er machte eine drohende Bewegung.

„Nun, und wenn ich dich hinterginge?“ bohrte sie weiter.

„Oh, du“, murmelte er und zuckte die Achseln.

Nana war im Grunde nicht boshaft. Sie hatte ihm seine Hahnreischafft nicht ins Gesicht schleudern wollen, aber jetzt hatte er sie in Zorn gebracht, jetzt konnte sie nicht mehr an sich halten.

„Nun, Kleiner“, fuhr sie fort, „ich weiß gar nicht, was du noch bei mir willst... Seit zwei Stunden quälst du mich... Geh doch und hole deine Frau bei Fauchery ab! Ja, ganz recht, Rue Taibout, an der Ecke der Rue de Provence... Ich sage dir sogar die Adresse, wo sie ist!“

Jetzt sah sie triumphierend, wie Muffat aufstand und wankte wie ein geschlagener Stier.

„Was bleibt uns denn übrig, wenn eure ehrbaren Frauen uns unsere Liebhaber wegkapern! Wirklich, es wird nett mit den ehrbaren Frauen!“

Aber sie konnte nicht fortfahren. Mit einer schrecklichen Bewegung hatte er sie zu Boden geschleudert und erhob den Fuß, als wolle er ihr den Schädel zertreten, um sie zum Schweigen zu bringen. Einen Augenblick lang erfaßte sie tödliche Angst. Wie ein Rasender jagte er im Zimmer herum. Ein furchtbarer Kampf tobte in ihm. Tränen standen ihm in den Augen... Sie verspürte Mitleid und versuchte ihn zu trösten:

„Ich schwöre dir, mein Lieber, ich dachte, du wüßtest es; sonst hätte ich sicherlich nicht davon gesprochen... Hm, vielleicht ist es nicht wahr? Ich wenigstens behaupte nichts. Man hat es mir gesagt; die Leute sprechen davon — aber was beweist dies? ... Ach, geh doch, du tust nicht recht daran, dir den Kopf zu zerbrechen. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich über die Frauen nicht grämen! Die Frauen, siehst du, ob hoch oder niedrig, sind alle gleich: alle sind sie leichtfertig und so weiter.“

Aber er hörte sie nicht, und er verstand sie nicht. Während er wütend mit den Füßen stampfte, hatte er seine Stiefel und seinen Überrock wieder angezogen. Noch einen Augenblick ging er zornig

auf und ab, und als er an die Tür kam, verschwand er. Nana rief ihm ärgerlich nach:

„Nun, glückliche Reise!... Ein höflicher Mensch, wenn man mit ihm spricht! Und ich gab mir so viel Mühe ihm zu schonen! Ich schlug zuerst den freundschaftlichen Ton wieder an, ich habe mich zur Genüge entschuldigt, glaube ich!... Warum kam er aber auch, mich zu reizen!“

Trotzdem blieb sie verdrießlich und kratzte sich mit beiden Händen die Beine; dann fand sie sich schnell mit der Lage der Dinge zurecht. „Ach was, meine Schuld ist es nicht, wenn ihn seine Frau betrügt!“ Und von allen Seiten fast gebraten, stand sie auf und wollte sich zu Bett legen. Zuvor klingelte sie Zoé, damit der andere eintreten solle, der in der Küche wartete...

Draußen ging Muffat mit eiligen Schritten fort. Eben war wieder heftiger Regen gefallen. Als er einen Blick nach oben warf, sah er zerrissene dunkle Wolken vor dem Mond vorüberziehen.

„Mein Gott“, stammelte er, „es ist vorbei, zu Ende ... nichts, nichts gibt es mehr für mich!“

Über die Boulevards eilten flüchtigen Fußes verspätete Passanten. Er suchte sich zu beruhigen. Die Geschichte, die diese Person ihm erzählt, tauchte immer wieder in seinem erhitzten Hirn auf; er versuchte, einen Zusammenhang in die Tatsachen zu bringen. Am nächsten Morgen sollte die Gräfin von dem Schlosse der Madame de Chezelles zurückkehren. In der Tat hätte sie nichts gehindert, schon am Abend vorher wieder nach Paris zu kommen und die Nacht bei jenem Menschen zu verbringen. Er dachte jetzt an verschiedene Einzelheiten während ihres Aufenthaltes in Les Fondettes. Eines Abends hatte er Sabine im Park in so erregtem Zustand getroffen, daß sie gar nicht antworten konnte, und jener Mensch war in ihrer Nähe gewesen. Warum sollte sie jetzt nicht bei ihm sein? Je mehr er darüber nachdachte, desto wahrscheinlicher

wurde ihm die Geschichte, und endlich fand er sie natürlich und notwendig.

„Es ist vorbei“, sagte er mit dumpfer Stimme. „Nichts gibt es mehr für mich, kein Glück!“

Er weinte so heftig, daß er sich an eine Tür lehnte und das Gesicht in seine Hände vergrub. Aber ein Geräusch von Schritten jagte ihn wieder auf. Scham und Furcht ließen ihn mit dem unruhigen Schritt eines Nachtschwärmers vor den Leuten fliehen. Als ihm auf dem Trottoir einige Personen begegneten, suchte er eine ungezwungene Ruhe anzunehmen. Er hatte ohne Zweifel ein Ziel, nach dem ihn seine Füße unaufhörlich trugen, auf einer beständig von Querwegen durchkreuzten Bahn. Endlich blickte er an einer Straßenecke empor. Er war an der Ecke der Rue Taibout und der Rue de Provence angekommen, also am Ziel! In seine grollenden Gedanken verloren, hatte er eine ganze Stunde gebraucht, um hierher zu gelangen, während er eigentlich nur fünf Minuten benötigt hätte. Er erinnerte sich, im vergangenen Monat eines Morgens zu Fauchery gegangen zu sein, um ihm wegen eines Berichtes über den Tuilerienball seinen Dank abzustatten, da ihn der Journalist darin besonders erwähnt hatte. Die Wohnung befand sich im Zwischenstock, und ihre kleinen, viereckigen Fenster waren halb hinter dem riesigen Aushängeschild eines Ladens verborgen. Das letzte Fenster zur Linken war hell erleuchtet, und der Graf blieb in Gedanken versunken, die Augen starr auf dieses Licht gerichtet, stehen, als ob er etwas erwartete.

Er faßte einen Entschluß: er wollte klingeln, die Tür, ohne sich um die bestürzte Hausmeisterin zu bekümmern, mit seinen riesigen Schultern sprengen und über die beiden herstürzen, ohne ihnen Zeit zu lassen, ihre Umarmung zu lösen. Einen Augenblick hielt ihn der Gedanke zurück, daß er keine Waffe bei sich hatte; dann nahm er sich vor, sie zu erwürgen. Mit diesem Plan beschäftigt, wartete er nur noch auf ein Verdachtszeichen, um sicher zu gehen. Wenn sich

jetzt auch nur der Schatten einer Frau gezeigt hätte, würde er geklingelt haben.

Es begann in Strömen zu regnen. Schutzleute näherten sich, und er mußte seine Türnische, in die er sich geflüchtet, verlassen. Als sie in der Rue de Provence verschwunden waren, kam er zurück, durchnäßt und zitternd. Noch immer strömte der gleiche Lichtschein aus dem Fenster. Diesmal wollte er fortgehen, als sich ein Schatten zeigte. Dies geschah so schnell, daß er sich getäuscht zu haben glaubte. Aber nach und nach zeigten sich andere dunkle Silhouetten, kurz, im Zimmer schien eine lebhaftere Bewegung zu herrschen. Die Schatten von Armen und Beinen huschten vorbei. Er konnte nichts deutlich erkennen; indes schien es ihm, als habe er den Kopf einer Frau gesehen. Aber die Schatten waren verschwunden, ohne Zweifel war man wieder zu Bett gegangen. Er beobachtete immer noch, er wartete noch immer. Es schlug drei, es schlug vier Uhr. Er konnte nicht fortgehen. Wegen des strömenden Regens hatte er sich tief in die Türnische gedrückt, während der Schmutz an seinen Beinkleidern emporspritzte.

Plötzlich erlosch das Licht. Dieser einfache Vorgang war für ihn ein unerwartetes Ereignis, etwas Unangenehmes und Verwirrendes. Augenscheinlich hatten sie soeben die Lampe ausgelöscht, um zu schlafen. Zu dieser Stunde war das begreiflich. Ihn aber störte es, weil ihm das nunmehr dunkle Fenster kein Interesse mehr bot. Noch eine Viertelstunde betrachtete er es, dann verließ er, der Sache überdrüssig, die Tür und ging einige Schritte auf dem Trottoir hin. Bis fünf Uhr ging er so auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen Blick hinauf. Das Fenster blieb tot; zuweilen schwebte ihm sogar die Frage vor, ob er nicht bloß geträumt hatte, daß sich dort Schatten bewegten. Die Kälte nahm zu, und es wurde ihm unerträglich auf der Straße; zweimal entfernte er sich, zweimal kam er mit wankenden Schritten zurück, um jedesmal noch weiter zu gehen. Es

war vorbei, es gab nichts mehr für ihn. Er ging bis zum Boulevard hinab und kam nicht mehr zurück.

Endlich brach der Tag an mit jenem trüben Schimmer, wie er auf Winternächte in den schmutzigen Straßen von Paris zu folgen pflegt. Muffat war wieder in die Nähe der Bauhöfe des Opernhauses gelangt. Vom Regen durchnäßt und von den Wagen durchfurcht, war der Boden in eine Art Tümpel verwandelt. Ohne darauf zu achten, wohin er trat, ging der Graf immer weiter.

Unwillkürlich kehrten seine Gedanken zu Nana zurück. Er war wirklich zu müde, zu sehr vom Regen durchnäßt und litt zu sehr durch die Kälte. Der Gedanke, in sein düsteres Haus nach der Rue Miromesnil zurückzukehren, war ihm zuwider. Bei Nana war die Haustür noch verschlossen, und er mußte warten, bis der Hausmeister erschien. Als er hinaufstieg, lächelte er und fühlte sich schon von der behaglichen Wärme dieses Nestes durchdrungen, wo er sich ausstrecken und schlafen wollte.

Zoé öffnete ihm voll Bestürzung und Unruhe. Madame, von schrecklichen Kopfschmerzen gequält, habe kein Auge geschlossen. Sie ging leise nach dem Zimmer, während er auf einen Lehnstuhl im Salon niedersank. Aber fast im selben Augenblick erschien Nana. Mit bloßen Füßen, aufgelöstem Haar, im Nachtgewand, kurz in der ganzen Unordnung einer Liebesnacht war sie aus dem Bett gesprungen und hatte sich nicht die Zeit genommen, einen Rock umzuwerfen.

„Wie! Du wieder hier?“ rief sie zornig erregt.

Sie war in der ersten Wut nach dem Vorzimmer gerannt, um ihn selbst zur Tür hinauszuwerfen. Als sie ihn aber in diesem kläglichen Zustand erblickte, empfand sie noch einmal Mitleid.

„Nun, du siehst nett aus, armer Bursche!“ fuhr sie etwas milder fort. „Was ist dir denn? Ah, du hast sie wohl überrascht und dich so sehr gegrämt?“

Er antwortete nicht und saß da wie zu Boden geschmettert. Indessen begriff sie, daß es ihm noch immer an Beweisen fehlte, und um ihn zu beruhigen, sagte sie:

„Du siehst also, daß ich mich täuschte. Deine Frau ist ehrbar, auf mein Wort!... Jetzt aber, mein Kleiner, mußt du auch nach Hause gehen und dich zu Bett legen. Du hast das nötig.“

Er rührte sich nicht.

„Vorwärts, geh! Ich kann dich doch nicht etwa hierbehalten ...

Oder meinst du das?“

„Ja, wir wollen zu Bett gehen“, stammelte er.

Sie unterdrückte eine heftige Bewegung. Ihre Geduld war zu Ende. War er etwa wahnsinnig geworden?

„Nun, so geh doch!“ wiederholte sie.

„Nein.“

Jetzt konnte sie ihren Zorn nicht mehr bändigen.

„Aber es ist doch abscheulich! Verstehe mich doch, ich habe es satt mit dir, geh und hole deine Frau, die dir Hörner aufsetzt ... Ja, sie tut es; ich sage es dir jetzt... So, nun weißt du, was ich dir zu sagen hatte. Willst du mich nun endlich in Ruhe lassen?“

Muffats Augen füllten sich mit Tränen. Er faltete die Hände.

„Laß mich bei dir bleiben!“

Nana verlor den Kopf, obwohl sie selbst einen Weinkrampfanfall bekam... Aber wer konnte sich auch erdreisten, sie so zu überfallen? Was gingen sie jene Geschichten an? Gewiß hatte sie ihn möglichst schonend davon unterrichtet. Und sie wollte man jetzt dafür verantwortlich machen! Nein, danke bestens! Sie besaß wohl ein gutes Herz, doch so weit ging ihr Mitleid nicht.

„Verwünscht, ich habe jetzt genug!“ rief sie zornig und schlug mit der Faust auf ein Möbelstück. „Ach, ich, die alles mögliche tut, ich, die ich treu sein wollte... Weißt du, mein Lieber, morgen könnte ich reich sein, wenn ich nur ein Wort sagte.“

Erstaunt blickte er auf. Niemals hatte er an Geld gedacht. Wenn sie einen Wunsch hege, so wolle er ihn sofort verwirklichen, sagte er; sein ganzes Vermögen solle ihr gehören.

„Nein, jetzt ist's zu spät“, erwiderte sie zornig. „Ich liebe die Herren, die bezahlen, ohne daß man etwas verlangt... Nein, siehst du, ein für allemal, ich danke! Es ist vorbei, ich habe jetzt etwas anderes... Geh, oder ich bürge für nichts mehr. Es geschieht sonst ein Unglück.“

Drohend ging sie auf ihn zu. Und während sie sich aufgeregt mit überlegener Haltung ihm näherte, öffnete sich mit einem Mal rasch die Tür und Steiner trat ein. Das war ihr zu stark, und wütend schrie sie: „Was? Nun auch der noch?“

Steiner war bei diesem Ausruf erschreckt stehengeblieben. Die unvorhergesehene Anwesenheit Muffats machte ihn verwirrt, denn er fürchtete eine Auseinandersetzung, der er schon seit drei Wochen ausgewichen war. Mit blinzelnden Augen wiegte er sich verlegen hin und her und vermied, den Grafen anzusehen. Keuchend, mit gerötetem und verstörtem Gesicht, stand er da, wie ein Mensch, der durch ganz Paris gelaufen ist, um jemandem eine angenehme Neuigkeit zu bringen, und der sich plötzlich einer unerwarteten Katastrophe gegenübersieht.

„Was willst du?“ fragte ihn Nana grob, indem sie den Grafen mit einem höhnischen Blick betrachtete.

„Ich... ich...“ stotterte er. „Ich wollte Ihnen das Bewußte überbringen.“

„Was denn?“

Er zögerte. An einem der vergangenen Abende hatte sie ihm zu verstehen gegeben, daß sie, wenn er ihr nicht tausend Franken zur Bezahlung eines Wechsels verschaffe, ihn nicht mehr vorlassen werde. Nun war er seit zwei Tagen in Paris herumgelaufen und hatte soeben erst die Summe aufgetrieben.

„Die tausend Franken“, sagte er endlich und zog ein Kuvert aus der Tasche.

Nana hatte nicht mehr daran gedacht.

„Die tausend Franken!“ rief sie. „Verlange ich denn dein Almosen? Sieh, das will ich mit deinen tausend Franken tun!“

Sie ergriff das Kuvert und warf es ihm ins Gesicht. Als kluger Jude hob er es ächzend wieder auf und sah das junge Frauenzimmer mit dummem Gesicht an. Muffat tauschte mit ihm einen verzweiflungsvollen Blick, während Nana die Hände in die Hüften stützte und noch lauter rief:

„Ah, ihr habt mich nun genug beleidigt!... Es ist mir ganz recht, daß du auch noch gekommen bist, denn siehst du, so wird das Auskehren auf einmal besorgt... Vorwärts, marsch, hinaus!“

Da sie sich aber nicht sonderlich beeilten, fuhr sie fort:

„Nun, ihr denkt wohl, daß ich eine Dummheit begehe? Kann sein, aber ihr habt mich zu sehr gereizt! Ich habe es satt jetzt... Hol der Teufel euer Geld! Ich pfeife drauf! Wenn ich dabei zugrunde gehe, so ist's meine Sache.“

Sie wollten sie mit Bitten beruhigen.

„Eins, zwei, ihr wollt noch immer nicht gehen!... Nun, seht hier! Ich habe Gesellschaft.“

Rasch öffnete sie die Tür ihres Zimmers, und die beiden Männer bemerkten in dem zerwühlten Bett Fontan. Er hatte nicht vermutet, in diesem Zustande gezeigt zu werden; seine Beine ragten in die Luft, und er wälzte sich in den Kissen umher. Allein als Schauspieler,

der an das Publikum gewöhnt ist, machte er sich nicht viel aus der Situation. Nach dem ersten Schrecken faßte er sich und grinste die Herren mit seiner gemeinen Faunenfratze an: ein getreues Konterfei des Lasters! Nana war dem häßlichen Komiker seit acht Tagen ins Variététheater nachgelaufen, und nun hatte sie ihn bei sich.

„Da, seht nur!“ sagte sie mit theatralischem Pathos und deutete auf den Komödianten.

Muffat, der vorher alles ruhig hingenommen hatte, war über diese schmähliche Szene empört.

„Dirne!“ stammelte er.

Aber Nana, die bereits in ihr Zimmer zurückgetreten war, kam heraus, um das letzte Wort zu behalten:

„Wieso Dirne? Und was ist mit deiner reizenden Frau Gemahlin?“

Dann verschwand sie und warf die Tür hastig ins Schloß. Die beiden Männer, jetzt allein, sahen einander schweigend an. Zoé war soeben eingetreten und begann ein sehr vernünftiges Gespräch mit ihnen. Als kluge Person fand sie die Torheit ihrer Herrin ein wenig stark. Dennoch nahm sie sie in Schutz: mit jenem Schminkfritzen werde es ja nicht lange dauern und man müsse diese Laune vorübergehen lassen.

Ohne ein Wort zu sprechen, entfernten sich die beiden Männer. Auf dem Trottoir reichten sie einander die Hände und gingen nach entgegengesetzten Richtungen davon.

Als Muffat endlich sein Haus in der Rue Miromesnil betrat, kam seine Gemahlin gerade nach Hause. Beide trafen sich auf der breiten Treppe, deren düsteren Wänden eisige Kälte entströmte. Sie blickten auf und schauten sich an. Der Graf trug noch seine vom Straßenschmutz bespritzte Kleidung und sah blaß und verstört aus wie ein Mann, der von einer Orgie zurückkommt. Die Gräfin, von einer nächtlichen Eisenbahnfahrt total erschöpft, schlief fast im

Stehen ein, ihr Haar war nachlässig frisiert, ihre Augen waren umflort.

Achtes Kaptiel

Auf dem Montmartre, Rue Véron, in einer kleinen Wohnung des vierten Stockes, wohnten Nana und Fontan. Heute hatten sie mehrere Freunde zum Dreikönigskuchen eingeladen. Sie hielten ihren Einzugsschmaus, da sie die Wohnung erst seit drei Tagen innehatten.

Es war schnell gegangen, ohne bestimmten, vorher gefaßten Plan; nun befanden sie sich im ersten Feuer der Flitterwochen. Am Tage nach ihrem dummen Streich, als sie den Grafen und den Bankier zur Tür hinausgeworfen hatte, sah Nana all ihren Glanz zusammenbrechen. Mit einem Blick überschaute sie die Situation: die Gläubiger drängten sich in ihr Wohnzimmer, mischten sich in ihre intimsten Angelegenheiten und sprachen davon, alles zu verkaufen, wenn Nana der Vernunft kein Gehör schenke; um allem Streit und Zank über ihre paar Möbel die Spitze abzubrechen, zog sie es vor, alles im Stich zu lassen. Ihre Wohnung am Boulevard Haussmann gefiel ihr überhaupt nicht mehr wegen der hohen, vergoldeten Zimmer. In ihrer plötzlichen Liebe zu Fontan träumte sie von einem kleinen, hellen Stübchen; sie kam wieder auf ihr altes Ideal zurück, das ihr als Blumenbinderin vorgeschwebt hatte: sich im Besitz eines Spiegelschranks aus Palisanderholz und eines mit blauem Rips überzogenen Bettes zu sehen. In zwei Tagen verkaufte sie unter der Hand so viel Nippsachen und Schmuckgegenstände wie nur möglich und verschwand spurlos mit ungefähr zehntausend Franken, ohne der Hausmeisterin auch nur ein Wort zu sagen. Auf diese Weise würden die Männer sie nicht verfolgen können! Fontan war sehr artig; er ließ sie nach Belieben gewähren. Er handelte sogar wie ein guter Kollege. Seinerseits besaß er gegen siebentausend Franken, die er ihren zehntausend beifügen wollte, wiewohl er als Geizhals verschrien war. Diese Summe erschien ihm genügend zur Gründung eines soliden Hausstandes. So gingen sie von dort weg, beladen mit

ihren gemeinsamen Schätzen, mieteten und möblierten die beiden Zimmer in der Rue Véron und teilten wie alte Freunde.

In der ersten Zeit ging alles prächtig.

Am Dreikönigsabend stellte sich als erster Gast Madame Lerat mit dem kleinen Louis ein. Da Fontan noch nicht zu Hause war, wagte sie es, Befürchtungen für die Zukunft ihrer Nichte auszusprechen, denn sie zitterte bei dem Gedanken, daß Nana ihrem Glück entsagen wollte.

„Oh, Tante, ich liebe ihn so sehr!“ rief Nana und preßte beide Hände an die Brust.

Diese Worte wirkten außerordentlich auf Madame Lerat, so daß ihr die Augen übergingen.

„Es ist wahr“, sagte sie in überzeugungsvollem Tone, „die Liebe geht über alles!“

Dann freute sie sich über die Sauberkeit der Zimmer. Nana zeigte ihr das Wohnzimmer, das Eßzimmer, sogar die Küche. Die Wohnung war freilich nicht groß, aber recht freundlich; sie hatten sie neu tapezieren und malen lassen, und die Sonne schien hell zu den Fenstern herein.

Madame Lerat hielt die junge Frau im Wohnzimmer zurück, während Louis in der Küche blieb, um ein Hühnchen braten zu sehen. Wenn sie sich Bemerkungen erlaube, meinte sie, so betreffe dies besonders die Abwesenheit Zoés. Zoé halte mit Ergebenheit gegen ihre Herrin wacker in der mißlichen Lage aus. Madame, denke sie, werde schon später einmal bezahlen, sie sei gar nicht besorgt darum. Bei der allgemeinen Verwirrung in der Wohnung im Boulevard Haussmann hatte sie den Gläubigern die Spitze geboten und für einen ehrenvollen Rückzug gesorgt, indem sie bei guter Zeit verschiedene Dinge auf die Seite brachte und vorgab, Madame wolle verreisen, ohne aber jemals ihre Adresse zu sagen. Aus Furcht, verfolgt zu werden, beraube sie sich sogar des Vergnügens, ihre

Herrin zu besuchen. An diesem Morgen indes war sie zu Madame Lerat geeilt, weil sich etwas Neues ereignet hatte. Am Abend vorher waren nämlich die Gläubiger, der Tapezierer, der Kohlenhändler und die Wäscherin, gekommen und hatten sich zu einem Aufschubtermin erboten, ja sie wollten sogar Madame eine beträchtliche Summe vorschießen, wenn sie in ihre Wohnung zurückkehrte und sich vernünftig aufführte. Die Tante wiederholte ihr jetzt diesen Bericht Zoés. Ohne Zweifel steckte ein Herr dahinter.

„Niemals!“ erklärte Nana aufgebracht. „Ah, ich finde sie außerordentlich nett, diese Lieferanten! Sie denken wohl, daß sie mich verkaufen können, um zu ihrem Gelde zu kommen!... Siehst du, ich will aber lieber Hungers sterben als meinen Fontan verlassen.“

„Das habe ich auch zur Antwort gegeben“, sagte Madame Lerat; „meine Nichte hat ein zu gefühlvolles Herz.“

Eben trat Madame Maloir ein, und man feierte frohes Wiedersehen. Madame Maloir erklärte, in großen Wohnungen fühle sie sich nicht wohl; jetzt aber werde sie bisweilen ihre Besuche wiederholen.

Plötzlich hörte man Stimmen. Es war Fontan mit Bosc und Prullière. Man konnte sich zu Tisch setzen, da die Suppe bereits aufgetragen war, als Nana nunmehr zum drittenmal den neuen Gästen die Wohnung zeigte.

„Ach, Fontan, ihr wohnt wirklich nett hier!“ versetzte Bosc, nur um damit seinen Kameraden, die das Diner bezahlten, einen Gefallen zu tun; denn im Grunde genommen interessierte ihn „das Nest“, wie er sich ausdrückte, gar nicht.

Im Schlafzimmer machte er dieselbe Bemerkung. Gewöhnlich behandelte er die Frauen als Kamele, und der Gedanke, daß sich ein Mann wegen eines dieser elenden Wesen Mühe geben könne, erweckte in ihm das einzige Gefühl von Verachtung, dessen er überhaupt fähig war.

„Ah, diese pfiffigen Leutchen! Sie haben alles heimlich abgemacht“, rief er und zwinkerte mit den Augen. „Ihr habt recht daran getan. Es wird hier herrlich werden, und wir wollen euch, bei Gott, bald wieder besuchen!“

Als aber jetzt Louis, auf einem Besenstiel als Steckenpferd reitend, hereinkam, sagte Prullière mit boshafem Lächeln:

„Ei, ei, ist das schon euer Kleiner?“

Dies kam allen sehr drollig vor. Madame Lerat und Madame Maloir wollten bersten vor Lachen. Nana war durchaus nicht böse, sie lächelte zärtlich und verneinte es; sie hätte es freilich gewünscht, in ihrem und des Kindes Interesse; aber was nicht sei, könne ja noch werden. Fontan spielte den Gutmütigen, nahm Louis auf den Arm und scherzte mit ihm.

„Das hindert ihn nicht“, sagte er, „mich als sein Väterchen zu lieben... Nenne mich Papa, kleiner Schelm!“

„Papa... Papa...“ stotterte das Kind.

Alle überschütteten den Kleinen mit Zärtlichkeiten. Bosc meinte, das sei fauler Zauber; essen sollte man lieber, das sei das einzige Gescheite im Leben. Nana bat um die Erlaubnis, Louis neben sich setzen zu dürfen... Das Diner verlief sehr heiter. Bosc hatte indes unter der Nachbarschaft des Kleinen viel zu leiden, da er beständig seine Serviette gegen ihn verteidigen mußte. Außerdem war ihm auch Madame Lerat unbequem, die ihm zärtlich und leise geheimnisvolle Dinge erzählte, Geschichten von wohl situierten Herren, die sie noch immer verfolgten, und zweimal mußte er ihr mit den Knien ausweichen, während sie ihn mit gierigen Blicken anschaute. Prullière betrug sich Madame Maloir gegenüber sehr un aufmerksam, indem er sie nicht ein einziges Mal bediente. Seine Aufmerksamkeit war ganz auf Nana gerichtet, deren Verhältnis zu Fontan ihm ein Rätsel war. Übrigens wurde ihre Liebelei endlich langweilig.

„Was Teufel, eßt doch jetzt! Ihr habt nachher noch viel Zeit!“ rief Bosc mit vollem Munde. „Wartet doch, bis wir nicht mehr da sind.“

Aber Nana konnte sich nicht halten. Sie war ganz liebestrunken, rot wie ein junges Mädchen, während sie fröhlich lachte und zärtliche Blicke um sich warf. Auf Fontan schauend, überschüttete sie ihn mit Schmeichelnamen, und wenn er ihr Wasser oder Salz reichte, beugte sie sich vor und küßte ihm aufs Geratewohl die Lippen, die Augen, die Nase oder ein Ohr; wenn man sich darüber aufhielt, so ließ sie mit der Geschmeidigkeit und Demut einer gezüchtigten Katze nach und ergriff verstohlen seine Hand, um sie in der ihrigen zu halten und zu küssen. Fontan machte sich wichtig und ließ sich herablassend verehren. Seine große Nase wackelte vor sinnlichem Ergötzen hin und her. Sein ziegenartiges Gesicht, seine lächerliche Häßlichkeit trat so recht hervor bei der verehrenden Hingebung dieses prächtigen, blassen und üppigen Mädchens.

Der Abend verlief heiter. Das Gespräch war natürlich auch auf das Variététheater gekommen. Werde dieser elende Bordenave denn nicht bald abfahren, meinte man. Seine galanten Krankheiten brachten ihn so weit, daß man ihn am liebsten nur mit der Zange hätte anfassen mögen. Am vorigen Abend habe er während der Probe die ganze Zeit über auf Simonne geschimpft. Ihm würden die Schauspieler keine Träne nachweinen. Nana sagte, wenn er sie etwa wieder für eine Rolle engagieren wolle, so werde sie ihn gehörig abweisen; übrigens sprach sie davon, sie wolle gar nicht mehr spielen, denn das Theater könne ihr das häusliche Glück nicht ersetzen. Fontan, der weder in dem neuen noch in dem nächsten Stück auftrat, rühmte ebenfalls das Glück seiner jetzigen Freiheit und Ungebundenheit; es war so schön, daß er die Abende mit seinem Weibchen am häuslichen Herde zubringen konnte. Alle anderen priesen sie als Glückskinder und stellten sich, als ob sie sie um ihr Glück beneideten.

Man hatte jetzt den Dreikönigskuchen zerteilt. Die Bohne war Madame Lerat zugefallen, die sie in Boscs Glas warf. Alle jubelten: „Der König trinkt, der König trinkt!“ Nana benutzte diese plötzliche Heiterkeit, um Fontan wieder zu umarmen, zu küssen und ihm ins Ohr zu flüstern. Aber Prullière rief ihr halb ärgerlich zu, dies gehöre nicht zum Spiele. Louis schlief unterdessen schon auf zwei Stühlen... Endlich, gegen ein Uhr, trennte sich die Gesellschaft.

Drei Wochen lang war das Leben der beiden Liebenden wirklich reizend. Nana glaubte sich in die Zeit versetzt, wo sie zum erstenmal den Tanzboden betrat und wo ihr das erste Seidenkleid so großes Vergnügen bereitet hatte. Sie ging nur selten aus; als sie eines Morgens zeitig nach dem Markte La Rochefoucauld ging, um Fische einzukaufen, war sie erstaunt, ihren früheren Friseur Francis zu treffen. Er trug wie stets nette Kleidung, feine Wäsche und einen tadellosen Überrock, während sie im einfachen Hausrock, mit zerzaustem Haar und plumpen Holzschuhen beschämt vor ihm auf der Straße stand. Allein er besaß Takt genug, trotzdem höflich zu sein. Er erlaubte sich keine Frage und stellte sich, als glaube er, Madame habe sich auf Reisen begeben. Ja, Madame habe sehr viele Menschen unglücklich gemacht dadurch, daß sie sich zu einer Reise entschlossen habe! Es sei ein Verlust für jedermann, fügte er hinzu. Die junge Frau vergaß aus Neugierde ihre erste Bestürzung und bestürmte ihn zuletzt mit Fragen. Da hier die vorüberströmende Menge ständig stieß und drängte, zog sie ihn in einen Toreingang, wo sie mit ihrem Körbchen in der Hand vor ihm stehenblieb. Was sagte man zu ihrer Flucht? Mein Gott, die Damen, die er besuchte, sagten bald dies, bald jenes; im ganzen sei eine ungeheure Aufregung entstanden. Und Steiner? Herr Steiner sei sehr herabgekommen; mit ihm werde es schlimm enden, wenn ihm nicht irgendeine Spekulation gelinge. Und Daguenet? Oh, diesem gehe es ausgezeichnet, er sei ordentlich geworden. Nana, durch diese Mitteilungen aufgeregt, wollte ihn noch weiter fragen; allein sie genierte sich, den Namen Muffats auszusprechen. Da begann

Francis selbst von ihm zu erzählen. Der Graf sei wirklich zu bedauern, so sehr habe er seit der Abreise von Madame gelitten; man erblicke ihn überall da, wo Madame sich möglicherweise aufhalten könnte. Schließlich habe ihn Herr Mignon getroffen und in sein Haus eingeführt. Über diese Nachricht brach Nana in lautes Lachen aus, doch merkte man wohl, daß dieses Lachen nur gezwungen war.

„Ah, er ist also jetzt bei Rose“, sagte sie. „Nun, Sie wissen doch, Francis, mir ist das ganz gleich!... Sehen Sie, solch ein Heuchler! Er, der mir schwor, außer mir mit keinem Weibe mehr zu verkehren!“

Im Grunde genommen war sie wütend darüber.

„Oh, die Schlange“, fuhr sie fort, „sie versteht's, sich Ersatz zu schaffen! Oh, ich begreife, Rose hat sich dafür rächen wollen, daß ich ihr jenen elenden Steiner weggekapt habe... Wie gemein ist es doch, einen Menschen an sich zu locken, den ich zur Tür hinausgeworfen habe!“

„Herr Mignon erzählt die Sache anders“, sagte der Friseur. „Nach seiner Meinung hat der Herr Graf Sie hinausgeworfen... Ja, und noch dazu auf eine höchst unliebsame Weise, indem er Ihnen einen Fußtritt versetzte.“

Da wurde Nana auf einmal ganz blaß.

„Ha! Was?“ rief sie. „Mir einen Fußtritt... Das ist zu stark! Nein, glaube mir, mein Kleiner, ich habe ihn zur Treppe hinuntergeworfen, den Herrn Grafen, mußt du wissen! Ja, ja, so ist's, seine Gräfin hält's mit jedem anderen, nur nicht mit ihm, sogar mit jenem Schurken Fauchery... Und dieser Mignon, der den ganzen Tag in Paris herumläuft, lediglich für seine nichtsnutzige Frau, die gar niemand mag, so dürr ist sie!... Welch eine schmutzige Sippschaft!“

Sie schien fast zu ersticken vor Zorn und mußte wieder Atem schöpfen.

„Ah“, fuhr sie fort, „das also sagen sie... Nun, mein kleiner Francis, ich werde sie schon finden... Wollen wir gleich zusammen hingehen? Ja, ich will hingehen, und wir werden sehen, ob sie dann auch noch die Frechheit besitzen werden, von Fußtritt zu sprechen ... Fußtritte! Nie in meinem Leben habe ich die erhalten. Und auch fernerhin soll sich kein Mensch unterstehen, mich zu schlagen, weil ich den zerfleischen würde, der mich anrührte.“

Sie beruhigte sich wieder. Übrigens, erklärte sie geringschätzig, sie mochten sagen, was sie wollten, sie könne sie nicht für besser halten als den Schmutz an ihren Schuhen. Nur dadurch sei sie selbst besudelt worden, daß sie sich mit jenem Menschen abgegeben habe. Sie habe ihr gutes Gewissen für sich. Francis, der ganz vertraulich geworden war, da er sie in ihrem einfachen Hausaufzug so reden hörte, erlaubte sich, ihr gute Ratschläge zu geben, als er sie verließ. Sie tue unrecht, alles einer momentanen Laune zu opfern; diese Launen seien ihr Unglück. Mit gesenkten Blicken hörte sie ihm zu, während er mit trauriger Miene wie ein Kenner sprach, den es schmerzt, ein so schönes Weib in sein eigenes Unglück rennen zu sehen.

„Das geht nur mich etwas an“, sagte sie endlich. „Trotzdem danke ich Ihnen, mein Lieber.“

Sie drückte ihm die Hand, die stets ein wenig fettig war trotz seiner sonstigen Eleganz, und ging weiter, um ihre Fische zu kaufen. Den ganzen Tag kam ihr die Geschichte von dem Fußtritt nicht aus dem Sinn. Sogar mit Fontan sprach sie darüber und stellte sich wieder wie ein starkes Weib, das keine Beleidigung dulden werde. Fontan erklärte mit überlegener Miene, daß überhaupt alle vornehmen Männer Tölpel seien, die keine Achtung verdienten. Von jetzt ab wurde Nana mit einem wahren Abscheu gegen noble Herren erfüllt.

An demselben Abend gingen beide nach dem Bouffestheater, um dem ersten Auftreten eines jungen Mädchens in einer unbedeutenden Rolle, das Fontan kannte, beizuwohnen. Es war

beinahe ein Uhr, als sie zu Fuß wieder auf die Anhöhe von Montmartre zurückkamen. In der Rue de la Chaussée d'Antin hatten sie sich etwas kleines Gebäck gekauft, das sie erst im Bett verzehrten. Hier saßen sie nebeneinander, die Kopfkissen als Rückenlehne benutzend, verzehrten ihren Kuchen und schwatzten über jenes Mädchen. Nana fand sie häßlich und ungeschickt, so daß beide zuletzt in Streit gerieten.

„Oh, das muß man sagen!“ rief Nana. „Sie hat ein Paar Augen im Kopfe wie zwei Kanonenlöcher, und ihr Haar sieht aus wie ein Flachs Bündel.“

„Schweig doch!“ versetzte Fontan. „Ein prächtiges Haar, feurige Blicke... Es ist zu sonderbar, daß ihr Frauen einander immer gleich auffressen möchten!“

Er war ärgerlich geworden, und als sie nicht nachgab, sagte er endlich grob:

„Nein, das ist zu stark! Du weißt, ich lasse mir nicht gern widersprechen... Laß uns schlafen, sonst könnte es noch übel ablaufen.“

Er löschte das Licht aus; Nana aber fuhr wütend fort, sie lasse nicht in einem solchen Tone mit sich reden, sie sei gewohnt, 193 respektiert zu werden. Da er aber nicht antwortete, mußte auch sie schweigen, doch konnte sie nicht einschlafen und drehte sich bald auf diese, bald auf jene Seite.

„Schwerenot, hast du dich nun endlich genug herumgewälzt?“ rief er plötzlich laut und barsch.

„Ich kann nichts dafür, wenn hier Brotkrümchen liegen“, sagte sie trocken.

In der Tat war dies der Fall, und sie fühlte sich am ganzen Körper davon belästigt. Fontan hatte mit verhaltener Wut eine Kerze angezündet. Beide standen auf, deckten das Bett auf und fegten mit

den Händen die Krümchen auf den Boden. Ihn fröstelte, er legte sich rasch wieder ins Bett, indem er sie zum Teufel wünschte, weil sie ihm riet, sich ja die Füße erst abzuwischen. Endlich nahm auch sie ihren Platz wieder ein; allein kaum hatte sie sich ausgestreckt, als sie wieder unruhig wurde; es waren noch mehr Brotkrumen im Bett.

„Nun ja, ich dachte es mir gleich“, sagte sie. „Du hast sie mit deinen Füßen hereingeschleppt... Ich kann so nicht schlafen! Ich sage dir, ich kann nicht!“

Und schon machte sie Miene, über ihn hinwegzusteigen und hinauszuspringen. Jetzt war Fontan, der gern schlafen wollte, aufs äußerste gereizt, und er versetzte ihr eine so starke Ohrfeige, daß Nana betäubt auf den Kissen lag. Sie war halbtot vor Schreck.

„Oh!“ rief sie nur und seufzte wie ein Kind.

Eine Zeitlang drohte er ihr mit einer zweiten Ohrfeige, wobei er sie fragte, ob sie sich noch einmal rühren wolle. Darauf blies er das Licht aus, legte sich auf den Rücken und schnarchte, während sie, das Gesicht in das Kopfkissen verborgen, leise weinte. Es war feige, seine Kraft so zu mißbrauchen. Aber sie fürchtete sich: ein so schreckliches Aussehen hatte die Fratze Fontans angenommen. Ihr Zorn schwand, als ob die Ohrfeige sie beruhigt hätte. Nana hatte Respekt vor ihm; sie drückte sich eng an die Wand an, um ihm nur möglichst viel Raum zu lassen. Endlich schlief sie ein, mit brennender Wange, tränenfeuchten Augen, niedergeschlagen und unterwürfig, so daß sie auf die Brotkrümchen gar nicht mehr achtete. Als sie am Morgen erwachte, hielt sie Fontan in ihren Armen fest an ihren Busen gedrückt. Nicht wahr, er werde sie nie wieder schlagen? Sie liebte ihn ja zu sehr; von ihm geohrfeigt zu werden, war sogar noch eine Wonne.

Nun war ein ganz neues Leben eingekehrt. Für ein verkehrtes Ja oder Nein empfing Nana von Fontan Schläge. Sie gewöhnte sich bald daran und steckte alles ruhig ein. Zuweilen schrie sie auf und

bedrohte ihn; er drückte sie dann an die Wand, als ob er sie erwürgen wollte; das war ein vortreffliches Beruhigungsmittel. Sehr oft sank sie auf einen Stuhl und weinte minutenlang. Dann vergaß sie alles wieder, sang, lachte und sprang im Zimmer umher. Das schlimmste an der Sache war jetzt, daß Fontan sich den ganzen Tag nicht sehen ließ und nie vor Mitternacht nach Hause kam; er besuchte die Kaffeehäuser, in denen er mit seinen Kollegen zu kneipen pflegte. Nana duldete zitternd und zärtlich alles; sie fürchtete bloß, ihn eines schönen Tages gar nicht wiederzusehen, wenn sie ihm Vorwürfe machte. An manchen Tagen jedoch, wo sie weder Madame Maloir noch ihre Tante mit Louis bei sich sah, langweilte sie sich zum Sterben. Als sie eines Sonntags auf dem Markt war, um ein Paar Tauben einzuhandeln, freute sie sich außerordentlich, Satin zu treffen, die gerade ein Bündel Radieschen kaufte. Seit jenem Abend, als der Prinz von Fontans Champagner getrunken hatte, waren die beiden nicht wieder zusammengekommen.

„Wie! Du, du wohnst im Arbeiterviertel?“ rief Satin, verwundert darüber, sie zu dieser Stunde in Pantoffeln auf der Straße zu sehen. „Sag mal, du bist wohl in der Klemme?“

Nana hatte endlich ihre Tauben gekauft, obwohl sie an deren Frische etwas zweifelte. Hierauf wollte ihr Satin ihre Wohnung zeigen; sie wohnte gar nicht weit, in der Rue La Rochefoucauld. Sobald beide allein waren, schilderte Nana ihre leidenschaftliche Liebe zu Fontan. Vor ihrer Tür angelangt, war Satin mit ihren Radieschen unter dem Arm stehengeblieben und hörte sich neugierig das Abenteuer an, das ihr Nana erzählte; Nana log ihr vor, sie habe den Grafen Muffat mit Fußtritten hinausgeworfen.

„Oh, herrlich“, versetzte Satin, „herrlich, mit Fußtritten! Und er hat nichts gesagt, nicht wahr? So feige! Ich hätte dabeisein und ihn sehen mögen... Nana, Nana! Du hast recht! Wenn ich in einen verschossen bin, so wär' ich imstande, für ihn alles zu tun... Nicht

wahr? Du besuchst mich bald, versprich es mir! Die Tür links. Klopf dreimal an, weil ich sonst nicht aufmache.“

Von nun an ging Nana, sobald sie sich langweilte, zu Satin. Sie traf sie immer zu Hause an, da Satin niemals vor sechs Uhr abends ausging. Satin bewohnte zwei Zimmer, die ihr ein Apotheker ausmöbliert hatte, um sie vor den Händen der Sittenpolizei zu retten; aber in nicht ganz dreizehn Monaten hatte sie schon die Möbel ruiniert, die Stühle zerrissen, die Vorhänge beschmutzt, so daß das ganze Logis aussah, als ob eine Horde toller Katzen darin hauste.

Nana fand Satin fast immer im Bett. Selbst an den Tagen, an denen sie auszugehen pflegte, um für ihren Haushalt einzukaufen, war sie beim Aufstehen so matt, daß sie auf den Bettrand niedersank und wieder einschlief. Den Tag über schleppte sie sich nur so hin, sie schlief auf den Stühlen ein und erwachte erst gegen Abend, sobald die Laternen angezündet wurden. Nana fühlte sich bei ihr außerordentlich wohl; sie saß auf dem ungemachten Bett, während auf dem Boden verschiedene Waschbecken umherstanden. Die ganze Unterhaltung drehte sich um die Gemeinheit der Männer. Nana war völlig mit Fontan beschäftigt; sie konnte kaum zehn Worte sagen, ohne wieder in langer Rede auf ihn zurückzukommen, auf das, was er sagte und tat. Satin hörte geduldig diese ewigen Geschichten an: von dem Warten am Fenster, von dem Streiten wegen eines verbrannten Ragouts, von dem Versöhnen im Bett nach stundenlangem Schmollen. Auch zählte ihr Nana alle die Ohrfeigen auf, die sie empfangen hatte.

Wiewohl sie unzertrennliche Freundinnen wurden, kam Satin doch niemals zu Nana, weil Fontan erklärte, er liebe das Weibergelaufe in seiner Häuslichkeit nicht. Aber sie gingen oft zusammen aus, und so führte Satin eines Tages ihre Freundin zu Madame Robert, für die Nana einen gewissen Respekt fühlte, seitdem sie sich geweigert hatte, bei ihrem Souper zu erscheinen. Madame Robert wohnte in

der Rue Mosnier, einer neuen und ruhigen Straße des Quartier de l'Europe, wo in den kleinen, engen Wohnungen zahlreiche Dämchen hausten. Es war fünf Uhr. Vor den hohen, weißgetünchten Gebäuden mit ihrer aristokratischen Ruhe standen die Kutschen von Börsenleuten und Großhändlern, während einzelne Herren schnell vorübergingen und nach den Fenstern hinaufschauten, an denen Frauen im Hauskleid zu warten schienen. Nana wollte zuerst nicht mit hinaufgehen, weil sie meinte, sie kenne ja diese Dame nicht; aber Satin bestand darauf, sie könne stets eine Freundin mitbringen. Sie wolle nur einen Anstandsbesuch machen; Madame Robert, die sie am Abend vorher in einem Restaurant getroffen habe, sei sehr zuvorkommend gewesen und habe ihr das Versprechen abgenommen, ihr einen Besuch abzustatten. Nana fügte sich endlich. Oben sagte ihnen ein kleines Dienstmädchen, Madame sei noch nicht zurück. Sie führte beide in einen Salon und ließ sie allein.

„Der Tausend, hier ist es nett!“ murmelte Nana.

Es war ein gutbürgerlich eingerichtetes Zimmer mit dunklen Möbeln, das die solide Eleganz eines Pariser Kaufmanns zeigte, der sich ein Vermögen erworben und sich dann zur Ruhe gesetzt hat. Nana machte scherzend ihre Bemerkungen über die Dame, aber Satin ärgerte sich darüber und verbürgte sich für die Tugendhaftigkeit der Madame Robert. Man treffe sie immer nur in Gesellschaft von gesetzten Herren. Gegenwärtig verkehre sie mit einem alten Schokoladenhändler. Sobald dieser zu ihr komme, sei er über die Sauberkeit der Wohnung entzückt, lasse sich anmelden und nenne sie nur „meine liebe Tochter“.

„Sieh, da ist sie“, versetzte Satin und deutete auf eine vor der Stutzuhr aufgestellte Photographie.

Nana musterte das Porträt einen Augenblick. Es stellte eine Frau von dunklem Teint dar, mit langem, schmalem Gesicht und dünnen, zu einem verstoßenen Lächeln verzogenen Lippen.

„Sonderbar“, murmelte sie endlich, „sicherlich muß ich diesen Kopf schon irgendwo gesehen haben; wo, weiß ich nicht mehr. Aber es kann an keinem soliden Orte gewesen sein... Oh, ich weiß es bestimmt, es ist kein solider Ort gewesen.“

Sich zu ihrer Freundin wendend, fügte sie hinzu:

„Also sie hat dir das Versprechen abgenommen, daß du sie besuchen sollst? Was will sie denn von dir?“

„Was sie von mir will? Nun, ohne Zweifel sich ein wenig mit mir unterhalten... Es ist nur Höflichkeit.“

Nana blickte Satin fest an; dann schnalzte sie leicht mit der Zunge. Schließlich konnte es ihr gleichgültig sein! Aber da jene Dame sie lange vergebens warten ließ, erklärte sie, nicht mehr dableiben zu wollen, und so gingen beide wieder fort.

Am folgenden Morgen hatte Fontan Nana mitgeteilt, daß er zu Tisch nicht nach Hause kommen werde; daher ging sie sehr zeitig zu Satin, um diese mit sich in ein Restaurant zu nehmen. Die Wahl war schwer. Satin schlug mehrere Brauereien vor, die Nana sämtlich für zu schlecht hielt. Endlich beschlossen sie, bei „Laura“ zu speisen. Es war dies ein Gasthaus in der Rue des Martyrs, wo das Diner drei Franken kostete.

Gelangweilt erwarteten sie die Mittagsstunde, und da sie nicht wußten, was sie noch länger auf der Straße anfangen sollten, gingen sie zwanzig Minuten früher zu Laura. Die drei Salons waren noch leer, und sie nahmen an einem Tisch Platz, in dem gleichen Salon, in dem Laura Piédefer auf dem erhöhten Sitz des Büfetts thronte. Laura war eine wohlbeleibte Dame von fünfzig Jahren, die ihre überquellenden Formen in Gürtel und Korsett einzuzwängen versuchte. Bald kamen verschiedene Damen und küßten Laura mit zärtlicher Vertraulichkeit, während dieses Monstrum sich mit feuchten Augen zu einer jeden hinneigte, um nur keine Eifersucht zu erregen.

Das Mädchen, das bediente, war groß und hager; seine dunklen Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer.

„Nicht wahr“, fragte Satin, „das Essen ist hier recht gut?“

Nana nickte befriedigt. Man speiste hier so gut wie in einem Gasthause in der Provinz: Blätterteigpastete, Huhn mit Reis, Bohnen in Sauce und Vanille-Eis. Die Damen hielten sich besonders an das „Huhn mit Reis“ und wischten sich langsam den Mund ab. Nana hatte befürchtet, alte Freundinnen hier zu treffen, die ihr womöglich dumme Fragen stellen würden; allein sie beruhigte sich, da sie kein bekanntes Gesicht unter diesem sehr gemischten Publikum bemerkte, wo sich schäbige Kleider und jammervolle Hüte neben prunkvollen Toiletten zeigten. Einige Zeit interessierte sie ein junger Mann mit kurzem, lockigem Haar und frechem Gesicht, der einen ganzen Tisch dicker Weiber mit seinen Witzen unterhielt.

„Ei, das ist ja ein Mädchen!“ sagte Nana und stieß einen leisen Schrei aus.

Satin, die mit ihrem Huhn beschäftigt war, sah auf und sagte:

„Ach ja, die kenne ich... Macht sich gut, oh, die ist sehr gesucht!“

Nana machte eine Gebärde des Ekels. Sie konnte das nicht begreifen! Dennoch meinte sie friedlich, man dürfe über Geschmack und Farben nicht streiten, denn man wisse nie, was einem selbst einst passieren könne. Während sie mit philosophischer Ruhe ihre Creme aß, bemerkte sie, daß Satin durch ihre großen, blauen Augen die Nachbarschaft in arge Erregung brachte. Besonders auffällig benahm sich in ihrer Nähe eine dicke, blonde, äußerst lebenswürdige Dame: sie wurde purpurrot und so unruhig, daß Nana sich beinahe ins Mittel gelegt hätte.

In diesem Augenblick wurde sie durch den Eintritt einer Dame überrascht. Sie hatte Madame Robert erkannt. Diese nickte der großen, hageren Kellnerin vertraulich zu und begab sich dann ans Büfett zu Laura. Beide küßten sich lange. Nana fand diese

Zärtlichkeit seitens einer distinguierten Dame höchst sonderbar, um so mehr, als Madame Robert keineswegs ein zurückhaltendes Benehmen zeigte. Während sie mit der Wirtin leise sprach, blickte sie im Salon umher. Laura hatte eben ihren Platz wieder eingenommen und bot wieder das Bild eines alten Lastergötzen dar mit ihrem pergamentartigen, abgenutzten Gesicht; über die vollen Teller hinweg herrschte sie über ihre fette Kundschaft, immer noch die dickste der Dicken.

Aber jetzt hatte Madame Robert Satin bemerkt. Sie verließ Laura, eilte herbei und bedauerte mit der größten Liebenswürdigkeit, am vorigen Abend nicht zu Hause gewesen zu sein; und als Satin ihr durchaus Platz machen wollte, versicherte sie, schon gegessen zu haben. Sie sei nur einmal hergekommen, um sich umzusehen. Während sie sprach, stand sie hinter ihrer neuen Freundin, stützte sich mit einschmeichelndem Lächeln auf ihre Schultern und wiederholte:

„Nun, wann werde ich Sie sehen? Wenn Sie frei wären...“

Leider konnte Nana das Gespräch der beiden Weiber nicht weiter hören. Ein lebhafter Zorn ergriff sie, und sie brannte darauf, dieser so „ehrbaren“ Dame gehörig die Wahrheit zu sagen. Allein eine neue Gesellschaft nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Es waren elegante Weiber, fein gekleidet und mit Diamanten übersät. Infolge einer sonderbaren Geschmacksverirrung kamen sie alle trotz ihrer Brillanten zu Laura, um einmal inmitten der eifersüchtig erstaunten Mädchen für drei Franken zu dinieren. Als sie unter lautem Gespräch und Lachen eingetreten waren, hatte sich Nana schnell umgedreht, und es war ihr gar nicht recht, unter ihnen Lucy Stewart und Marie Blond zu erblicken. Fast fünf Minuten lang, so lange nämlich, wie jene Damen mit Laura sprachen, ehe sie sich in den Nebensalon begaben, beugte sie sich tief auf den Tisch herab und beschäftigte sich eifrig mit den über das Tischtuch verstreuten Brotkrümchen. Als

sie sich endlich wieder umdrehen konnte, war sie bestürzt: der Stuhl neben ihr war leer und Satin verschwunden.

„Nanu, wo ist sie denn?“ entfuhr es laut ihrem Munde. Die dicke, blonde Person, die Satin so aufmerksam beobachtet hatte, lächelte trotz ihrer schlechten Laune, und als Nana sie drohend ansah, sagte sie mit gedehnter Stimme: „Ich bin's nicht gewesen; die andere hat Ihnen den Streich gespielt.“

Nana merkte, daß man sich über sie lustig machte, und sagte nichts. Sie blieb sogar noch einige Zeit sitzen, um ihren Zorn nicht merken zu lassen. Was sie jetzt vor allem aufbrachte, war, daß sie Satins Diner bezahlen mußte. Solch ein gemeines Frauenzimmer, das sich erst ruhig bewirten ließ und dann durchbrannte, ohne sich auch nur zu bedanken! Es waren allerdings nur drei Franken, aber trotzdem kam es ihr viel vor; ein solches Benehmen war zu schändlich. Sie warf Laura die sechs Franken hin.

In der Rue des Martyrs steigerte sich Nanas Groll noch mehr. Ihr sollte es gerade einfallen, Satin nachzulaufen! Das hieße ja, die Nase in den ärgsten Quark stecken!... Aber der Abend war ihr verdorben, und langsam ging sie dem Montmartre zu; besonders wütend aber war sie auf Madame Robert. Diese besaß wahrlich eine nette Portion Frechheit, die distinguierte Dame zu spielen! Jetzt war sie überzeugt, jene Dame im „Schmetterling“ gesehen zu haben, einem gewöhnlichen Tanzlokal der Rue des Poissonniers, wo es ziemlich bunt herging. Und dieses Weib wußte anständige Bürochefs für sich zu gewinnen, solch ein Weib schlug Soupers aus, zu denen sie einzuladen man ihr die Ehre schenkte, bloß um die Tugendhafte zu spielen! Das hieß also tugendhaft sein! Immer waren es solche Zierpuppen, die sich aufblähten und trotzdem in zweifelhaften Kneipen ihren Stammsitz hatten.

Nana war vor ihrer Wohnung angelangt und war ganz erstaunt, die Fenster erleuchtet zu sehen. Fontan, der gleichfalls von seinem Freund im Stich gelassen worden war, hatte sich ärgerlich nach

Hause begeben. Teilnahmslos hörte er ihre Auseinandersetzungen an. Sie fürchtete seinen Zorn und war bestürzt über seine Anwesenheit, da sie ihn vor ein Uhr morgens nicht erwartet hatte; deshalb suchte sie nach einer Notlüge und gestand, sechs Franken ausgegeben zu haben, aber mit Madame Maloir. Darauf reichte er ihr mit übertrieben würdevoller Miene einen Brief, den er erbrochen hatte. Er war von Georges, der sich immer noch in Les Fondettes befand und jede Woche seinen Trost in glühenden Liebesbriefen suchte. Nana fand nämlich großen Gefallen daran, daß man ihr schrieb, besonders genoß sie die langen, von Liebesschwüren wimmelnden Briefe und las sie jedermann vor. Fontan kannte den Stil Georges' und schätzte ihn. Aber an diesem Abend fürchtete sie eine unliebsame Szene und stellte sich gleichgültig; mit ärgerlicher Miene durchflog sie den Brief und warf ihn dann sofort beiseite. Fontan trommelte unterdessen an einer Fensterscheibe, da er so zeitig noch nicht zu Bett gehen wollte, aber auch nicht wußte, womit er sich den ganzen Abend die Zeit vertreiben sollte. Plötzlich drehte er sich um und sagte:

„Man könnte eigentlich diesem Burschen sofort antworten.“

Gewöhnlich schrieb er nämlich selbst die Antwort, er war stolz auf seinen Stil. Dann war er glücklich, wenn Nana, von der Lektüre seines Briefes begeistert, ihn umarmte und ausrief, nur er könne so schöne Sachen erfinden. Somit endete eine derartige Szene gewöhnlich mit beiderseitiger Aufregung und einer glückseligen Liebesstunde.

„Wie du willst“, versetzte sie. „Ich will unterdessen den Tee bereiten, dann wollen wir zu Bett gehen.“

Darauf setzte sich Fontan an den Tisch, breitete ein ganzes Magazin von Federn, Tinte und Papier vor sich aus, spitzte das Kinn und begann zu schreiben, indem er die einzelnen Worte laut vor sich hinsagte: „Mein Herz ...“

Über eine Stunde lang arbeitete er mit Eifer, indem er bisweilen über einen Satz nachdachte, den Kopf in die Hände gestützt, den Satz verbesserte, dann wieder einmal vor sich hinlachte, wenn er eine besonders zärtliche Wendung gefunden hatte. Währenddessen hatte Nana schweigend bereits zwei Tassen Tee getrunken. Jetzt las er ihr den Brief mit theatralischem Pathos vor. Er sprach darin auf fünf Seiten von „reizenden, in La Mignotte verlebten Stunden, die für das Gedächtnis wie Parfüm“ seien, er schwur eine „ewige Treue diesem Liebesfrühling“ und schloß mit der Erklärung, daß ihr einziger Wunsch sei, dieses Glück nochmals zu genießen, „wenn man das nämliche Glück überhaupt zweimal genießen kann“ .

„Du weißt“, erklärte er, „ich schreibe dies alles nur aus Höflichkeit! Im Grunde freilich ist es lächerlich... Ah, ich glaube gar, du bist gerührt!“

Er triumphierte. Aber Nana, die dem Frieden noch nicht traute, beging den Fehler, ihn nicht zu umarmen. Sie fand den Brief gut, nichts mehr. Darüber wurde er aufgebracht. Wenn sein Brief ihr nicht gefalle, rief er, so möge sie einen anderen schreiben; und anstatt sich wie gewöhnlich zu küssen, nachdem sie sich an den Liebesphrasen erquickt hatten, blieben sie kühl einander gegenüber am Tisch sitzen.

Unglücklicherweise zuckte Nana die Achseln. Er wurde wütend.

„Ah, das wird nett heute abend!“ schrie er.

Und der Zank begann. Die Uhr zeigte erst auf zehn, und nun hatte man ja eine Gelegenheit gefunden, die Zeit totzuschlagen. Wütend, unter einer Flut von Flüchen, warf er Nana alle möglichen Beschuldigungen ins Gesicht, ohne ihr Zeit zu lassen, sich zu rechtfertigen. Sie war jetzt ein schmutziges, dummes Weib, das schon alle Schulen durchgemacht habe. Dann kam er auf die Geldfrage. Gebe er denn sechs Franken aus, meinte er, wenn er in der Stadt speise? Wenn für ihn nicht ein Diner bezahlt werde, so

esse er stets zu Hause. Und noch dazu für diese alte Kupplerin Maloir, die er nächstens zur Tür hinauswerfen werde! Ja, sie würden weit kommen, wenn er und sie täglich so sechs Franken auf die Straße werfen wollten.

„Zuerst will ich Rechenschaft!“ rief er. „Vorwärts, gib das Geld her, wie weit sind wir?“

Alle Seiten seiner schmutzigen Habsucht kamen jetzt zum Vorschein. Zitternd holte Nana, die nicht wußte, wie ihr war, ihr übriges Geld aus dem Sekretär und legte es vor ihn hin. Bis jetzt war die gemeinsame Kasse noch nicht verschlossen gewesen, und beide benutzten sie nach Belieben.

„Wie“, sagte er, nachdem er alles gezählt hatte, „es sind kaum noch siebentausend Franken von siebzehntausend da, und wir leben erst drei Monate zusammen? ... Das ist nicht möglich.“

Er stürzte nach dem Sekretär, zog den Schubkasten auf und durchwühlte ihn beim Schein der Lampe. Es waren nur noch sechstausendachthundert und einige Franken. Da brach das Unwetter los.

„Zehntausend Franken in drei Monaten!“ heulte er. „Verdammt! Was hast du damit gemacht? He? Antworte! ... Alles ist deiner elenden Tante zugeflossen, he? Oder wem sonst? ... Rede! ... Na, willst du antworten?“

„Aber sei doch nicht so aufgebracht!“ sagte Nana. „Die Rechnung ist sehr leicht gemacht. Du rechnest die Möbel nicht mit; sodann habe ich auch Wäsche kaufen müssen. Wenn man sich neu einrichtet, wird viel Geld gebraucht.“

Allein welche Entschuldigungen sie auch vorbringen mochte, er wollte nichts hören.

„Es geht zu schnell mit unserem Geld“, erwiderte er ruhiger; „und siehst du, mein Schätzchen, ich habe genug... Du weißt, daß

siebentausend Franken mir gehören. Nun, da ich sie habe, so behalte ich sie... Verdammt, wenn du eine Verschwenderin bist, so will ich nicht mit zugrunde gehen. Jedem das Seine.“

Und mit kalter Miene steckte er das Geld in die Tasche. Nana betrachtete ihn erstarrt; er aber fuhr ruhig fort:

„Du verstehst mich doch? Ich bin nicht so dumm, Tanten und Kinder zu erhalten, die nicht mir gehören... Hat es dir gefallen, dein Geld zu verschleudern, so ist es deine Schuld; dies meinige wird heilig bewahrt! ... Wenn du eine Hammelkeule braten willst, so werde ich die Hälfte bezahlen. Abends werden wir dann Abrechnung halten!“

Da konnte sich Nana nicht mehr halten und rief:

„Höre mal, du hast doch von meinen zehntausend Franken hübsch mitgelebt... Das ist gemein!“

Ohne weitere Auseinandersetzung verabreichte er ihr über den Tisch hinweg eine Ohrfeige mit den Worten: „So, nun sag' das noch einmal!“

Trotzdem sagte sie es noch einmal; da fiel er über sie her und bearbeitete sie mit Füßen und Fäusten. Bald hatte er sie so weit gebracht, daß sie sich, wie gewöhnlich, auskleidete und weinend zu Bett ging. Schon wollte er sich auch niederlegen, als er auf dem Tisch den Brief an Georges bemerkte. Nach dem Bett zu gewandt, faltete er ihn sorgfältig zusammen und sagte drohend: „Er ist sehr schön, ich werde ihn selbst nach der Post tragen, weil ich die dummen Launen nicht liebe... Jetzt heule nicht mehr, das ärgert mich.“

Nana wimmerte leise und unterdrückte ihr Schluchzen. Als er im Bett war, warf sie sich weinend an seine Brust; sie zitterte davor, ihn zu verlieren, und hatte das feige Bedürfnis, zu wissen, daß er ihr gehörte, trotz alledem. Zweimal stieß er sie barsch zurück. Aber die sanfte Umarmung dieses flehenden Weibes mit seinen großen, tränenfeuchten Augen erweichte ihn. Und er wurde wieder gut,

ohne sich jedoch zu einem Zugeständnis herabzulassen; er ließ sich schmeicheln und sich gewaltsam erobern wie ein Mensch, dessen Verzeihung wert ist, gewonnen zu werden. Dann wieder erfaßte ihn Besorgnis; er fürchtete, Nana spiele bloß Komödie, um den Kassenschlüssel wiederzuerlangen... Das Licht war bereits ausgelöscht, als er das Bedürfnis empfand, nochmals seinem Willen Ausdruck zu geben.

„Verstehst du, mein Kind? Es ist mein voller Ernst! Ich behalte das Geld!“

Nana, die an seinen Hals geschmiegt schlummerte, sagte beruhigend:

„Ja, hab' keine Angst... Ich will arbeiten.“

Aber von diesem Abend an wurde ihr Zusammenleben immer unerfreulicher. Die ganze Woche hindurch hörte man Ohrfeigen fallen wie das Ticktack einer Uhr. Sobald Nana geschlagen wurde, bewies sie eine ganz außerordentliche Fügsamkeit; dabei nahm ihre Haut eine so reizende rote und weiße Farbe an, ihr Auge glänzte, daß sie noch viel schöner aussah. Auch Prullière war ganz begeistert; er kam, sobald Fontan nicht zu Hause war, und stieß sie aus einer Ecke in die andere, um sie zu umarmen. Aber unwillig und voll Schamröte sträubte sie sich; sie fand es schändlich, daß er einen Freund hintergehen wollte. Da fing Prullière in gemeiner Weise an zu spötteln: Bei Gott, sie werde alle Tage dümmer! Wie könne sie sich nur für einen solchen Affen begeistern? Denn im Grunde genommen sei Fontan ein wahrer Affe mit seiner großen, beständig wackelnden Nase. Ein elender Kerl, der sie noch dazu gehörig durchwamse!

„Kann sein, ich liebe ihn nun einmal“, erwiderte sie eines Tages mit der Ruhe einer Frau, die eingesteht, einen schlechten Geschmack zu haben.

Bosc begnügte sich damit, so oft wie möglich bei Nana zu speisen. Er zuckte die Achseln über Prullière; ein netter Bursche, meinte er, aber ohne jeden Ernst; er selbst hatte schon verschiedenen Szenen im Hause beigewohnt. Beim Dessert, wenn Fontan Nana ohrfeigte, fuhr er mit ernster Miene fort zu kauen und fand dies ganz natürlich. Wenn er ein Mittagbrot verdienen konnte, so malte er in enthusiastischen Farben ihr eheliches Glück.

Eines Abends fand er Nana in Tränen aufgelöst. Sie öffnete ihre Corsage, um ihm ihren von Schlägen blauen Rücken und Arm zu zeigen. Er betrachtete sie ruhig, ohne daran zu denken, die Situation zu mißbrauchen, wie es jener Dummkopf Prullière getan hätte. Dann sprach er salbungsvoll:

„Mein Kind, wo es Weiber gibt, gibt es auch Schläge! Ich glaube, das Wort rührt von Napoleon her... Wasche dich mit Salzwasser; das ist ein vortreffliches Mittel für solche kleinen Schrammen. Na, du wirst noch mehr bekommen, und beklage dich nicht, solange dir kein Glied zerbrochen wird... Du weißt, ich komme, um Hammelkeule bei euch zu essen.“

Madame Lerat hingegen huldigte nicht dieser Philosophie. Jedesmal, wenn ihr Nana einen neuen blauen Fleck zeigte, schrie sie laut auf. Man schlage ihre Nichte tot, jammerte sie, das könne nicht mehr so fortgehen. Übrigens hatte Fontan Madame Lerat zur Tür hinausgeworfen und geäußert, er wolle sie nicht wieder in seiner Wohnung sehen. Wenn sie einmal da war und er gerade nach Hause kam, mußte sie durch die Küche den Rückzug antreten, was sie für eine schreckliche Erniedrigung hielt. Sie wurde nicht müde, über ihn herzuziehen. Besonders machte sie ihm seine schlechten Manieren zum Vorwurf mit der Miene einer Frau, über deren gute Kinderstube niemand ein Wort verlieren könnte.

„Oh, man sieht es sofort“, sagte sie zu Nana, „er hat nicht den geringsten Anstand! Seine Mutter scheint ganz ungebildet gewesen zu sein; sage nicht nein, so etwas fühlt man sofort heraus. Ich

spreche nicht meinetwegen, obwohl eine Person in meinem Alter Anspruch auf Rücksicht hat... Aber du, armes Kind! Wie kannst du nur sein schlechtes Benehmen ertragen! Denn, ohne mir eine Schmeichelei zu sagen, ich habe dir immer gute Lebensregeln gegeben, und zu Hause hast du die besten Ratschläge erhalten. Nicht wahr, wir alle in der Familie sind gut erzogen worden?“

Nana gab dies zu und hörte sie gesenkten Hauptes an.

„Sodann“, fuhr die Tante fort, „hast du früher nur mit distinguierten Persönlichkeiten Umgang gepflogen... Wir sprachen erst gestern in meiner Wohnung mit Zoé darüber. Sie begreift dich auch nicht. ›Wie‹, sagte sie, ›Madame, die mit dem Grafen verkehrte, einem so gediegenen Mann‹ ›denn unter uns gesagt, es scheint, daß du ihn ganz närrisch gemacht hast‹, ›wie, Madame könnte sich von diesem Hanswurst malträtiert lassen?‹ Ich habe hinzugefügt, daß die Schläge sich noch am Ende ertragen ließen, aber nie hätte ich den Mangel an Rücksicht erduldet... Kurz, gar nichts ist mit ihm los! Ich würde nicht einmal sein Bild in meinem Zimmer dulden, so häßlich ist er. Und du willst dich für einen solchen losen Vogel, für solch einen häßlichen Kerl opfern? Jawohl, du ruinierst dich, meine Liebe, und greifst nicht zu, wo du dein Glück machen könntest... Genug, ich sollte dir das eigentlich nicht sagen; aber bei der ersten Flegelei würde ich ihm heimleuchten, in dem stolzen Ton, der dir eigen ist: ›Herr, für wen halten Sie mich?‹“

„Oh, Tante, ich liebe ihn!“

In Wahrheit fühlte sich Madame Lerat nur deshalb beunruhigt, weil sie sah, wie ihre Nichte nur mit schwerem Herzen dann und wann ein Zwanzigsoustück gab, um damit die Pension des kleinen Louis zu bezahlen. Sie wollte sich ja gern aufopfern, für das Kind sorgen, bessere Zeiten abwarten. Aber der Gedanke, daß Fontan sie alle hinderte, sie, das Kind und dessen Mutter, im Golde zu schwimmen, erregte ihre Wut, so daß sie die Macht der Liebe leugnete, der sie sonst gern das Wort redete.

„Höre, wenn er dich einst wird im Unglück haben sitzen lassen, wirst du noch an meine Tür klopfen, und ich werde dir öffnen!“

Bald wurde das Geld Nanas hauptsächlichster Kummer. Fontan hatte die siebentausend Franken ohne Zweifel in Sicherheit gebracht, und nie hätte sie gewagt, ihn danach zu fragen; denn sie schämte sich vor diesem „losen Vogel“, wie ihn Madame Lerat nannte. Sie zitterte davor, daß er sie für fähig halten könnte, bloß wegen des erbärmlichen Geldes an ihm zu hängen. Er hatte zwar versprochen, für die häuslichen Bedürfnisse zu sorgen. In den ersten Tagen gab er auch jeden Morgen drei Franken her. Aber dafür verlangte er auch alles mögliche: Butter, Fleisch und Gemüse, und wenn sie sich Bemerkungen erlaubte, wenn sie sagte, für drei Franken könne sie auf dem Markt nichts Ordentliches bekommen, wurde er zornig, bezeichnete sie als untaugliche Hausfrau, als Verschwenderin, als dummes Weib und war stets mit der Drohung bei der Hand, daß er anderswo speisen werde. Nach einem Monat schon hatte er an verschiedenen Morgen vergessen, die drei Franken auf die Kommode zu legen. Schüchtern hatte sie sich erlaubt, danach zu fragen, und jedesmal war es zu neuen Zänkereien gekommen; unter dem geringsten Vorwand machte er ihr das Leben so schwer, daß sie lieber nichts mehr verlangte. Im Gegenteil, wenn er ihr die drei Zwanzigsoustücke nicht gegeben hatte und trotzdem das Mittagessen vorfand, freute er sich wie ein Schneekönig, war galant, küßte Nana und tanzte um die Stühle herum. Und sie war glücklich, so daß sie lieber nichts auf der Kommode zu finden wünschte, wiewohl es ihr die größte Mühe machte, auszukommen. Eines Tages gab sie ihm sogar seine drei Franken zurück und erzählte ihm, sie habe noch Geld vom vorhergehenden Tage. Da er jedoch wußte, daß er ihr am Tage zuvor nichts gegeben hatte, stutzte er einen Augenblick. Aber sie schaute ihn mit ihren liebevollen Augen an, küßte ihn, und er steckte das Geld wieder ein mit jenem krampfhaften Zittern eines Geizigen, der einer verloren geglaubten Summe wieder habhaft wird. Von jetzt an machte er sich

keine Sorgen mehr, fragte nicht, woher fernerhin das Geld kam. Nana hatte also ein Mittel gefunden, allem zu genügen. An manchen Tagen war der Haushalt sogar überreichlich versehen. Zweimal wöchentlich litt Bosc an Verdauungsbeschwerden. Als eines Abends Madame Lerat fortging, wütend darüber, auf dem Herd eine reichliche Mahlzeit zu sehen, von der sie nichts bekam, konnte sie sich nicht enthalten, boshaft zu fragen, wer denn dies alles bezahle. Nana begann zu weinen.

„Nun, das ist nett!“ sagte die Tante, die verstanden hatte.

Nana hatte sich ruhig in ihr Schicksal ergeben, um nur Frieden im Hause zu haben; übrigens war die Tricon daran schuld, die Nana eines Tages, als Fontan, über eine Portion Schellfisch wütend, fortgegangen war, in der Rue de Laval getroffen hatte. Da hatte sie der Tricon, die gerade jemanden brauchte, ihre Zusicherung gegeben. Weil Fontan nie vor sechs Uhr nach Hause kam, benutzte sie den Nachmittag und brachte bald vierzig, bald sechzig Franken ein, oft auch noch mehr. Sie hätte zehn, ja fünfzehn Louisdor verdienen können, wenn ihr mehr Zeit geblieben wäre; aber sie war schon zufrieden, so viel zu bekommen, daß sie zu Hause den Fleischtopf füllen konnte. Wenn am Abend Bosc sich gehörig vollgegessen hatte und Fontan sich stolz die Augen küssen ließ, mit der Miene eines Mannes, der um seiner selbst willen geliebt zu werden verdient, vergaß sie alles.

Jetzt war Nana, obwohl sie ihren schönen Fontan immer noch leidenschaftlich liebte, erneut in den Sumpf geraten. Sie lief wieder in ihren Holzschuhen in den Straßen umher, wie in ihren Anfangstagen, um ein Hundertsoustück zu verdienen. Eines Sonntags hatte sie sich auf dem Markt La Rochefoucauld wieder mit Satin ausgesöhnt, nachdem sie ihr wegen Madame Robert wütende Vorwürfe gemacht hatte. Aber Satin erwiderte ruhig, wenn man eine Sache nicht gern habe, so brauche man sie deshalb den anderen noch nicht zu verleiden... Und Nana hatte ihr großmütig

verziehen. Mit Satin strich sie jetzt oft in den Straßen umher und huldigte dem gemeinen Laster, das in dem düsteren Schein der Laternen durch die schmutzigen, engen Gassen schleicht. Sie verkehrte wieder in den ordinären Tanzlokalen der Vorstädte, wo sie früher in schmutzigen Kleidern der Unzucht gefrönt hatte; sie sah die dunklen Ecken der Vorstädte wieder, die Ecksteine, auf denen sie als fünfzehnjähriges Mädchen in den Armen der Männer gelegen hatte, während ihr Vater sie suchte, um ihr eine heilsame Lektion zu erteilen.

Der Sommer mit seinen Gewittern und seinen glühend heißen Nächten ging zu Ende. Gegen neun Uhr, nach dem Diner, gingen sie zusammen aus. Auf den Trottoirs der Rue Notre-Dame sah man zwei Frauenreihen mit aufgeschürzten Kleidern und gesenkten Blicken nach den Boulevards an den Läden vorbeieilen, ohne einen Blick nach den Schaufenstern zu werfen; das war die hungrige Meute des Breda-Viertels, die gleich bei Einbruch der Dämmerung auszog. Nana und Satin eilten die Kirche entlang nach der Rue Le Peletier. Als sie hundert Schritte vor dem „Café Riche“ auf ihrem Manöverplatz ankamen, brachten sie ihre Kleider in Ordnung und machten von jetzt an, mit ihren Schleppen den Staub aufwirbelnd, kleine Schritte; sie gingen noch langsamer, sobald sie in den grellen Lichtschein eines großen Kaffeehauses gelangten. Laut lachend blickten sie nach den auf sie schauenden Herren zurück. Ihre geschminkten Gesichter erhielten im Dunkel den Reiz orientalischer Huris. Bis gegen elf Uhr gingen sie scherzend unter der Menge auf und ab, riefen einem Ungeschickten, der ihnen aufs Kleid trat, „dummer Tölpel!“ zu, wechselten vertrauliche Grüße mit den Cafékellnern, blieben bald an dem, bald an jenem Tisch stehen, um ein Gespräch anzuknüpfen, nahmen Erfrischungen an und schätzten sich glücklich, sich setzen zu dürfen, um den Ausgang der Theatervorstellungen abzuwarten. Je weiter die Nacht vorschritt, desto mehr nahm ihr Benehmen den Charakter gemeiner Dirnen an, und ihre Jagd nach Geld ward immer gieriger. Am Fuße der Bäume,

längs den fast menschenleeren Boulevards sah man sie bald ihre Tätigkeit entfalten, während anständige Familien, Vater, Mutter und Töchter, an solche Szenen schon gewöhnt, ruhig vorübergingen. Als nun Nana und Satin wohl zehnmal zwischen dem Opernhause und dem Gymnase-Theater auf und ab flaniert waren, die Herren nicht auf sie hörten und in der zunehmenden Dunkelheit rasch vorübergingen, hielten sie sich mehr auf den Gehwegen der Rue Faubourg-Montmartre auf.

Hier waren bis zwei Uhr die Cafés, die Kneipen und Wurstläden geöffnet, und ein dichtes Gewühl von Dämchen drängte sich hinein und heraus; es war dies der letzte erleuchtete und belebte Winkel im schlummernden Paris, der geeignete Markt für die Geschäfte der Nacht, wo man frank und frei um den Preis handelte wie auf den Korridoren eines öffentlichen Hauses. Und an den Abenden, an denen sie ohne Beute heimgingen, zankten sie miteinander. Die Rue Notre-Dame lag finster und verlassen da, und man sah nur weibliche Schatten vorbeihuschen; es kehrten jetzt die letzten Gäste des Viertels heim, jene armen Mädchen, die über die verlorene Nacht zürnten und verzweifelt nun noch irgendeinen verirrt Trunkenbold anzulocken suchten.

Als Nana eines Abends Satin abholen wollte, sah sie den Marquis de Chouard mit schlotternden Knien und bleichem Gesicht die Treppe herabkommen. Sie zog ihr Taschentuch hervor und stellte sich, als ob sie sich schneuzte. Als sie dann oben in das schmutzstarrende Zimmer trat, gab sie ihrem Erstaunen über Satins Bekanntschaft mit dem Marquis Ausdruck. Ah, meinte diese, gewiß kenne sie ihn; er sei schon so verrückt nach ihr gewesen, als sie noch mit ihrem Pastetenbäcker zusammenlebte; jetzt statt er ihr nur zuweilen einen Besuch ab.

Was Nana vor allem verdutzt machte, war die Offenheit, mit der Satin das Laster betrieb. Dann flößte ihr jene auch eine schreckliche Angst vor der Polizei ein. Satin wußte davon allerhand zu erzählen.

Früher hatte sie es mit einem Sittenpolizisten gehalten, damit sie von dieser Seite Ruhe behielt; zweimal hatte er sie vor der Kontrolle gerettet; jetzt zitterte sie, denn sobald sie noch einmal erwischt wurde, war sie verloren. Nana hatte stets vor dem Gesetz gebangt, jener unheimlichen Macht, jener Rächerin der Männer, die sie vernichten konnte, ohne daß ein Hahn nach ihnen krächte. Das St.-Lazare-Gefängnis erschien Nana wie ein Grab, wie ein düsteres Loch, in dem man die Frauen lebendig begrub, nachdem man ihnen die Haare abgeschnitten hatte. Sie sagte sich freilich, daß sie, um einen Beschützer zu finden, bloß von Fontan zu lassen brauche. Satin mochte ihr noch soviel von Listen erzählen, in denen manche Dämchen nebst Photographie eingetragen seien, und ihr beteuern, daß die Polizei diese nicht anrühren dürfe - Nana konnte ihre Furcht nicht meistern; sie zitterte beständig davor, einmal aufgegriffen und zur Visite geführt zu werden. Als sie gegen Ende September mit Satin über den Boulevard des Poissonniers schlenderte, begann diese plötzlich aus Leibeskräften zu laufen, und als jene fragte, was ihr sei, rief sie angsterfüllt:

„Die Polizei! Vorwärts! Geschwind!“

Mitten in dem Menschengewühl begann jetzt eine tolle Jagd. Es gab Stöße, man hörte Angstschreie, ein Weib kam zu Fall, während das Publikum lachend das schonungslose Vorgehen der Polizisten betrachtete, deren Kreis immer enger wurde. Mittlerweile hatte Nana Satin aus den Augen verloren. Erstarrt blieb sie stehen und wäre sicherlich arretiert worden, wenn nicht ein Mann sie am Arm ergriffen und vor den Augen der eifrigen Gesetzeswächter weggeführt hätte. Es war Prullière, der Nana noch eben im kritischen Augenblick erkannt hatte. Ohne ein Wort zu sprechen, bog er mit ihr in die Rue Rougemont ein, wo sie endlich wieder aufatmen konnte, aber so schwach war, daß er sie stützen mußte. Sie dankte ihm nicht einmal.

„Na“, sagte er endlich, „du mußt dich beruhigen... Komm mit zu mir!“

Er wohnte in der Rue Bergère. Sie aber richtete sich stolz auf und sagte entschieden:

„Nein, ich will nicht.“

Da entgegnete er grob:

„Warum willst du denn mit mir nicht gehen, da du es doch sonst niemandem abschlägst?“

„Ich mag eben nicht!“

Er hatte begriffen. Sie liebte Fontan zu sehr, um an ihm mit einem seiner Freunde zur Verräterin zu werden. Gegenüber diesem Trotz zeigte Prullière, der sich in seiner Eigenliebe gekränkt sah, die hämische Seite seines Charakters.

„Nun, ganz wie du willst“, erklärte er. „Nur danke ich dann schön dafür, an deiner Seite zu gehen, meine Liebe... Sieh selbst zu, wie du aus der Klemme kommst.“

Und er verließ sie. Ihre Angst erfaßte sie wieder, und sie machte einen weiten Umweg, um nach dem Montmartre zu kommen, indem sie dicht an den Läden hinschlich und jedesmal vor Schreck zusammenfuhr, sobald sich ein männliches Wesen näherte.

Als Nana am nächsten Tage, noch von Furcht befangen vor den Schrecknissen des vergangenen Abends, zu ihrer Tante ging, sah sie sich in der kleinen, einsamen Rue des Batignolles plötzlich Labordette gegenüber.

Zuerst schienen sie sich voreinander zu genieren; Labordette, wie immer gefällig, hatte geheime Geschäfte zu besorgen. Dennoch faßte er sich zuerst und war außerordentlich erfreut über das herrliche Zusammentreffen. Jedermann sei noch ganz bestürzt über Nanas völliges Verschwinden, versicherte er. Man wünsche sie

zurück, und ihre Freunde brannten vor Begier, sie wiederzusehen. Und so hielt er ihr eine väterliche Strafpredigt.

„Unter uns gesagt, meine Liebe, die Geschichte mit dir wird allmählich lächerlich... Man begreift wohl eine momentane Laune; aber so weit herunterzukommen und nur Ohrfeigen einzuheimsen! Du willst wohl gar den Tugendpreis ernten?“

Verwirrt hörte sie seine Worte an. Als er aber von Rose sprach, wie sie mit der Eroberung des Grafen Muffat triumphierte, leuchtete es in ihren Augen auf wie ein Blitz. Sie murmelte:

„Oh, wenn ich wollte ...“

Als aufmerksamer Freund schlug er sofort seine Vermittlung vor. Aber sie weigerte sich. Er teilte ihr ferner mit, daß Bordenave jetzt ein Stück von Fauchery vorbereite, in dem eine herrliche Rolle für sie vorkomme.

„Wie, ein Stück, das eine Rolle für mich hat?“ rief sie bestürzt aus. „Und er hat mir nichts gesagt?“

Sie meinte Fontan, nannte ihn aber nicht. Übrigens beruhigte sie sich gleich wieder. Niemals, entgegnete sie, werde sie wieder zur Bühne zurückkehren... Ohne Zweifel war Labordette von ihren Worten noch nicht fest überzeugt, denn er lächelte und drang noch weiter in sie.

„Du weißt, daß man bei mir nichts zu fürchten hat! Ich bereite deinen Muffat vor, du kommst wieder in das Theater, und ich führe ihn dir demütig zu.“

„Nein!“ sagte sie energisch.

Und sie verließ ihn; ihr Heldenmut setzte sie selbst in Erstaunen; einem Manne sogar hätte es zur Ehre gereichen können, sich so zu opfern, ohne es auszuposaunen. Dennoch war ihr ein Umstand aufgefallen: Labordette hatte ihr soeben genau dieselben Ratschläge gegeben wie Francis. Als Fontan am Abend nach Hause

kam, fragte sie ihn über das Stück Faucherys, da Fontan seit zwei Monaten wieder im Theater beschäftigt war. Warum hatte er ihr von der Rolle nichts gesagt?

„Welche Rolle?“ fragte er schroff. „Du meinst doch nicht etwa die Rolle der großen Dame?... Ah! Fühlst du etwa Talent in dir? Die Rolle, mein Kind, würde dich ruinieren... Du bist komisch, Nana!“

Als Nana eines Abends gegen elf Uhr nach Hause kam, fand sie die Tür verschlossen. Sie klopfte: keine Antwort; sie klopfte nochmals: wieder keine Antwort. Dennoch sah sie Licht hinter der Tür, und Fontan, denn dieser war drinnen, ging ungeniert im Zimmer umher. Geduldig klopfte sie ein drittes Mal und rief ärgerlich nach Einlaß. Endlich ließ sich Fontans Stimme hören; langsam sagte er nur:

„Ja, Dreck!“

Sie pochte mit den Fäusten.

„Ja, Dreck!“

Sie donnerte so stark, daß es schien, als wollte sie die Tür sprengen.

„Ja, Dreck!“

So mußte sie eine Viertelstunde lang immer nur dieses eine Wort hören, das wie ein spottendes Echo auf jeden der Schläge ertönte, mit denen sie die Tür erschütterte. Als Fontan endlich sah, daß sie nicht nachließ, öffnete er rasch, postierte sich mit verschränkten Armen auf der Schwelle und sagte mit derselben Gefühllosigkeit:

„Verflucht! Sind Sie nun endlich fertig? Was wollen Sie denn hier?... Lassen Sie mich in Ruhe schlafen! Sie sehen doch, daß ich nicht allein bin.“

Er war in der Tat nicht allein. Nana bemerkte die kleine Schauspielerin aus dem Bouffestheater bei ihm, die mit ihren Flachshaaren und ihren großen Augen, schon halb entkleidet, inmitten der Möbel stand, die Nana gekauft hatte. Aber Fontan trat

einen Schritt auf den Korridor hinaus, spreizte seine dicken Finger wie Zangen aus und schrie:

„Mach', daß du von hier wekommst, oder ich erwürge dich!“

Da brach Nana in Schluchzen aus und zog sich furchtsam zurück. Diesmal ward sie zur Tür hinausgeworfen! Auf der Straße angekommen, war ihr erster Gedanke, bei Satin ein Unterkommen zu suchen, falls diese keinen Besuch hatte. Sie traf aber Satin schon vor dem Hause; auch sie war hinausgeworfen worden, und zwar von ihrer Wirtin, die soeben gegen alles Recht ein Vorlegeschloß an ihrer Tür befestigt hatte; denn sie wohnte ja nicht bei ihr zur Miete, sondern besaß ihre eigenen Möbel. Satin fluchte und wollte die Sache der Polizei übergeben. Als beide bis Mitternacht gewartet hatten, sahen sie sich genötigt, ein Unterkommen zu suchen. Da nun Satin die Polizei doch lieber nicht in ihr Geheimnis ziehen wollte, führte sie Nana nach der Rue de Laval zu einer Dame, die ein kleines Hôtel garni besaß. Hier wurde ihnen im ersten Stock ein enges Zimmer angewiesen, dessen Fenster nach dem Hof hinausging. Satin meinte:

„Ich wäre gern zu Madame Robert gegangen; dort ist für mich immer ein Plätzchen... Aber mit dir ist das unmöglich. Sie wird vor Eifersucht närrisch; neulich hat sie mich sogar geschlagen.“

Als sie ihr Zimmer zugeschlossen hatte, brach Nana, die noch immer trostlos war, in Tränen aus und erzählte wohl zwanzigmal die gemeine Handlungsweise Fontans. Satin hörte gutmütig zu und tröstete sie.

„Oh, diese Hunde! Oh, diese Hunde!“ rief sie aus. „Siehst du, nimm auf solche Banditen nur ja keine Rücksicht mehr!“

Dann war sie Nana beim Auskleiden behilflich, beflissen wie eine zuvorkommende Dienerin. Schmeichelnd sagte sie:

„Wir wollen nun schnell zu Bett gehen, mein Miezchen, das wird das beste sein... Ach, wie dumm bist du, dich darüber zu ärgern! Ich sage

dir, es sind elende Kerle! Denke gar nicht an sie... Ich bin dir sehr zugetan. Weine nicht, mir zuliebe!“

Im Bett umarmte und herzte sie Nana, um sie zu beruhigen. Sie wollte den Namen Fontan nicht mehr hören; jedesmal, wenn ihre Freundin ihn aussprechen wollte, erstickte sie ihn durch einen Kuß. So stillte Nana allmählich ihre Tränen. Sie war gerührt und zeigte sich ebenfalls zärtlich gegen Satin. Als es zwei Uhr schlug, brannte die Nachtkerze immer noch, und man hörte das leise Geflüster der beiden Frauenzimmer. Aber plötzlich entstand im Hotel ein Geräusch, das näher und näher zu kommen schien. Satin sprang halbnackt, wie sie war, auf und lauschte.

„Hu, die Polizei!“ rief sie und erbleichte. „Ach, verdammt! Kein Ausweg!... Wir sind verloren!“

Schon zwanzigmal hatte sie in Hotels derartige Szenen erlebt; aber gerade an diesem Abend, als sie ihre Zuflucht nach der Rue de Laval nahmen, hatte keine von beiden Argwohn gehegt. Bei dem Wort „Polizei“ hatte Nana völlig den Kopf verloren. Sie sprang aus dem Bett, eilte durch das Zimmer und öffnete mit der verstörten Miene einer Rasenden, die sich hinabstürzen will, das Fenster. Glücklicherweise war der kleine Hof mit einem Glasdach versehen, und an dem ersten Stockwerk befand sich ein Drahtgitter. So zögerte sie denn nicht, stieg zum Fenster hinaus und verschwand mit flatterndem Hemde im nächtlichen Dunkel.

„Bleib doch hier!“ rief Satin erschrocken. „Du wirst dir den Tod holen!“

Als gleich darauf an die Tür gedonnert wurde, schloß sie gutmütig das Fenster und verbarg die Kleider ihrer Freundin in einem Schrank. Sie hatte sich in ihr Schicksal ergeben. Sie sagte sich, daß sie, wenn man sie auch unter Kontrolle brachte, doch wenigstens die elende Furcht nicht mehr zu hegen brauchte. Sie stellte sich jetzt, als habe man sie aus dem Schlaf geweckt, und öffnete schließlich gähmend,

nachdem sie eine Weile unterhandelt hatte, einem langen Kerl mit schmierigem Bart, der sie anherrschte:

„Zeigen Sie Ihre Hände... Sie haben keine zerstochnen Finger, also arbeiten Sie nicht! Vorwärts, kleiden Sie sich an!“

„Aber ich bin doch nicht Näherin, ich bin Poliererin“, gab Satin frech zur Antwort.

Sie kleidete sich gehorsam an, da sie wußte, daß Entschuldigungen nichts nützten. Ein allgemeines Geschrei erhob sich im Hotel: ein Mädchen klammerte sich an die Tür und wollte nicht gehen; eine andere, die mit ihrem Verehrer zusammen war, der für sie antwortete, spielte die entrüstete, ehrbare Frau und wollte gegen den Polizeipräfekten einen Prozeß anstrengen. Fast eine Stunde lang ertönte das Haus von Tritten, von zugeworfenen Türen, von Zänkereien, die allmählich in Seufzer übergingen, von dem Schleifen der Kleider an den Wänden; es entrollte sich das Bild eines Mädchentrosses, der schonungslos von drei Polizisten unter der Führung eines kleinen, blonden, sehr höflichen Kommissars zusammengetrieben wurde. Hierauf trat wieder tiefes Schweigen im Hotel ein.

Niemand hatte Nana verraten, sie war gerettet. Im Finstern tappend, kehrte sie zitternd und vor Frost halbtot in ihr Zimmer zurück. Ihre nackten Füße bluteten. Lange blieb sie auf dem Bettrand sitzen und lauschte noch immer. Gegen Morgen schlief sie ein, aber als sie um acht Uhr erwachte, floh sie aus dem Hotel zu ihrer Tante. Als Madame Lerat, die mit Zoé gerade Kaffee trank, sie zu dieser Stunde und in diesem verwahrlosten Zustand erblickte, begriff sie sofort alles.

„Nun? So weit ist es also!“ rief sie. „Ich hatte es dir gleich gesagt, daß er dir noch das Fell über die Ohren ziehen würde... Schnell, schnell, komm herein, ich, meine Liebe, werde dich stets gut aufnehmen.“

Zoé war aufgestanden und murmelte mit achtungsvoller Vertraulichkeit:

„Endlich ist Madame wieder zurück... Ich habe auf Madame gewartet.“

Aber Madame Lerat wünschte, Nana sollte sofort den kleinen Louis umarmen, weil, so sagte sie, dieses Kind ihr Glück sei. Louis schlief noch; sein Aussehen war kränklich und sein Puls schwach. Und als Nana sich über sein bleiches, skrofulöses Gesicht beugte, kamen ihr alle Erinnerungen wieder ins Gedächtnis.

„Oh, mein armes Kind, mein armes, armes Kind!“ stammelte sie und erstickte fast unter Schluchzen.

Neuntes Kapitel

Im Variététheater probte man „Die kleine Herzogin“ . Der erste Akt war vorüber, und man begann eben den zweiten. Im Proszenium saßen mit kritischen Mienen Fauchery und Bordenave, während der Souffleur, der alte Cossard, ein kleiner, buckliger Mann, einen Bleistift zwischen den Lippen hielt und im Manuskript blätterte.

„Nun, worauf wartet man denn noch?“ rief plötzlich Bordenave und stieß wütend mit seinem dicken Stock auf den Boden.

„Barillot, warum beginnt man noch nicht?“

„Herr Bosc ist nicht zu finden“, antwortete Barillot, der die Rolle des zweiten Regisseurs versah.

Da gab's eine allgemeine Entrüstung, alles rief nach Bosc, und Bordenave fluchte.

„Verdammt, immer ist es dieselbe Geschichte. Da mag man klingeln, soviel man will, immer sind sie sonstwo... Und dann brummen sie, wenn man sie nach vier Uhr zurückhält.“

Aber jetzt kam Bosc mit der größten Seelenruhe herbei.

„Nun, was denn? Was will man denn von mir? Ah, es ist meine Rolle? Das hätte man mir sagen sollen... Gut! Simonne gibt das Stichwort: ‚Da kommen die Gäste!‘, und ich trete ein... Von welcher Seite soll ich eintreten?“

„Wie denn sonst als durch die Tür!“ höhnte Fauchery.

„Ja, aber wo ist denn die Tür?“

Jetzt zog Bordenave gegen Barillot los, er begann wieder zu fluchen und die Dielen mit seinem Stock zu bearbeiten.

„Verwünscht! Ich hatte doch gesagt, man solle einen Stuhl dahin setzen, um die Tür anzudeuten. Alle Tage muß man sich ärgern... Barillot! Wo ist Barillot?“

Barillot setzte schweigend den Stuhl hin, und nun begann die Probe. Simonne, in Hut und Pelzmantel, nahm die Miene eines Dienstmädchens an, das Möbel zurechtstellt. Sie unterbrach sich in dieser Beschäftigung und sagte:

„Sie müssen wissen, es friert mich, und deshalb lasse ich die Hände im Muff.“

Dann veränderte sie ihre Stimme und empfing der Rolle gemäß Bosc mit einem leichten Aufschrei:

„Ah, der Herr Graf! Sie sind der erste, Herr Graf, und Madame wird darüber sehr erfreut sein.“

Bosc trug eine abgetragene Hose und einen großen braunen Überrock von einem unförmigen Umfang. Die Hände in den Taschen und einen alten Hut auf dem Kopfe, sagte er mit dumpfer, schleppender Stimme:

„Stören Sie Ihre Herrin nicht, Isabelle; ich will sie überraschen.“

Die Probe dauerte fort. Bordenave hatte es sich in seinem Lehnstuhl bequem gemacht, runzelte die Stirn und hörte schläfrig zu. Der nervöse Fauchery hingegen änderte beständig seine Stellung und fand fast jede Minute etwas zu tadeln. Plötzlich hörte er hinter sich in dem finsternen, leeren Saale ein Zischeln.

„Ist sie da?“ fragte er und neigte sich zu Bordenave.

Dieser nickte mit dem Kopfe. Nana hatte nämlich, bevor sie die ihr angetragene Rolle der Geraldine annahm, das Stück zu sehen gewünscht; denn sie zögerte, nochmals eine zweideutige Rolle zu spielen. Jetzt stand sie im Schatten einer Parterreloge verborgen, neben ihr Labordette, der sich bei Bordenave für sie verwendete. Fauchery warf einen Blick nach ihr und begann dann wieder, die Probe zu verfolgen.

Die Schauspieler bildeten eine kleine Gruppe, saßen teils auf einer Bank, teils auf eisernen Stühlen in einer Gartenecke, der ersten am

Abend zur Verwendung kommenden Dekoration. Fontan und Prullière hörten Rose Mignon an, der der Direktor der Komischen Oper soeben ein großartiges Angebot gemacht haben sollte. Da rief plötzlich eine Stimme:

„Die Herzogin!... Saint-Firmin!... Schnell, die Herzogin und Saint-Firmin!“

Erst beim zweiten Rufe besann sich Prullière darauf, daß er selbst die Rolle des Saint-Firmin zu spielen habe. Rose als Herzogin Hélène erwartete ihn schon zum Auftritt. Langsam schleppte sich unterdessen der alte Bosc wieder auf sein Plätzchen. Clarisse bot ihm die Hälfte der Bank an.

„Was hat denn Bordenave so zu schimpfen?“ sagte sie. „Es geht doch jetzt ganz gut... Es kann wirklich kein Stück mehr aufgeführt werden, ohne daß er sich über etwas ärgert.“

Bosc zuckte mit den Achseln; für ihn gab es keine Aufregungen mehr. Fontan aber murmelte:

„Dieses Stück kommt ihm zu dumm vor; er wittert schon das Fiasko.“

Dann wandte er sich zu Clarisse und kam auf Roses Erzählung zurück.

„Hm! Du glaubst an das Angebot der Komischen Oper? Für hundert Vorstellungen allabendlich dreihundert Franken! Warum nicht noch ein Landhaus obendrein?... Wenn man seiner Frau dreihundert Franken gäbe, so würde Mignon Bordenave sicher im Stich lassen!“

Dennoch glaubte Clarisse daran. Dieser Fontan hatte ja immer an seinen Kollegen etwas auszusetzen.

Da kam Simonne, vor Frost zitternd, herbei. Alle betrachteten, dicht in ihre Pelze gehüllt, den Sonnenstrahl, der da oben leuchtete, ohne auf der kalten Bühne Wärme zu spenden.

„Und es ist kein Feuer im Konferenzzimmer!“ sagte Simonne.

„Es ist abscheulich!... Ich habe keine Lust, länger hierzubleiben, ich will meine Gesundheit nicht zugrunde richten.“

„Ruhe, zum Teufel!“ rief Bordenave mit Donnerstimme.

Gerade in diesem Augenblick trat Rose in ihrer Rolle als Herzogin zur Rampe. Sie hob ihre Hände, schaute nach dem finsternen, traurigen Zuschauerraum und zog ein reizendes schiefes Gesicht.

„Mein Gott, welch sonderbare Leute!“ sagte sie mit scharfer Betonung, die ihrer Wirkung sicher war.

Von ihrer Parterreloge aus hörte Nana das Stück an und blickte unverwandt auf Rose. Sie wandte sich zu Labordette und fragte ganz leise: „Du bist sicher, daß er kommen wird?“ „Ganz sicher. Ohne Zweifel wird er mit Mignon kommen, um einen Vorwand zu haben... Sobald er erscheint, gehst du in Mathildes Garderobe, und dorthin werde ich ihn zu dir führen.“

Sie sprachen vom Grafen Muffat. Labordette hatte für die Zusammenkunft auf einem neutralen Terrain gesorgt. Er hatte darüber ernstlich mit Bordenave gesprochen, und dieser hatte sich beeilt, mit seinem Theater zu dienen und Nana eine Rolle anzubieten, da er sich den Grafen günstig zu stimmen wünschte und an ein Gelddarlehen dachte.

„Und was sagst du zu der Rolle der Geraldine?“ meinte Labordette.

Nana antwortete nicht. Nach dem ersten Akt, in dem der Verfasser den Herzog von Beurivage seine Gattin mit der blonden Operettensängerin Geraldine hintergehen ließ, sah man im zweiten Akt die Herzogin Hélène bei Gelegenheit eines Maskenballs zur Schauspielerin kommen, neugierig, die magische Gewalt kennenzulernen, durch die diese Damen die Ehemänner eroberten und an sich fesselten. Ein Cousin, der schöne Oskar von Saint-Firmin, führte sie ein und hoffte, sie selbst für sich zu gewinnen. Zu ihrem Erstaunen hörte sie als erste Lektion, wie Geraldine, grob wie ein Fuhrknecht, mit dem Herzog stritt, worauf Hélène ausrief: „Ah, so

also muß man mit den Männern sprechen!“ Geraldine trat nur in dieser Szene auf. Die Herzogin war sehr bald für ihre Neugier bestraft, denn der Baron von Tardiveau, ein alter Lebemann, hielt sie für eine Kokotte, während Beurivage mit Geraldine Frieden schloß und sie umarmte. Da Geraldines Rolle noch nicht vergeben war, las sie der alte Cossard ab. Bei dieser Szene nahm die Probe einen schleppenden Gang, so daß Fauchery, der bis dahin an sich gehalten hatte, dessen Nerven aber jetzt aufs höchste gereizt waren, plötzlich von seinem Stuhl aufsprang und rief:

„So geht das nicht!“

Die Schauspieler hielten inne. Fontan fragte mit seiner gleichgültigen Unverfrorenheit: „Was geht hier nicht?“

„Niemand ist richtig bei der Sache! So geht's nicht, durchaus nicht!“ rief Fauchery, der auf und ab schreitend und heftig gestikulierend die Szene für sich zu spielen begann. „Fontan, merken Sie sich: So müssen Sie sich vorbeugen, um Geraldine zu erfassen... Und dann, Rose, kommst du, aber schnell, hörst du, allein ja nicht zu früh, also erst wenn du ihn küssen hörst.“

Mitten im Feuer seiner Erklärung rief er dem alten Cossard zu:

„Geraldine, geben Sie den Kuß!... Laut, daß man es deutlich hört!“

Der alte Cossard wandte sich Bosc zu und schnalzte laut mit den Lippen.

„Gut, so ist der Kuß richtig“, sagte Fauchery triumphierend.

„Noch einmal... Siehst du, Rose, so habe ich Zeit gehabt, vorüberzugehen, und rufe nun aus: ‚Ah, sie hat ihn geküßt!‘,“

Bordenave biß die Lippen zusammen; er hatte sich ganz in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt; man sah nur seinen tief in die Augen gedrückten Hut, während der Stock einsam vor seinem dicken Bauche lag. Man hätte meinen können, er sei eingeschlafen; allein plötzlich richtete er sich auf.

„Mein Lieber, das ist albern“, erklärte er Fauchery mit ruhiger Miene.

„Wie? Albern?“ rief der Autor und erbleichte. „Albern sind Sie, mein Lieber!“

Da wurde Bordenave wütend. Er wiederholte das Wort „albern“, suchte nach einem noch stärkeren Ausdruck und nannte dann das Stück dumm und blödsinnig. Man werde noch vor Ende des Aktes zu pfeifen anfangen. Und als ihn nun Fauchery, der sich übrigens sonst nicht durch derlei Grobheiten verletzt fühlte, da dies sehr oft zwischen ihnen vorkam, ein „Rindvieh“ nannte, verlor Bordenave alle Fassung. Er drehte seinen Stock in den Händen und schrie wütend:

„Verdammt, halten Sie das Maul! Wir haben schon eine Viertelstunde mit diesen Dummheiten verloren... Jawohl, Dummheiten, denn es ist doch kein Funke von gesundem Menschenverstand darin... Und doch ist es so einfach! Du, Fontan, du rührst dich nicht; du, Rose, machst diese kleine Bewegung, siehst du so, nicht wahr, und dann gehst du... Nun vorwärts! Cossard, geben Sie den Kuß!“

Jetzt entstand eine greuliche Verwirrung, und die Szene ging erst recht nicht besser. Bordenave seinerseits mimte mit der Grazie eines Elefanten, während Fauchery spöttelte und mitleidig die Achseln zuckte. Dann wollte sich Fontan einmengen, sogar Bosc erlaubte sich gute Ratschläge. Rose hatte sich endlich auf den Stuhl gesetzt, der die Tür markierte; kurz, man wußte nicht mehr, woran man war. Um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, kam Simonne, die ihr Stichwort gehört zu haben meinte, zu früh herein; darüber wurde Bordenave so wütend, daß er den Stock schwang und ihr einen heftigen Hieb versetzte. Überhaupt schlug er in den Proben die Damen oft, namentlich wenn er mit ihnen intim befreundet war. Simonne zog sich wieder zurück, und Bordenave schrie wütend hinter ihr her:

„Verflucht, nimm das dafür! Ich schließe sofort die Bude, wenn man mich noch einmal reizt!“

Fauchery hatte den Hut aufgesetzt und machte Miene, das Theater zu verlassen; allein er blieb im Hintergrunde der Bühne und kam zurück, als er sah, wie Bordenave schweißtriefend wieder seinen Platz einnahm. Er selbst setzte sich auf den anderen Lehnstuhl. Eine Zeitlang saßen sie regungslos nebeneinander, während im Saale bedrücktes Schweigen herrschte. Die Schauspieler waren sämtlich niedergeschlagen und warteten fast zwei Minuten.

„Nun, wir wollen fortfahren“, sagte endlich Bordenave ruhig.

„Ja, wir wollen fortfahren“, wiederholte Fauchery, „wir werden diese Szene morgen in Ordnung bringen.“

So nahm die Probe ihren langweiligen und niemanden interessierenden Fortgang. Während des Streitens zwischen dem Direktor und dem Verfasser amüsierten sich Fontan und die übrigen im Hintergrunde auf der Bank und den Gartenstühlen. Sie lachten leise, grunzten und ließen grobe Ausdrücke fallen. Als aber Simonne mit tränenerstickter Stimme zurückkam, wurden sie ernst und meinten, daß sie an ihrer Stelle jenes dicke Rhinoceros erwürgt hätten. Sie trocknete ihre Tränen und nickte, jetzt sei das Maß voll; sie lasse ihn laufen, zumal da ihr Steiner am Abend vorher eine günstige Offerte gemacht habe. Clarisse war erstaunt, der Bankier hatte ja keinen Sou Vermögen; aber Prullière erinnerte lachend an den Börsenstreich, den dieser verdammte Jude gemacht hatte, als er sein Verhältnis mit Rose zum Tagesgespräch hatte werden lassen, nur um seine Aktien in den Salinen gut unterzubringen. Jetzt ging er mit einem neuen Projekt um, einem Tunnel unter dem Bosphorus. Simonne hörte mit Interesse zu. Was Clarisse betraf, so hatte sie seit über einer Woche keine Ruhe mehr. Hatte nicht dieser Esel Faloise, den sie ausgebootet und Gaga großmütig in die Arme gespielt hatte, wirklich einen sehr reichen Onkel beerbt! Das war aber gewöhnlich ihr Los, für andere zu arbeiten! Außerdem gab ihr dieser gemeine

Bordenave eine unbedeutende Rolle von bloß fünfzig Worten, als ob sie nicht die Geraldine vorzüglich hätte spielen können! Sie sehnte sich noch immer nach dieser Rolle und hoffte, Nana werde sie ablehnen.

„Nun, und ich“, sagte Prullière pikiert, „ich habe keine zweihundert Zeilen. Ich wollte die Rolle schon abgeben... Es ist meiner unwürdig, diesen Saint-Firmin zu spielen. Und was für ein Stück, Kinder! Das muß doch glänzend durchfallen!“

Aber jetzt kam Simonne, die eben mit dem alten Souffleur gesprochen hatte, atemlos herbei und sagte:

„Wißt ihr schon das Neueste? Nana ist hier im Saale!“

„Wo denn?“ fragte Clarisse hastig und stand auf, um nachzusehen.

Diese Mitteilung durchlief den Raum wie ein elektrischer Schlag. Jeder beugte sich vor, und die Probe stockte einen Augenblick. Aber Bordenave, aus seiner Unbeweglichkeit erwachend, rief:

„Was ist denn los? Führt doch den Akt zu Ende... Ruhe da unten, das ist ja unausstehlich!“

Mittlerweile verfolgte Nana von ihrer Parterreloge aus das Stück. Zweimal hatte Labordette mit ihr eine Unterhaltung anknüpfen wollen, aber ungeduldig stieß sie ihn mit dem Ellenbogen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Der zweite Akt ging zu Ende, als im Hintergrunde des Theaters zwei dunkle Gestalten erschienen. Nana erkannte in ihnen Mignon und den Grafen Muffat.

„Ah, da sind sie!“ murmelte sie und seufzte erleichtert auf.

Rose Mignon gab das letzte Stichwort; da sagte Bordenave, man müsse den zweiten Akt noch einmal spielen, ehe man zum dritten übergehe. Darauf lenkte er seine Aufmerksamkeit von der Probe ab und empfing den Grafen mit außerordentlicher Höflichkeit, während Fauchery sich stellte, als sei er gänzlich mit den Schauspielern um

sich herum beschäftigt. Mignon pfiff leise vor sich hin und beobachtete seine Frau, die besonders aufgeregt erschien.

„Nun, wollen wir hinaufgehen?“ fragte Labordette Nana.

„Ich führe dich in die Garderobe und hole ihn dann.“

Sogleich verließ Nana die Parterreloge. Sie stieg behutsam durch das hinterste Parkett; aber Bordenave erwischte sie doch am Ende des hinter die Bühne führenden Korridors. Um die Angelegenheit schnell zu Ende zu bringen, kam er sofort auf die Rolle der Kokotte zu sprechen.

„He, eine nette Rolle! Famos! Sie ist wie für dich geschaffen... Komm morgen zur Probe.“

Nana blieb kalt. Sie wolle erst den dritten Akt kennenlernen, meinte sie.

„Oh, der dritte Akt ist prächtig! Die Herzogin spielt die Kokotte in ihrem eigenen Hause, worüber sich Beaurivage ärgert und besser wird. Dann folgt ein drolliges Quiproquo: Tardiveau kommt hinzu und glaubt, sich bei einer Tänzerin zu befinden...“

„Und was tut Geraldine?“ unterbrach ihn Nana.

„Geraldine?“ versetzte Bordenave ein wenig verlegen. „Sie hat eine kurze, aber dankbare Rolle. Sie paßt für dich, sage ich dir! Willst du unterschreiben?“

Sie blickte ihn fest an. Endlich antwortete sie:

„Wir werden es sogleich sehen.“

Nun ging sie wieder zu Labordette, der sie schon auf der Treppe erwartete. Das ganze Theater hatte sie erkannt. Man tuschelte, Prullière tat entrüstet, und Clarisse war um ihre Rolle besorgt; Fontan spielte den Gleichgültigen: man müsse auf eine Frau, die man einmal geliebt habe, nichts kommen lassen. Im Grunde seines Herzens hegte er aber einen wilden Haß gegen Nana, wegen ihrer

Geduld, ihrer Schönheit und des herrlichen Lebens, das er sich nur durch seinen verkehrten Geschmack verdorben hatte.

Als indessen Labordette wieder erschien und sich dem Grafen näherte, wußte Rose Mignon sofort, wieviel es geschlagen hatte. Muffat war ihr allerdings widerwärtig, aber der Gedanke, auf diese Weise im Stich gelassen zu werden, brachte sie außer sich. Sie brach das Stillschweigen, das sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ihrem Manne gegenüber beobachtete, und sagte ihm:

„Siehst du, wie sie ist? Ich kratze ihr die Augen aus, wenn sie es wieder so macht wie mit Steiner!“

Mignon zuckte ruhig mit unnachahmlicher Grazie die Achseln, als wolle er sagen: „Ich sehe alles.“

„Schweig doch!“ murmelte er. „Tu mir den Gefallen und schweige!“

Er wußte recht wohl, woran er sich zu halten hatte. Muffat hatte er ausgebeutet, das war ihm klar. Da er aber seine Leute kannte, dachte er nur daran, wie er sich den größten Vorteil dabei sichern könne.

„Rose, auf die Bühne!“ rief Bordenave. „Der zweite Akt soll noch einmal gespielt werden!“

„Vorwärts, geh!“ versetzte Mignon. „Laß mich nur machen.“ Dann, wenn auch scherzhaft, machte er sich den Spaß, Fauchery zu seinem Stücke Glück zu wünschen. Großartig sei es; warum aber sei die vornehme Dame so ehrbar? Das sei nicht begreiflich. Fauchery, weit entfernt davon, sich zu ärgern, lächelte. Aber Bordenave warf einen Blick nach Muffat und rief ungeduldig:

„Verdammt! Wir wollen anfangen. Vorwärts, Barillot... Wie? Bosc ist wieder nicht da? Er kehrt sich schließlich gar nicht mehr an meine Anordnungen!“

Da kam Bosc gemütlich herbei. Die Probe begann gerade, als Labordette den Grafen wegführte. Dieser zitterte bei dem

Gedanken, Nana wiederzusehen. Nach jenem Bruch mit ihr war ihm alles öde und leer erschienen, und deshalb hatte er sich zu Rose führen lassen, um in seinen Gewohnheiten keine Störung zu empfinden. Übrigens hatte er beschlossen, nunmehr alles zu ignorieren, weder Nana aufzusuchen noch sich mit der Gräfin auf Auseinandersetzungen einzulassen. Es schien ihm, als sei er diese Entsagung seiner Würde schuldig. Aber bald regte es sich in ihm, und Nana nahm allmählich sein ganzes Wesen wieder ein; er empfand neue zärtliche, ja väterliche Gefühle, und seine Sinnlichkeit erwachte. Die schämliche Szene entschwand aus seinem Gedächtnis: er sah Fontan nicht mehr, er hörte nicht mehr, wie ihn Nana zur Tür hinauswarf und ihm den Ehebruch seiner Frau vorhielt. Alles war verschwunden, er verspürte nur ein banges, süßes Gefühl, das ihn mit mächtiger Gewalt ergriff und seine Sinne umflorte. Naive Dinge kamen ihm in den Sinn; er klagte sich selbst an und bildete sich ein, daß sie ihn nicht verraten hätte, wenn seine Liebe zu ihr aufrichtig gewesen wäre. Seine Angst wurde unerträglich, und er fühlte sich außerordentlich unglücklich. Die alte Wunde brannte, doch war es nicht mehr jene Gier, die sich allen Verhältnissen anbequemte, sondern eine eifersüchtige Leidenschaft für jenes Weib, ein Verlangen, sie ganz zu besitzen, ihr Haar, ihren Mund, ihren Körper. Wenn er an den Klang ihrer Stimme dachte, lief ein Schauer durch seine Glieder. Diese Liebe hatte ihn so schmerzlich ergriffen, daß er, als ihm Labordette von einem Rendezvous gesprochen hatte, diesen bei den ersten Worten in einer unwiderstehlichen Regung umarmte, wiewohl er sich dann schämte, auf eine so lächerliche Weise seinen Stand in den Staub gezogen zu haben. Aber Labordette wußte die Dinge klug zu durchschauen. Taktvoll verließ er den Grafen an der Treppe und sagte nur leichthin: „Im zweiten Stock, Korridor rechts, die Tür, die nur angelehnt ist.“

Wirklich war auf dem Korridor rechts die Tür zur Garderobe nur angelehnt. Nana erwartete ihn.

Als sie den Grafen erblickte, schloß sie das Fenster. Es war nicht warm, aber die neugierige Madame Bron brauchte nichts zu hören. Beide schauten sich ernst an. Als sie eine große Verwirrung bemerkte, wie er so steif dastand, begann sie zu lachen und sagte: „Nun, da bist du ja wieder, du Dummkopf!“ Er war vor Erregung fast starr. Er nannte sie Madame und schätzte sich glücklich, sie wiederzusehen.

Um nun endlich zum Ziele zu gelangen, nahm sie einen vertraulichen Ton an:

„Tu nicht so würdevoll! Da du mich zu sehen gewünscht hast, brauchen wir einander nicht wie zwei Porzellanmännchen anzustarren... Wir haben beide unrecht gehabt. Oh, ich für mein Teil verzeihe dir!“

So kamen sie denn überein, nicht mehr von diesen Dingen zu sprechen. Er wurde unruhig, wußte aber nicht, was er sagen sollte, so voll war ihm das Herz. Erstaunt über diese Kälte schlug sie einen anderen, einen würdevollen Ton an:

„Nun also, du bist vernünftig: jetzt, da wir Frieden geschlossen haben, wollen wir einander die Hand reichen und gute Freunde bleiben.“

„Wie, nur gute Freunde?“ murmelte er, von einer plötzlichen Besorgnis ergriffen.

„Ja, es ist vielleicht töricht, aber ich rechnete auf deine Achtung... Jetzt haben wir uns ausgesprochen und werden, wenn wir einander treffen, uns wenigstens nicht wie zwei Ölgötzen anstieren...“

Er machte eine Handbewegung, um sie zu unterbrechen.

„Laß mich zu Ende kommen... Kein Mensch, hörst du, kann mir eine Gemeinheit vorwerfen. Nun, darum war es mir nicht gleichgültig, daß du der erste bist, der es tun könnte. Jedem seine Ehre, mein Lieber.“

„Aber so ist es nicht gemeint!“ rief er heftig. „Setze dich und höre mich an.“

Und weil er befürchtete, daß sie fortgehen werde, drängte er sie auf den einzigen Stuhl, der im Zimmer vorhanden war. Er selbst ging mit wachsender Unruhe auf und nieder.

„Ich bin gekommen“, sagte er und trat vor sie hin, „um dich wieder für mich zu gewinnen ... Ja, ich will das Verhältnis wieder anknüpfen! Du weißt das wohl, warum sprichst du mit mir, wie du es tust? ... Antworte! Bist du einverstanden?“

Sie hatte den Kopf gesenkt und kratzte mit dem Daumennagel die Schminke vom Stuhl, und da sie sah, wie sehr es ihm darum zu tun war, beeilte sie sich erst recht nicht. Endlich erhob sie ihr ernstes Gesicht, ihre schönen Augen, denen sie nicht ohne Mühe einen betrübten Ausdruck verliehen hatte.

„Oh, unmöglich, mein Kleiner! Nie werde ich mich wieder ganz mit dir aussöhnen!“

„Warum nicht?“ stammelte er, während ein Zug unsäglichen Schmerzes über sein Gesicht glitt.

„Warum nicht? Ei, weil ... Kurz, es ist unmöglich. Ich will nicht.“

Noch einige Sekunden schaute er sie mit glänzenden Blicken an. Dann knickte er zusammen und warf sich zu Boden. Sie schien dadurch gelangweilt und sagte nur:

„Ach, sei doch kein Kind!“

Aber er war es schon. Zu ihren Füßen liegend, hatte er sie an der Taille gefaßt und drückte sie fest an sich, während sein Gesicht sich zwischen ihren Knien verbarg. Als er so durch den dünnen Stoff des Kleides ihre weichen Glieder fühlte, durchzuckte es sein ganzes Wesen, und mit fieberhaftem Zittern preßte er sie noch fester an sich. Der altersschwache Stuhl krachte, und in dem niedrigen

Zimmer mit seiner parfümschwangeren Luft vernahm man halberstickte girrende Seufzer.

„Nun, was noch?“ sagte Nana und ließ ihn gewähren. „Alles dies nützt dir nichts, da es einmal nicht möglich ist ... Mein Gott, wie jungenhaft du noch bist!“

Er wurde ruhiger; aber immer noch blieb er in seiner Stellung, ließ sie nicht los und lallte gebrochen:

„Höre wenigstens, was ich dir anbieten wollte ... Ich habe mir schon ein Haus in der Nähe des Parks Monceaux angesehen und würde alle deine Wünsche verwirklichen ... Um dich ganz allein zu besitzen, würde ich mein Vermögen opfern ... Ja, das wäre die einzige Bedingung: dich ganz allein, verstehst du! Und wenn du einwilligst, nur mir zu gehören, so würde ich dich mit dem Schönsten und Besten versehen, mit Wagen, Diamanten und Toiletten ...“

Bei jedem Anerbieten machte Nana eine verneinende theatralische Bewegung. Als er dann fortfuhr, als er davon sprach, Geldsummen für sie anzulegen, da er nicht mehr wußte, was er ihr zu Füßen legen sollte, schien sie die Geduld zu verlieren. „Nun, bist du endlich fertig damit, mich zu betören? Ich bin gutmütig und will dir wohl einen Moment des Glückes gönnen, da ich dich so sehr leiden sehe; aber jetzt ist es genug, nicht wahr? Laß mich aufstehen! Du ermüdest mich.“

Sie machte sich los, und als sie aufgestanden war, rief sie wieder: „Nein, nein, nein ... Ich will nicht!“

Da raffte er sich mühsam empor; kraftlos sank er auf den Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Lehne und verbarg das Gesicht in den Händen. Nana ging auf und ab, eine Zeitlang betrachtete sie die zerrissene Tapete, den fettigen Toilettentisch und das ganze schmutzige, von der Sonne erleuchtete Zimmer. Darauf blieb sie vor dem Grafen stehen und sprach mit der größten Ruhe:

„Es ist komisch, die reichen Leute bilden sich ein, sie könnten für ihr Geld alles haben ... Nun, und wenn ich nicht will? Deine Geschenke rühren mich gar nicht; und wenn du mir ganz Paris gäbest, nein und nochmals nein! ... Siehst du, hier ist es gar nicht sauber, und doch würde ich es ganz nett finden, wenn es mir gefiele, hier mit dir zu leben, während man in deinen Palästen umkommt, wenn sich das Herz dort nicht wohlfühlt ... Ach, das Geld! Mein armer Junge, Geld habe ich überall! Siehst du, darauf gebe ich nichts. Geld? Darauf speie ich!“

Sie nahm eine verächtliche Miene an, bald aber wurde sie gefühlvoll und fügte in melancholischem Tone hinzu:

„Ich weiß etwas, was besser ist als Geld ... Ach, wenn man mir das geben könnte, was ich wünsche!“

Langsam hob er den Kopf, und seine Augen leuchteten schon hoffnungsvoll.

„Oh, du kannst es mir nicht geben“, versetzte sie; „das hängt nicht von dir ab, und deshalb spreche ich nicht mit dir davon ... Komm, wir wollen uns unterhalten! Ich möchte gern die Rolle einer anständigen Dame spielen.“

„Welcher anständigen Dame?“ murmelte er erstaunt.

„Nun, die der Herzogin Hélène ... Wenn sie etwa denken, ich werde die Geraldine spielen, so täuschen sie sich gewaltig! Eine ganz unbedeutende Rolle, nur eine Szene — und überhaupt! Übrigens muß ich dir sagen: ich habe solche Rollen satt. Immer und immer Kokotten, man möchte glauben, ich hätte nichts als Kokotten im Kopf. Im Grunde ist es sehr ärgerlich, denn ich sehe klar, sie scheinen mich für schlecht erzogen zu halten ... Ha, mein Kleiner, da sind sie schief gewickelt! Wenn ich vornehm sein will, so benehme ich mich wie eine Dame! Hier, schau einmal her!“

Sie ging bis ans Fenster zurück, dann kam sie, sich blähend, gemessenen Schrittes und mit gezielter Miene wieder, gleich einer

dicken Henne, die vorsichtig einherstelt, um sich die Zehen nicht zu beschmutzen.

Er verfolgte sie noch immer mit tränenfeuchten Blicken und war durch diese Theaterszene verwirrt, die so rasch auf seinen Schmerz folgte. So ging sie einige Zeit auf und ab, um sich in ihrem Spiel von allen Seiten zu zeigen, mit ihrem feinen Lächeln und Augenblinzeln, während ihre Schleppe hin und her wogte. Endlich trat sie wieder vor den Grafen und fuhr fort:

„Nicht wahr, so ist es richtig, glaube ich!“

„Oh, vollkommen“, stammelte er, noch mimer verwirrt.

„Ich sagte dir ja, daß ich für eine anständige Damenrolle geeignet bin! Ich habe zu Hause Versuche gemacht, keine einzige hat wie ich die feine Miene einer Herzogin, der die Männer gleichgültig sind; hast du es bemerkt, als ich an dir vorbeiging? So etwas liegt im Blut ... Und folglich will ich auch eine anständige, feine Dame spielen; ich sehne mich danach und bin ganz unglücklich; ich muß die Rolle haben, verstehst du wohl!“

Sie war ernst geworden, und ihre Stimme klang rau und erregt; sie litt also wirklich unter diesem närrischen Wunsch. Muffat war noch immer über ihre Weigerung verblüfft und wartete auf Antwort, ohne sie jetzt zu verstehen. Ein tiefes Schweigen trat ein, man hörte nicht einmal das Summen einer Fliege.

„Du scheinst mich nicht zu verstehen“, hub sie jetzt an, „du sollst mir die Rolle verschaffen.“

Er war noch immer bestürzt. Endlich rief er mit einer verzweifelten Bewegung: „Aber das ist ja unmöglich! Du sagtest ja selbst, daß es nicht von mir abhängt.“

Sie zuckte die Achseln und unterbrach ihn.

„Du sollst hinuntergehen und Bordenave sagen, daß du die Rolle für mich haben willst... Sei doch nicht so naiv! Bordenave braucht Geld.“

Nun also! Du wirst ihm Geld leihen, dann hast du ihn zu deiner Verfügung.“

Da er sich noch immer sträubte, wurde sie ärgerlich.

„Gut, ich verstehe: du willst Rose nicht erzürnen... Von jener habe ich nicht gesprochen, als du so auf dem Boden vor mir weintest; ich hätte darüber nur zu viel zu sagen... Ja, wenn man einer Frau geschworen hat, sie ewig zu lieben, so nimmt man am nächsten Tag nicht die erste beste, die einem in den Weg kommt. Oh, darin liegt die Kränkung, verstehst du mich? ... Übrigens, mein Lieber, läßt sich nun daran nichts mehr ändern! Du hättest, bevor du hier vor meinen Knien lagst, wohl erst mit jener schmutzigen Gesellschaft brechen sollen!“

Er erholte sich wieder und konnte schließlich zu Wort kommen:

„Gut, ich kümmere mich nicht mehr um Rose und werde sie sofort im Stich lassen.“

Nana schien damit zufrieden und versetzte:

„Nun, was bekümmert dich dann? Bordenave ist der Herr... Du wirst mir entgegnen, daß außer Bordenave noch Fauchery da ist...“

Sie hatte betont langsam gesprochen und berührte jetzt den heiklen Punkt der Affäre. Muffat schwieg mit gesenkten Blicken. Er war absichtlich über die zarten Beziehungen Faucherys zur Gräfin in Unkenntnis geblieben und beruhigte sich mit der Zeit in der Hoffnung, sich in jener schrecklichen Nacht in der Rue Taibout getäuscht zu haben. Aber trotzdem empfand er gegen jenen Mann ein inneres Widerstreben und einen dumpfen Groll.

„Nun, was? Fauchery ist noch lange kein Spielverderber!“ fuhr Nana fort, indem sie somit das Terrain sondierte und erfahren wollte, wie es zwischen dem Gatten und dem Liebhaber bestellt sei. „Mit Fauchery kann man fertig werden. Ich versichere dir, er ist im Grunde ein guter Kerl ... Also, es bleibt dabei, du wirst ihm sagen,

daß die Rolle für mich ist.“ Der Gedanke an diesen Schritt war dem Grafen zuwider.

„Nein, nein, niemals!“ rief er.

Sie wartete und wollte sagen: „Fauchery hat dir nichts zu verweigern“ ; allein sie merkte, daß sie mit diesem Kraftmittel zu weit gehen würde. Sie lächelte nur, und dieses komische Lächeln sagte genug. Muffat, der seine Blicke auf sie gerichtet hatte, senkte sie von neuem und erbleichte verwirrt.

„Ah, du bist auch gar nicht gefällig“, murmelte sie endlich.

„Ich kann nicht!“ versetzte er gequält. „Alles, was du willst, mein liebes Herz, nur das nicht. Oh, ich bitte dich!“

Jetzt hielt sie sich nicht mehr mit langen Auseinandersetzungen auf. Mit ihren kleinen Händen ergriff sie sein Haupt, beugte sich vor und drückte ihm einen feurigen Kuß auf die Lippen. Ein Schauer durchlief ihn; ganz außer sich, begann er zu zittern und schloß die Augen. Nana richtete ihn empor.

„Geh“, sagte sie kurz.

Er ging und lenkte seine Schritte nach der Tür. Aber als er das Zimmer verlassen wollte, umarmte sie ihn wieder und drückte schmeichelnd ihr Gesicht an seine Brust.

„Wo ist das Haus?“ fragte sie mit dem verschämten Lächeln eines Kindes, das sich auf früher verschmähte schöne Sachen besinnt.

„Avenue de Villiers.“

„Und Wagen sind auch dabei?“

„Ja.“

„Oh, wie gut du bist, mein Schatz! Du weißt, es war vorhin nur Eifersucht ... Und diesmal, schwöre ich dir, soll es nicht wieder werden wie früher, weil du jetzt verstehst, was eine Frau braucht. Du gibst alles, nicht wahr? Dann werde ich auch niemanden weiter

nötig haben ... Sieh, es ist alles für dich! Dies und dies und auch dies!“

Als sie ihm so unzählige Male die Hände und das Gesicht geküßt und ihn glücklich zur Tür hinausgeschoben hatte, atmete sie einen Augenblick auf. Mein Gott, was für ein schlechter Geruch herrschte doch in der Garderobe dieser unordentlichen Mathilde! Die Ruhe und Wärme des Zimmers wirkten ganz angenehm; aber der Geruch nach verdorbenem Lavendelwasser nebst anderen unsauberen Dingen war geradezu abscheulich. Sie öffnete das Fenster und schaute wieder hinaus, um sich die Zeit zu vertreiben.

Wankend und mit summendem Kopf stieg unterdessen Muffat die Treppe hinab. Was sollte er sagen? Wie sollte er die Sache anfangen, die ihn nichts anging? Auf der Bühne vernahm man einen lebhaften Streit.

Man war am Ende des zweiten Aktes, und Prullière wütete, weil Fauchery seine Rolle hatte kürzen wollen.

„Kürzen Sie lieber das Ganze“, rief er, „das ist besser! ... Wie, ich habe nicht einmal zweihundert Zeilen, und diese kürzt man mir noch! ... Nein, ich habe es satt, ich gebe die Rolle ab.“

Er zog ein kleines, zerknittertes Heft aus der Tasche, drehte es zwischen seinen zitternden Händen und machte Miene, es Cossard in den Schoß zu werfen. Sein bleiches Gesicht zuckte vor verletzter Eitelkeit; seine Augen glühten, und er biß die Lippen zusammen, ohne seiner inneren Aufregung Herr werden zu können. Er, Prullière, der Abgott des Publikums, sollte eine Rolle von nur zweihundert Zeilen spielen!

„Warum läßt man mich nicht lieber Briefe auf einem Präsentierteller überreichen?“ fragte er mit bitterem Spott.

„Hören Sie, Prullière, seien Sie doch ruhig“, sagte Bordenave, der um ihn wegen seiner günstigen Wirkung auf die Logen besorgt war. „Fangen Sie doch nicht ihre alten Geschichten an... Man wird schon

noch effektvolle Rollen für Sie finden. Nicht wahr, Fauchery? Sie werden einige Kraftstellen hinzufügen... Im dritten Akt könnte man sogar eine Szene verlängern.“

„Und übrigens“, erklärte der Komödiant, „wünsche ich das Schlußwort, wenn der Vorhang fällt... Das ist man mir schuldig.“

Fauchery schwieg, er schien einzuwilligen, und Prullière steckte die Rolle wieder in die Tasche. Bosc und Fontan hatten während dieser Auseinandersetzung eine ganz gleichgültige Miene angenommen; sollte jeder für sich selbst sorgen, das ging sie nichts an, darum interessierten sie sich nicht dafür! Alle Schauspieler umringten Fauchery, teils fragten sie ihn, teils suchten sie Lobsprüche zu ernten, während Mignon, der die Beschwerden Prullières anhörte, den Grafen Muffat immer im Auge behielt, dessen Rückkehr er beobachtet hatte.

Der Graf war während des Streites zögernd im Hintergrund der Bühne stehengeblieben. Aber Bordenave bemerkte ihn und eilte auf ihn zu.

„Ha, diese Menschen!“ murmelte er. „Sie machen sich keinen Begriff, Herr Graf, welche Not ich mit diesen Leuten habe. Einer immer eitler als der andere, und dabei sind sie boshaft und neidisch. Ich glaube, sie wären entzückt, wenn mich irgendein Unglück träfe ... Aber verzeihen Sie, ich ereifere mich zu sehr.“

Er schwieg; Muffat suchte einen Übergang zu finden; allein es gelang ihm nicht, und so sagte er schließlich kurz, um die Sache schnell zum Ziele zu führen:

„Nana wünscht die Rolle der Herzogin.“

„Ha, das Frauenzimmer ist toll!“

Als er hierauf den Grafen ansah, fand er diesen so bleich und verwirrt, daß er sich sofort wieder beruhigte.

„Du lieber Himmel!“ sagte er bloß. „Fauchery!“ rief er dann. „Wir wollen nicht hierbleiben. Kommen Sie, meine Herren!“

Um sich vor unberufenen Ohren sicher zu wissen, führte er sie in das Requisitenkabinett hinter der Bühne. Mignon sah sie erstaunt verschwinden. Sie stiegen einige Stufen hinab und gelangten in ein viereckiges Zimmer, dessen niedrige Fenster auf den Hof gingen. Nur spärliches Licht drang durch die schmutzigen Scheiben herein.

„Treten Sie ein!“ versetzte Bordenave. „Hier sind wir wenigstens ungestört.“

Der Graf war äußerst befangen und überließ es dem Direktor, den Vorschlag zu wagen. Fauchery wartete erstaunt.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Hören Sie zu“, sagte endlich Bordenave. „Uns ist ein Gedanke gekommen ... Es ist voller Ernst ... Wie denken Sie sich wohl Nana in der Rolle der Herzogin?“

Der Autor war einen Augenblick wie versteinert. Dann rief er lachend:

„Ach, reden Sie nicht! Das ist doch nur ein Scherz ... Man würde zu sehr darüber lachen.“

„Nun, das ist so schlimm nicht, wenn man lacht! Bedenken Sie doch, mein Lieber ... Der Gedanke gefällt dem Herrn Grafen sehr.“

Muffat hatte soeben einen Gegenstand von einem bestaubten Brett genommen und tat so, als wisse er nicht, was es sei. Es war ein Eierbecher mit einem Gipsfuß. Er betrachtete ihn in Gedanken und murmelte, indem er nähertrat:

„Ja, ja, es wäre, meine ich, sehr schön.“

Mit einer ungeduldigen Bewegung drehte sich Fauchery nach ihm um und sagte kurz:

„Niemals! Nana als Kokotte, sooft man will, aber als feine Dame? Nein, danke!“

„Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie sich täuschen“, entgegnete Muffat schon mit mehr Kühnheit. „Eben hat sie mir eine anständige Dame vorgespielt, und ich versichere Ihnen, famos ...“

„Wo denn?“ fragte Fauchery, dessen Erstaunen sich mehrte.

„Oben in einer Garderobe ... Ich versichere Ihnen, famos! Oh, ein vornehmes Wesen! Vor allem ihr Blick ... Sie wissen, so im Vorübergehen, in dieser Weise ...“

Er wollte Nana nachahmen, da er sich in seinem leidenschaftlichen Wunsch, diese Herren zu überzeugen, ganz vergaß. Fauchery blickte ihn verblüfft an; er hatte alles begriffen und war nicht mehr böse. Der Graf, auf den sein Blick voll Spott und Mitleid nicht wirkungslos war, blieb stehen; eine schwache Röte überflog sein Gesicht.

„Mein Gott! Ist es möglich?“ murmelte der Autor aus Gefälligkeit. „Sie würde sich vielleicht ganz gut machen ... Leider aber ist die Rolle schon vergeben. Wir können sie Rose nicht wieder nehmen.“

„Oh, wenn es weiter nichts ist“, sagte Bordenave, „so will ich die Sache schon besorgen.“

Als der junge Mann beide gegen sich gestimmt sah und merkte, daß Bordenave ein geheimes Interesse an der Sache hatte, sträubte er sich wieder heftig dagegen.

„Nein, nein! Selbst wenn die Rolle frei wäre, nie würde ich sie Nana geben ... Ist Ihnen das klar genug? Lassen Sie mich in Ruhe... Ich habe keine Lust, mir mein Stück zu verderben.“

Ein verlegenes Schweigen trat ein, und Bordenave ging zur Seite. Der Graf blieb mit gesenktem Haupt stehen. Mühsam richtete er sich jetzt auf und sagte tiefbewegt:

„Mein Lieber, wenn ich nun das von Ihnen als einen Dienst verlangte?“

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ wiederholte Fauchery, sich sträubend.

Muffats Ton wurde härter.

„Ich bitte Sie darum... Ich will es!“

Und er blickte ihm fest ins Auge. Vor diesem finster drohenden Blick wich der junge Mann zurück und stammelte verwirrt:

„Nun, so tun Sie es, mir soll es gleich sein... Ah, Sie mißbrauchen Ihren Einfluß... Nun, Sie werden ja sehen, Sie werden ja sehen...“

Die Verlegenheit nahm zu. Fauchery hatte sich an einen Schubkasten gelehnt und stampfte nervös mit dem Fuß; Muffat schien aufmerksam den Eierbecher zu betrachten, den er in der Hand hin und her drehte.

„Das ist ein Eierbecher“, meinte Bordenave höflich.

„Ja, wirklich, ein Eierbecher“, wiederholte der Graf, indem er aufschaute.

„Entschuldigen Sie, Sie haben sich ein wenig mit Staub beschmutzt“, fuhr der Direktor fort, während er den Gegenstand auf ein Brett stellte. „Sie begreifen, wenn man alle Tage abstauben müßte, würde man gar nicht mehr damit fertig. Nicht wahr? Ein schöner Wirrwarr! ... Aber Sie können es mir glauben, in solchem Zeug steckt eine Menge Geld. Schauen Sie!“

Er führte Muffat vor die Schubladen, erklärte ihm die einzelnen Geräte und wollte ihn für sein Lumpeninventar, wie er es lachend nannte, interessieren. Als sie wieder in Faucherys Nähe kamen, sagte er in unbefangenen Ton:

„Hören Sie, da wir nun alle übereinstimmen, so wollen wir diese Affäre ins reine bringen. Ah, hier ist gerade Mignon.“

Seit einiger Zeit nämlich strich Mignon auf dem Korridor umher. Schon bei den ersten Worten Bordenaves wurde er aufgebracht; es

war nach seiner Ansicht eine Niederträchtigkeit: man beabsichtige, die Zukunft seiner Frau zu vernichten. Indessen gab Bordenave ganz ruhig seine Gründe an: die Rolle scheine ihm nicht würdig genug für Rose, er wolle sie lieber in einer Operette beschäftigen, welche nach der „Kleinen Herzogin“ aufgeführt werden solle. Als sich aber der Gatte noch immer nicht beruhigte, wollte er ganz einfach den Kontrakt mit Rose aufheben, indem er als Grund die Anerbietungen erwähnte, die der Sängerin von der Komischen Oper gemacht worden seien. Darauf meinte Mignon, einen Augenblick aus der Fassung gebracht, ohne jene Offerten zu leugnen, auf Geld komme es ihm in einem solchen Fall gar nicht an; man habe seine Frau engagiert, die Herzogin Hélène zu spielen, wenn er auch dabei um sein Vermögen kommen sollte. Der Direktor kam immer wieder auf seine Gründe zurück: da die Komische Oper Rose allabendlich dreihundert Franken für hundert Vorstellungen biete, während sie bei ihm nur hundertfünfzig erhalte, so könne sie fünfzehntausend Franken gewinnen, sobald er sie gehen lasse. Was würde man denn sagen, entgegnete Mignon, wenn man sähe, daß seiner Frau die Rolle entzogen sei? Natürlich nichts anderes, als daß sie nicht entsprochen habe und man sie habe ersetzen müssen; es sei dies ein schreiendes Unrecht, eine Mißachtung der Künstlerin. Plötzlich sprang er auf einen anderen Punkt über: Rose habe, ihrem Kontrakt gemäß, bei ihrem Rücktritt von der Bühne zehntausend Franken zu fordern. Nun, so möge man ihr zehntausend Franken geben, und sie werde an die Komische Oper gehen. Bordenave stutzte, während Mignon, der den Grafen nicht aus den Augen gelassen hatte, ruhig auf einen Bescheid wartete.

„Dann wird sich alles regeln“, murmelte Fauchery erleichtert; „man kann sich ja verständigen.“

„Ah, nein, danke bestens, das wäre ein törichtes Verlangen!“ rief Bordenave, von dem Instinkt eines Geschäftsmannes geleitet.

„Zehntausend Franken für Roses Entlassung! Man würde mich auslachen!“

Aber der Graf beruhigte ihn durch Winke und gebot ihm, den Vorschlag anzunehmen. Noch immer aber zögerte er. Endlich versetzte er grollend, da ihn die zehntausend Franken dauerten, wiewohl sie nicht aus seiner Tasche kommen sollten:

„Na gut, ich bin damit einverstanden; auf diese Art werde ich sie wenigstens los.“

Schon eine Viertelstunde lang lauschte Fontan im Hofe. Als er verstanden hatte, worum es sich handelte, machte er sich den Spaß, Rose zu benachrichtigen. Diese eilte in das Magazin, und alle schwiegen bei ihrem Erscheinen. Sie betrachtete die vier Männer. Muffat senkte den Kopf, und Fauchery antwortete durch ein verzweifelt Achselzucken auf ihren fragenden Blick. Was Mignon anbetraf, so unterhandelte er mit Bordenave über die Bedingungen des Vertrages.

„Was gibt es hier?“ fragte sie kurz.

„Nichts“, sagte ihr Gatte. „Bordenave gibt zehntausend Franken, um deine Rolle weiter zu vergeben.“

Sie erbleichte und ballte zitternd die Hände. Einen Augenblick lang sah sie ihn wütend an, ein Beben durchlief ihren Körper; sie, die gewöhnlich in Geschäftsangelegenheiten ihm die Unterzeichnung der Verträge mit den Direktoren und ihren Liebhabern überließ, konnte nur ausrufen: „Ah, sieh, du bist ja feig!“

Dann eilte sie fort. Mignon lief ihr bestürzt nach. Was, wurde sie toll? Er erklärte ihr leise, daß zehntausend Franken einerseits und fünfzehntausend Franken andererseits insgesamt fünfundzwanzigtausend Franken ausmachten. Ein herrliches Geschäft! Auf geniale Weise gebe sie Muffat so den Laufpaß; es sei ein Kraftstreich, ihm so die letzte Feder herausgerupft zu haben. Aber Rose konnte vor Wut nicht antworten. Darüber wurde Mignon

ärgerlich und ließ sie stehen. Er sagte zu Bordenave, der eben mit Fauchery und Muffat wieder auf die Bühne kam:

„Wir werden morgen früh unterzeichnen. Halten Sie das Geld bereit!“

Eben kam Nana, durch Labordette in Kenntnis gesetzt, mit triumphierender Miene herab. Sie spielte die vornehme Dame, um diesen Dummköpfen zu zeigen, daß, wenn sie wolle, keine andere Kollegin vornehmere Manieren haben könne. Aber beinahe hätte sie sich dabei kompromittiert. Als Rose sie nämlich bemerkte, stürzte sie auf sie los und stammelte wuterfüllt:

„Ich werde dich wiedertreffen... Das muß zwischen uns aufhören, verstehst du!“

Nana vergaß sich bei dieser plötzlichen Attacke und war gerade im Begriff, die Hände in die Hüften zu stemmen, um ihr alle erdenklichen Grobheiten ins Gesicht zu werfen. Allein sie faßte sich noch und zwang ihre Stimme zu einem flötenden Säuseln.

„He, was?“ sagte sie. „Sie sind wohl toll, meine Liebe!“

So setzte sie ihr graziöses Benehmen fort, während Rose mit Mignon wegging. Clarisse war entzückt, da sie eben von Bordenave die Rolle der Geraldine erhalten hatte. Fauchery war sehr düster gestimmt und stampfte unruhig auf den Boden, ohne sich zum Verlassen des Theaters entschließen zu können; sein Stück war futsch, er mußte es zu verbessern suchen. Aber Nana zog ihn dicht an sich heran und fragte ihn, ob er sie denn wirklich so schrecklich finde? Sie werde ihm sein Stück doch nicht aufessen; darüber mußte er lachen, und sie gab ihm zu verstehen, es sei töricht, mit ihr zu schmollen, zumal in ihrer einflußreichen Stellung bei Muffat. Wenn ihr das Gedächtnis ausgehe, so werde sie sich des Souffleurs bedienen; übrigens täusche er sich über ihr Talent, er werde schon sehen, welchen Applaus sie erziele. Darauf kam man überein, daß der Autor die Rolle der Herzogin ein wenig umarbeiten solle, um

Prullière etwas mehr zukommen zu lassen. Prullière war entzückt. In dieser allgemeinen Befriedigung, die Nana um sich her verbreitete, blieb Fontan allein kalt und suchte seinem Bocksgesicht einen völlig gleichgültigen Ausdruck zu geben. Indessen kam Nana ruhig herbei und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Geht es dir gut?“

„Oh ja, nicht schlecht. Und dir?“

„Sehr gut, ich danke.“

Das war alles. Es schien, als ob sich beide am Abend vorher vor der Tür des Theaters erst verlassen hätten.

Mittlerweile warteten die Schauspieler immer noch; aber Bordenave sagte, man wolle den dritten Akt nicht proben. Als der alte Bosc wegging, brummte er noch, man halte sie nur unnötig auf und verderbe ihnen so die ganzen Nachmittage. Alles ging jetzt. Unten auf der Straße mußten sie die Augen zukneifen, so sehr blendete sie das helle Tageslicht. Sie sahen wie Leute aus, die drei Stunden im Keller zugebracht hatten. Der Graf stieg mit schlaffen Gliedern und wüstem Kopf in Gesellschaft Nanas in einen Wagen, während Labordette Fauchery fortführte und ihn tröstete.

Einen Monat später erfolgte die erste Aufführung der „Kleinen Herzogin“. Sie war für Nana katastrophal. Mit ihren sogenannten vornehmen Manieren gab sie sich so tölpelhaft, daß das Publikum sie auslachte. Man zischte nicht einmal, so sehr amüsierte man sich. In einer Proszeniumsloge nahm Rose Mignon jedes Auftreten ihrer Rivalin mit einem schrillen Gelächter auf und entzündete damit den ganzen Saal. Dies war Roses erste Rache. Als am Abend darauf Nana sich mit Muffat allein befand, sagte sie ihm wütend:

„Ha, welche Intrige! Alles das ist nur Eifersucht... Ach, wenn sie wüßten, wie wenig mich das kümmert! Brauche ich sie denn jetzt noch? Sieh, für hundert Louisdor bringe ich alle, die mich ausgelacht

haben, her und lasse sie vor mir den Boden küssen... Warte, ich werde deinem Paris noch zeigen, daß ich eine vornehme Dame bin!“

Zehntes Kapitel

Nunmehr wurde Nana eine elegante Dame, die Königin der Straße, Nutznießerin ihrer Dummheit und der schmutzigen Laster der Männer. Es war eine plötzliche und entschiedene Wandlung, ein Emporsteigen zur galanten Berühmtheit, zu den Götzen des Geldsackes und den sich ruinierenden Anbetern der Schönheit. Sie rangierte fortan unter den teuersten Dämchen. Ihre Photographien waren in den Schaufenstern ausgestellt, und man schrieb in den Zeitungen über sie. Wenn sie in ihrem Wagen über die Boulevards fuhr, drehte sich die Menge nach ihr um und flüsterte ihren Namen, wie das Volk, das seine Fürstin grüßt; sie aber lächelte, nachlässig und üppig hingestreckt in ihrer eleganten Toilette, mit heiterer Miene. Die kleinen, blonden Locken fielen spielerisch herab über ihre Stirn bis zu den blau untermalten Augen; ihre Wangen und Lippen waren rot geschminkt. Das Wunderbare war, daß dieses Mädchen, das auf der Bühne so linkisch und komisch aussah, sobald es die vornehme Dame zu spielen versuchte, in seiner Welt ohne Mühe in der Rolle der alles Bezaubernden glänzen konnte. Es war, als setze eine geschmeidige Katze, eine Aristokratin des Lasters als allmächtige Herrin den Fuß auf Paris. Sie gab den Ton an, und vornehme Damen ahmten sie nach.

Nanas Haus befand sich in der Avenue de Villiers, an der Ecke der Rue Cardinet, in jenem luxuriösen Viertel, das sich mitten aus dem Terrain der alten Ebene Monceaux erhob. Von einem jungen Maler erbaut, der es aber sehr bald wieder hatte verkaufen müssen, war es im Renaissancestil mit verschwenderischer Aufteilung im Innern und allen modernen Bequemlichkeiten, in etwas gesuchter Originalität angelegt. Der Graf Muffat hatte das Haus mit sämtlichem Mobiliar gekauft, und so war Nana mitten in ein Gewirr kostbarer Möbel aller Zeiten gekommen. Da ihr aber das Atelier, das sich im Mittelraum befand, nichts nützen konnte, hatte sie im Erdgeschoß ein Gewächshaus, einen großen Salon und das

Speisezimmer, im ersten Stock aber einen kleinen Salon in der Nähe ihres Schlafzimmers und ihres Ankleidekabinetts eingerichtet. Durch ihre geschmackvollen Ideen setzte sie den Architekten in Erstaunen, es war, als sei sie mit einem Schlage in das Raffinement des Luxus eingeweiht; trotz ihrer Herkunft war sie eine feine Kennerin, die das Palais verschönerte, und nur einige stilwidrige Möbel ließen die frühere Blumenbinderin erkennen, die einst vor den Schaufenstern der Passagen von ihrem Glück geträumt hatte.

Nanas Hauptsorge war jetzt, das Haus entsprechend mit Personal zu versehen. Wohl hatte sie ihre treue Zofe, die seit Monaten mit ruhiger Sicherheit diese Wendung der Dinge abgewartet hatte. Zoé triumphierte jetzt als eine wichtige Persönlichkeit in einem Hause, wo sie sich ein nettes Sümmchen erwarb, während sie ihre Herrin stets mit der größten Gewissenhaftigkeit bediente. Aber eine Zofe genügte nicht mehr. Nana brauchte einen Kammerdiener, einen Hausmeister und eine Köchin. Auf der anderen Seite handelte es sich nun auch darum, die Pferdeställe zu füllen. Da machte sich Labordette sehr nützlich, indem er alle Gänge besorgte, die dem Grafen zu langweilig waren. Er übernahm den Pferdeeinkauf, sprach bei den Wagenbauern vor und leitete die Wahl der jungen Frau, die man an seinem Arm bei den Lieferanten bemerkte. Sogar die Bediensteten engagierte Labordette: Charles, einen riesigen, lustigen Kutscher, vom Herzog von Corbreuse; Julien, einen kleinen, stets lächelnden und wohlfrisierten Kammerdiener; sodann ein Ehepaar: die Frau, Victorine, wurde als Köchin, der Mann, François, als Hausmeister angestellt. Dieser empfing in glänzender Livree die Besucher im Vorzimmer. So machte alles den Eindruck einer Fürstenwohnung.

Im zweiten Monat war das Personal vollzählig. Der Marstall allein kostete über dreihunderttausend Franken. In den Ställen standen acht Pferde und in den Remisen fünf Wagen, darunter ein silberverzierter Landauer, der eine Zeitlang ganz Paris in Erstaunen

versetzte. Und mitten in diesem Glück saß Nana. Nach der dritten Aufführung der „Kleinen Herzogin“ hatte sie das Theater verlassen, und Bordenave sah sich einem drohenden Bankerott preisgegeben, trotz des Geldes vom Grafen. Nichtsdestoweniger empfand sie über ihren Mißerfolg eine Art Bitterkeit. Dies Fiasko und die Erinnerung an Fontans gemeines Benehmen gaben ihr den Rest, wofür jetzt alle Männer büßen sollten. Allein die Rachegedanken traten bei ihr nur selten hervor. Was ihren Geist mehr beschäftigte, war eine stets wache Gier nach Verschwendung, eine beständige Launenhaftigkeit und allerhand Luxus, wobei sie auf den Ruin ihrer Liebhaber stolz war.

Vor allem ordnete jetzt Nana mit dem Grafen das Programm ihrer gegenseitigen Beziehungen. Er gab monatlich zwölftausend Franken, ungerechnet die etwaigen Geschenke, und verlangte dafür nur unbedingte Treue. Sie schwur diese Treue, forderte aber dabei gewisse Rücksichten, die unbeschränkte Freiheit einer Hausherrin und völligen Respekt vor ihren Wünschen. So wollte sie täglich ihre Freunde empfangen; er selbst sollte nur an festgesetzten Stunden vorgelassen werden; in allen diesen Punkten werde er bei ihr eine unwandelbare Treue finden. Und als er, von eifersüchtiger Sorge erfaßt, zögerte, spielte sie die Würdevolle und wollte ihm alles zurückgeben, oder sie schwur ihm Treue bei dem Kopf des kleinen Louis. Dies mußte genügen. Liebe ohne Achtung, meinte sie, sei nicht möglich, und am Ende des ersten Monats hatte Muffat vor ihr gewaltigen Respekt.

Allein sie wünschte und erhielt auch noch mehr. Wenn er mißmutig zu ihr kam, heiterte sie ihn auf, und nachdem sie seine Beichte angehört hatte, tröstete sie ihn. Allmählich beschäftigte sie sich immer mehr mit seiner Frau, seiner Tochter, seinen Herzens- und Geldangelegenheiten und zeigte sich dabei sehr vernünftig. Nur einmal ließ sie sich von der Leidenschaft hinreißen, und zwar an dem Tage, wo er ihr im Vertrauen mitteilte, daß Daguenet ohne Zweifel

seine Tochter Estelle heiraten werde. Seitdem sich der Graf mit ihr zeigte, hatte es Daguenet für klug gehalten, mit ihr zu brechen; er schwur, seinen künftigen Schwiegervater den Klauen dieses Geschöpfes entreißen zu wollen. Als Vergeltung dafür entwarf sie von ihrem ehemaligen „lieben Mimi“ eine erbauliche Schilderung: das sei ein Herumtreiber, der sein Vermögen mit liederlichen Frauenzimmern durchgebracht habe; es fehle ihm jeder moralische Halt; und als der Graf diese Schwächen zu entschuldigen schien, teilte sie ihm ganz offen mit, daß Daguenet sie schon besessen habe, und erzählte sogar verschiedene Einzelheiten. Muffat war heftig erleichtert, und man sprach nicht mehr von dem jungen Mann.

Indessen war das Haus noch nicht einmal vollständig ausmöbliert, als Nana eines Abends, nachdem sie Muffat mehrmals feierlich Treue geschworen hatte, den Grafen Xavier von Vandevres, der ihr seit vierzehn Tagen mit Besuchen und Blumenspenden beständig die Cour machte, bei sich behielt. Nicht aus Laune, sondern vielmehr aus Freiheitsdrang gab sie seinen Wünschen nach. Der Gedanke an ein Interesse kam ihr erst, als Vandevres ihr am nächsten Tage beim Bezahlen einer Rechnung behilflich war, von der sie Muffat nichts sagen wollte. Sie beziehe von ihm, meinte sie, wohl acht- bis zehntausend Franken monatlich; das sei aber nur ein leidlich annehmbares Taschengeld. Da opferte er ihr den Rest seines Vermögens. Seine Pferde und Lucy hatten drei Güter verschlungen. Nana verschlang mit einem Male sein letztes Schloß in der Nähe von Amiens. Auch er fügte sich den Bedingungen Nanas: völlige Freiheit ihrerseits, Empfang nur an ganz bestimmten Tagen. Vandevres war durchaus nicht so naiv und leidenschaftlich, von ihr Treueschwüre zu fordern. Muffat hatte von alledem keine Ahnung. Vandevres wußte alles; allein nie machte er auch nur die geringste Anspielung, er stellte sich, ab ob er von nichts wisse, und zeigte immer das feine Lächeln eines Skeptikers, der nichts Unmögliches verlangt, vorausgesetzt daß er auch sein Teil bekam und Paris davon sprach.

Von jetzt an sah Nana ihr Haus wirklich besetzt. Das Personal war vollständig, im Stall, in der Vorratskammer und im Zimmer von Madame fehlte es an nichts. Zoé wußte alles zu organisieren und fand sich in den unvorhergesehensten Verwicklungen zurecht; alles funktionierte mit solcher Genauigkeit, daß es während der ersten Monate weder Ärger noch Störungen gab. Nur Madame selbst machte der lieben Zoé zuviel Sorge durch ihre unklugen Einfälle. Auch die Zofe ließ in ihrem Eifer mehr und mehr nach, zumal sie bemerkt hatte, daß sie mehr Nutzen davon habe, sobald Madame irgendeine Verwirrung angerichtet hatte, die in Ordnung gebracht werden mußte. Dann regnete es Geschenke, und im trüben Wasser fischte sie Louisdor auf Louisdor.

Als Muffat sich eines Morgens noch im Schlafzimmer befand, führte Zoé einen über und über zitternden jungen Herrn in das Ankleidezimmer, wo Nana gerade ihre Wäsche wechselte.

„Ach, Zizi!“ rief die junge Frau bestürzt.

Es war in der Tat Georges. Als er sie aber im Negligé erblickte, während ihr goldenes Haar über ihre bloßen Schultern herabfloß, hatte er sich ihr an den Hals geworfen und sie mit feurigen Küssen bedeckt. Erschreckt sträubte sie sich und stammelte mit halberstickter Stimme:

„Höre doch auf, er ist da! Du bist zu töricht ... Und Sie, Zoé, sind Sie toll? Führen Sie ihn weg und bewachen Sie ihn unten. Ich will später sehen, ob ich einmal hinunterkommen kann.“

Zoé mußte ihn vor sich herstoßen. Als dann Nana sie im Speisesaal wieder treffen konnte, war sie auf alle beide zornig. Zoé biß die Lippen zusammen und zog sich ärgerlich zurück mit der Bemerkung, sie habe geglaubt, Madame damit einen Gefallen zu erweisen. Georges war über Nanas Anblick so glücklich, daß sich seine Augen mit Tränen füllten. Jetzt waren die bösen Tage vorüber; seine Mutter hielt ihn für vernünftig und hatte ihm erlaubt, Les Fondettes

zu verlassen; auf dem Bahnhof angelangt, hatte er sofort einen Wagen genommen, um desto schneller seiner guten, lieben Nana in die Arme fliegen zu können. Er sprach davon, immer nur in ihrer Nähe zu verweilen, wie da unten in La Mignotte, wenn er sie mit klopfendem Herzen erwartete. Er faßte ihre Hände und wühlte in den weiten Ärmeln ihres Nachtgewandes.

„Du liebst noch immer deinen Bébé?“ fragte er mit seiner hellen Stimme.

„Sicherlich liebe ich ihn!“ antwortete Nana und machte sich mit einer raschen Bewegung von ihm los. „Aber du kommst so unvorsichtig her... Du weißt, mein Kleiner, ich bin nicht mehr frei. Wir müssen also klug sein.“

Georges war in seinem jugenhaften Eifer vom Wagen gesprungen und hatte nicht einmal beachtet, wo er eintrat. Jetzt erst prüfte er den reichgeschmückten Speisesaal mit seiner hohen, goldverzierten Decke und seinen feinen Gobelins.

„Ach ja“, sagte er betrübt.

Nun gab sie ihm auch zu verstehen, daß er niemals am Morgen kommen dürfe. Am Nachmittag, wenn er wolle, zwischen vier und sechs Uhr; es sei dies ihre Empfangszeit. Als er sie hierauf mit kläglicher Miene anblickte, küßte sie ihn auf die Stirn und zeigte sich äußerst gutmütig.

„Sei hübsch klug, ich werde alles, was sein kann, tun“, murmelte sie.

In Wahrheit hatte sich aber ihre frühere Gesinnung ihm gegenüber völlig geändert. Sie fand Georges noch ganz nett und hätte ihn gern als Freund gehabt, zu ihrem Liebhaber jedoch nicht mehr. Wenn er nun täglich Punkt vier Uhr ankam, erschien er ihr so unglücklich, daß sie oft einer wehmütigen Regung nachgab und ihn einzelne Brocken ihres Wohlwollens erhaschen ließ.

Ohne Zweifel mußte Madame Hugon erfahren haben, daß ihr Kleiner wieder in die Hände dieses bösen Weibes geraten sei; denn sie eilte nach Paris und nahm hier die Hilfe ihres anderen Sohnes, des Leutnants Philippe, in Anspruch, der damals zu Vincennes in Garnison lag. Georges verbarg sich vor seinem älteren Bruder und wurde von Verzweiflung ergriffen, weil er irgendeinen Gewaltstreich fürchtete, und da er in seiner zärtlichen Aufregung nichts verschweigen konnte, unterhielt er Nana fortan nur von seinem großen Bruder, der ein verwegener, lustiger Bursche sei.

„Du begreifst wohl“, erklärte er, „Mama wird nicht zu dir kommen, da sie meinen Bruder schicken kann... Sicherlich wird Philippe mich holen sollen.“

Zum erstenmal fühlte sich Nana von seinen Worten verletzt und gab trocken zur Antwort:

„Das möchte ich sehen, danke schön! Gleichviel, wenn er auch Leutnant ist, François wird ihn einfach zur Tür hinauswerfen!“

Als der Kleine aber immer wieder auf seinen Bruder zu sprechen kam, beschäftigte auch sie sich endlich mit Philippe, und nach einer Woche kannte sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Sage einmal, Zizi“, rief sie eines Tages, „dein Bruder kommt ja gar nicht... Er scheint ein recht fischblütiger Feigling zu sein!“

Als am nächsten Tage Georges sich mit Nana allein befand, kam François herauf und fragte, ob Madame den Leutnant Philippe Hugon empfangen wolle. Georges ward ganz bleich und murmelte:

„Ich ahnte es, Mama hat heute früh mit mir gesprochen.“ Und er bat das junge Weib inständig, sie möge antworten lassen, daß sie keinen Besuch annehmen könne. Sie aber stand rasch auf und sagte purpurrot:

„Warum denn? Er könnte ja denken, daß ich mich fürchte. Ah, das wird ein netter Spaß... François, lassen Sie den Herrn eine

Viertelstunde im Salon warten, und dann führen Sie ihn zu mir herein.“

Sie setzte sich nicht wieder, sondern ging aufgeregt hin und her, zitternd bei dem Gedanken an die kommende Szene. Während ihres Umhergehens ließ sie verschiedene Bemerkungen fallen:

„Es wird ihn beruhigen, wenn er eine Viertelstunde wartet... Und dann, falls er glauben sollte, zu so einem Mädchen zu kommen, so wird ihn der Salon schon belehren... Ja, ja, sieh dir nur alles an, mein Lieber. Das ist keine Fata Morgana, hier wirst du das Bürgertum achten lernen. Bei Männern wirkt nur, wenn man sie in Respekt hält... Nun, die Viertelstunde vorbei? Nein, kaum zehn Minuten. Oh, wir haben Zeit.“

Nach Verlauf der Viertelstunde schickte sie Georges weg und nahm ihm zuvor die Versicherung ab, an der Tür nicht zu horchen, da dies unschicklich sei, wenn es die Bedienten sähen. Als Zizi in das andere Zimmer ging, wagte er noch mit halberstickter Stimme die Bemerkung:

„Du weißt, es ist mein Bruder ...“

„Habe keine Angst“, entgegnete sie würdevoll, „wenn er höflich ist, werde ich es auch sein!“

Unterdessen führte der Diener Philippe Hugon herein, der im Mantel erschien. Georges durchschritt anfangs sein Zimmer auf den Fußspitzen, um der jungen Frau zu gehorchen. Allein die lautwerdenden Stimmen hielten ihn zurück, und er zitterte so heftig, daß seine Knie schlotterten. Er dachte schon an Katastrophen, an Ohrfeigen, kurz, an irgend etwas Schreckliches, was ihn auf ewig mit Nana entzweien werde. Auch konnte er dem Bedürfnis nicht widerstehen, sein Ohr an die Tür zu legen. Aber er konnte nur wenig verstehen, weil die dicken Portieren den Schall dämpften. Dennoch fing er einige barsche Äußerungen Philippes auf, von denen er die Worte „Kind, Familie und Ehre“ unterschied.

Um die Antwort seiner Geliebten bangend, fühlte er sein Herz laut pochen. Sicherlich, dachte er, werde sie ihm einen „dummen Tölpel“ oder ein „Lassen Sie mich in Ruhe, ich bin hier in meinem Hause!“ ins Gesicht werfen. Aber nichts Derartiges ließ sich hören, auch keine Ohrfeigen; Nana war wie tot drinnen. Bald wurde auch sogar die Stimme seines Bruders sanfter. Er konnte nichts mehr verstehen, zumal ein sonderbares Murmeln ihn vollends verwirrte. Nana weinte. Einen Augenblick stürmten die widerstrebendsten Gefühle dermaßen auf ihn ein, daß er hinein und auf Philippe losstürzen wollte. Aber genau in diesem Moment trat Zoé ins Zimmer, und beschämt wich er von der Tür.

Ruhig ordnete sie Wäsche in einem Schrank, während er stumm und regungslos die Stirn gegen eine Fensterscheibe preßte. Nach einigem Schweigen fragte sie:

„Ist nicht Ihr Herr Bruder bei Madame?“

„Ja“, antwortete der Jüngling mit schwacher Stimme.

Abermals trat Schweigen ein.

„Und das beunruhigt Sie, nicht wahr, Monsieur Georges?“

„Ja“, wiederholte er mit derselben schmerzlichen Unsicherheit.

Zoé beeilte sich durchaus nicht. Sie faltete Spitzen und sagte langsam:

„Das ist nicht recht von Ihnen ... Madame wird die Sache schon in Ordnung bringen.“

Weiter sprachen sie nichts mehr zusammen, während sie noch eine Viertelstunde im Zimmer sich zu schaffen machte, ohne die steigende Aufregung Georges' zu bemerken, der zweifelnd nach dem Salon blickte. Was mochten sie wohl so lange tun? Vielleicht weinte Nana immer noch. Als Zoé endlich fortging, eilte er wieder an die Tür und lauschte. Jetzt erstarrte ihm das Blut in den Adern, und er verlor völlig die Fassung, denn er vernahm nichts Geringeres als

ein halbunterdrücktes Lachen. Übrigens geleitete Nana in eben diesem Augenblick, nach herzlichen und vertraulichen Abschiedsworten, Philippe zur Treppe zurück.

Als Georges endlich den Salon wieder zu betreten wagte, betrachtete sich die junge Frau vor einem Spiegel.

„Nun?“ fragte er aufgeregt.

„Nun, was denn?“ sagte sie, ohne sich umzudrehen.

Dann fuhr sie in nachlässigem Tone fort:

„Was wolltest du denn? Dein Bruder ist äußerst liebenswürdig!“

„Dann ist also alles in Ordnung?“

„Sicherlich ist alles in Ordnung ...“

Georges begriff noch immer nicht und stammelte:

„Es war mir, als ob ich weinen hörte ... Du hast doch nicht geweint?“

„Geweint, ich?“ rief sie. „Du träumst! Warum soll ich geweint haben?“

Georges' Verwirrung wuchs, denn sie stellte ihn zur Rede wegen seines Ungehorsams, er sollte doch nicht hinter der Tür stehen und horchen. Als sie schmollte, suchte er sie zu besänftigen und fragte mit schmeichlerischer Stimme:

„Nun, und mein Bruder ...?“

„Dein Bruder hat sofort gesehen, wo er sich befand ... Du begreifst, ich hätte ja möglicherweise eine Dirne sein können, und in diesem Falle wäre sein Einschreiten wegen deines Alters und der Ehre deiner Familie gerechtfertigt gewesen. Oh, ich achte diese Gefühle ... Aber ein einziger Blick genügte, ihm zu zeigen, daß er sich als Mann von Welt benehmen müsse ... Also sei unbesorgt, es ist alles vorüber, und er wird deine Mama beruhigen. Übrigens wirst du deinen Bruder jetzt öfter hier sehen ... Ich habe ihn eingeladen, und er will wiederkommen.“

„Ach, er will wiederkommen“, sagte der Kleine erbleichend.

Er fügte nichts hinzu, und man sprach nicht mehr über Philippe. Sie kleidete sich zum Ausgehen an, und er betrachtete sie mit seinen großen, betrübten Augen. Ohne Zweifel war er sehr zufrieden, daß sich die Dinge günstig gestaltet hatten, denn er wäre lieber gestorben, ehe er mit Nana gebrochen hätte; aber in seinem tiefsten Innern wühlten eine tiefe Angst und ein stechender Schmerz, über den er nicht zu sprechen wagte und den er sich nicht erklären konnte. Er konnte nicht begreifen, auf welche Weise Philippe die Mutter beruhigen wollte. Drei Tage später kehrte diese jedoch mit befriedigter Miene nach Les Fondettes zurück, und an dem nämlichen Abend war Georges bei Nana, als François den Leutnant anmeldete. Dieser trat lustig ein und behandelte ihn scherzend wie einen jungen Ausreißer, dem er zu einem straffreien Entkommen verholpen hatte.

Als sich eines Nachmittags die Brüder Hugon bei Nana befanden, kam Graf Muffat zufällig außerhalb der festgesetzten Zeit. Aber Zoé hatte ihm geantwortet, Madame sei mit verschiedenen Freunden zusammen, und infolgedessen war er, den Galanten spielend, wieder fortgegangen. Als er am Abend wieder erschien, empfing ihn Nana mit der Kälte einer aufgebrachten Frau.

„Mein Herr“, sagte sie, „ich habe Ihnen durchaus keine Veranlassung gegeben, mich zu beleidigen ... Hören Sie! Wenn ich zu Hause bin, so bitte ich Sie, einzutreten wie jedermann.“ Der Graf stand mit offenem Munde da.

„Aber, meine Liebe ...“ versuchte er endlich zu erklären.

„Weil ich vielleicht Besuch hatte? Ja, es waren Herren da. Was soll ich wohl bei diesen Herren machen? ... Ich will nicht in Verruf kommen.“

Nur mit Mühe erhielt er Verzeihung und war im Grunde genommen darüber entzückt. Durch ähnliche Szenen übte sie ihre Herrschaft

über ihn aus. Schon lange hatte sie ihn mit Georges betrogen, mit „diesem Jungen“, wie sie ihn selbst nannte. Sie ließ ihn mit Philippe zusammen speisen, und der Graf zeigte sich sehr liebenswürdig; beim Verlassen der Tafel nahm er den jungen Mann beiseite und erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mutter. Von nun an verkehrten die beiden Hugon, Vandeuvres und Muffat ganz ungeniert im Hause und begrüßten sich wie intime Freunde durch herzlichen Händedruck. Es war dies bequemer. Nur Muffat behandelte seine häufigen Besuche noch etwas diskret. In der Nacht, wenn Nana nach Türkenart mitten im Zimmer auf ihren Bärenfellen saß, sprach er freundlich über jene Herren, besonders über Philippe, der die Loyalität selbst sei.

„Das ist wohl wahr, sie sind höflich“, sagte Nana, „nur, weißt du, sehen sie auch, wer ich bin ... Ein Wort, und ich werfe sie alle zur Tür hinaus!“

Als Nana eines Nachmittags aus einem Konzert zurückkehrte, bemerkte sie auf dem Trottoir der Rue Montmartre eine Frauensperson, die mit niedergetretenen Schuhen, schmutzigen Kleidern und einem vom Regen durchweichten Hut schnellen Schrittes dahineilte. Plötzlich erkannte sie sie.

„Halten Sie, Charles!“ rief sie dem Kutscher zu.

Als dies geschehen war, rief sie laut:

„Satin! Satin!“

Die Vorübergehenden drehten sich um, und die ganze Straße wurde aufmerksam. Satin war herangetreten und hatte sich an den Wagenrädern noch mehr beschmutzt.

„Steig ein, mein Kind“, sagte Nana ruhig, ohne sich um die Leute zu kümmern.

Und Nana nahm Satin in ihren prächtigen Landauer und führte sie mit sich fort, während die Umstehenden über den würdevollen Ernst des Kutschers lachten.

Von diesem Tage an ward Satin Nanas Leidenschaft. In dem Hause der Avenue de Villiers gereinigt und ausstaffiert, erzählte sie drei Tage lang von der Besserungsanstalt Saint- Lazare, von den langweiligen Schwestern und den Gemeinheiten der Polizei, die sie unter Kontrolle gebracht hatte. Nana war wütend darüber, tröstete sie und schwur, sie wieder von der Kontrolle zu befreien, und sollte sie selbst zum Minister gehen. Vorläufig habe es damit keine Eile, denn von ihr weg werde man sie sicherlich nicht holen. So füllten nun wieder diese beiden Unzertrennlichen die Nachmittage mit Zärtlichkeiten, mit schmeichelnden Worten, mit Lachen und Küssen aus. Dies dauerte freilich nicht lange, denn schon am Morgen des vierten Tages verschwand Satin plötzlich. Niemand hatte sie fortgehen sehen. Sie war von Heimweh nach der Straße ergriffen worden und hatte sich einfach mit ihrer neuen Robe aus dem Staube gemacht.

Seit einiger Zeit erschien der Graf Muffat nachdenklich. Eines Morgens legte er sehr erregt Nana einen anonymen Brief vor, worin sie schon in den ersten Zeilen las, daß man sie beschuldigte, den Grafen Muffat mit Vandeuvres und den beiden Hugon hinters Licht geführt zu haben.

„Das ist eine schändliche Lüge!“ rief sie energisch aus.

„Kannst du schwören?“ fragte Muffat, dem es jetzt schon leichter ums Herz war.

„Oh, bei allem, was du willst... Sieh, sogar bei dem Haupte meines Kindes!“

Allein der Brief war lang. Am Ende war darin mit einer boshaften Offenheit sogar von ihren Beziehungen zu Satin die Rede. Als sie zu Ende gelesen hatte, entgegnete sie lächelnd:

„Jetzt weiß ich, woher der kommt.“

Und als Muffat einen Beweis ihrer Unschuld forderte, versetzte sie mit der größten Ruhe: „Dies, mein Schatz, ist eine Angelegenheit, die dich nicht trifft ... Was kann das dir schaden?“

Sie gab alles ruhig zu, worüber er furchtbar aufgebracht wurde. Da zuckte sie die Achseln und meinte, dies komme überall vor; sie nannte ihre Freundinnen und beteuerte, daß sich darunter verschiedene gebildete Damen befänden. Kurz, wie sie die Sache darstellte, gab es nichts Gewöhnlicheres und Natürlicheres. Er habe gesehen, in welche Aufregung sie sein Argwohn gegen Vandevres und die Brüder Hugon versetzt habe, und sie verabscheue es, über eine andere Sache, die nichts auf sich habe, ihm etwas vorzulügen. Zuletzt wiederholte sie ihre gewöhnliche Redensart:

„Nun, was kann das dir schaden?“

Da er die Szene fortsetzen wollte, erwiderte sie barsch und kurz:

„Übrigens, mein Lieber, wenn es dir nicht paßt, so ist die Geschichte sehr einfach... Die Türen stehen offen ... Du siehst: man muß mich eben nehmen, wie ich bin.“

Er blickte zu Boden, denn im Grunde war er noch immer glücklich über die Beteuerungen des jungen Weibes.

Sie aber, da sie ihre Macht sah, schonte ihn gar nicht mehr. Jetzt wurde auch Satin ganz offen in das Haus eingeführt. Vandevres brauchte keine anonymen Briefe, um alles zu durchschauen; scherzend suchte er eifersüchtige Streitigkeiten mit Satin, während Philippe und Georges diese wie eine Genossin behandelten, ihr kameradschaftlich die Hand reichten und allerlei Scherze mit ihr trieben.

Als Nana eines Abends nach der Rue des Martyrs zum Diner gegangen war, erlebte sie ein Abenteuer.

Während sie nämlich allein speiste, war Daguenet erschienen; wiewohl dieser jetzt in geregelten Verhältnissen lebte, kam er doch, von der alten Lastersucht erfaßt, zuweilen hierher in der Hoffnung, er werde in diesen dunklen Winkeln keine bekannte Person treffen. Daher schien ihn auch Nanas Gegenwart zuerst zu genieren. Doch war er nicht der Mann, sich feige zurückzuziehen, sondern kam lächelnd auf sie zu und fragte, ob Madame ihm erlaube, an ihrem Tische zu speisen. Da Nana sah, daß er scherzen und sie aufziehen wollte, entgegnete sie kühl:

„Setzen Sie sich, wohin Sie wollen, mein Herr! Wir sind hier in einem öffentlichen Lokal.“

Als sich beim Dessert Nana gelangweilt fühlte und auf einen Triumph erpicht war, fragte sie:

„Nun, und wie steht es mit deiner Heirat, mein Kleiner? Machst du Fortschritte?“

„Nicht besonders“, gestand Daguenet.

In der Tat hatte er, als er bei Muffat seinen Antrag vorbringen wollte, von seiten des Grafen eine derartige Zurückhaltung verspürt, daß er klugerweise vorsichtig davon abgesehen hatte. Das Ganze schien ihm jetzt ein verfehelter Plan zu sein. Nana sah ihn mit ihren hellen Augen scharf an, während sie das Kinn in die Hand stützte und ein ironischer Zug über ihre Lippen glitt. Dann lachte sie auf:

„Höre, du wirst sie nur heiraten, wenn ich es will, mein Lieber.“

Er hatte ihre Überlegenheit wohl gefühlt. Dennoch fuhr er fort zu scherzen; er wollte augenscheinlich die Sache keinen ernsten Charakter annehmen lassen, und nachdem er seine Handschuhe angezogen hatte, bat er sie in aller Förmlichkeit um die Hand des Fräuleins Estelle de Beuville. Sie lachte laut auf. Oh, dieser Mimi! Ihm vermochte man nicht böse zu sein.

Die großen Erfolge bei diesen Damen verdankte Daguenet hauptsächlich seiner wohl lautenden Stimme. Alle bezauberte er durch seine Schmeicheleien, und er war sich dieser Macht wohl bewußt. Als beide die Tafel verließen, war sie purpurrot und zitterte an seinem Arme: er hatte sie wieder erobert. Da das Wetter prachtvoll war, schickte sie ihren Wagen zurück, begleitete Daguenet zu Fuß an seine Wohnung und stieg, einmal soweit, natürlich auch mit ihm hinauf. Als sie sich zwei Stunden später wieder ankleidete, versetzte sie:

„Also, Mimi, du bleibst bei dieser Heirat?“

„Verdammt!“ murmelte er. „Kann ich denn etwas Besseres tun? Du weißt ja, daß meine Gelder zu Ende gehen.“

Sie bat ihn, ihr die Schuhe zuzuknöpfen, und fuhr nach einigem Schweigen fort:

„Mein Gott, ich will ja recht gern ... Ich würde dich ja nur langweilen ... Sie ist freilich dürr wie eine Hopfenstange, die kleine Estelle! Aber das ist ja eure Sache ... Oh, ich will dir den Gefallen tun.“ Und lachend fuhr sie fort:

„Nun, und was schenkst du mir dann? Als Entgelt hierfür verlange ich, daß du mir am Hochzeitstage die Erstlinge deines neuen Standes bringst ... Hörst du, vor deiner Frau komme ich!“

Er hatte sie erfaßt und küßte ihr dankbar die Schultern. Am nächsten Tage fand gerade ein Diner bei Nana statt, übrigens das gewöhnliche Donnerstagsdiner mit Muffat, Vandeuvres, den beiden Hugon und Satin. Der Graf erschien sehr zeitig; er brauchte achtzigtausend Franken, um für die junge Frau zwei oder drei Schuldenposten zu bezahlen und ihr einen Saphirschmuck zu schenken, nach dem sie unaussprechliche Sehnsucht empfand. Da er sein Vermögen schon sehr stark angegriffen hatte und noch nicht wagte, eine seiner Besitzungen zu verkaufen, suchte er einen Geldverleiher. Auf Nanas Vorschlag hatte er sich an Labordette

gewandt; dieser aber hatte die Summe für zu bedeutend befunden und mit dem Friseur Francis sprechen wollen, der seinen Kunden gern derartige kleine Liebesdienste erwies. Der Graf vertraute sich also diesen Herren an; beide versprachen, ihm gegen einen Wechsel über hunderttausend Franken die verlangten achtzigtausend zu beschaffen, und entschuldigten sich wegen der zwanzigtausend Franken Zinsen, indem sie die elenden Wucherer verfluchten, an die sie sich hätten wenden müssen. Als Muffat sich nun anmelden ließ, hatte Francis eben Nana frisiert. Auch Labordette befand sich als vertraulicher, ungefährlicher Freund im Zimmer. Als er den Grafen erblickte, legte er ein dickes Paket Kassenscheine vorsichtig mitten unter die Puderbüchsen und Pomadendosen, und der Wechsel wurde auf der Marmorplatte des Toilettentisches unterzeichnet. Nana lud Labordette zum Diner ein; dieser aber entschuldigte sich und sagte, er müsse einen reichen Fremden in Paris herumführen. Unterdessen hatte Muffat ihn beiseite genommen und gebeten, den Saphirschmuck vom Juwelier Becker zu holen, da er noch am selben Abend die junge Frau überraschen wollte. Labordette war gern zu der Besorgung bereit, und eine halbe Stunde später überreichte Julien geheimnisvoll dem Grafen den Schmuck.

Während des Diners war Nana sehr reizbar; der Anblick der achtzigtausend Franken hatte sie aufgeregt. All dies schöne Geld sollte den Lieferanten zufließen! Das ärgerte sie. Sie zeigte sich sentimental und pries das Glück der Armut. Die Herren waren im Frack erschienen; sie selbst trug ein weißes Atlaskleid, während Satin bescheiden in schwarzer Seide ging und am Halse ein einfaches goldenes Kreuz trug. Die Bedienung wurde von Julien, François und teilweise auch von Zoé besorgt. „Sicherlich wäre ich fröhlicher, wenn ich gar kein Geld hätte“, wiederholte Nana. Sie hatte Muffat zu ihrer Rechten und Vandeuvres zu ihrer Linken placiert; aber sie beachtete sie gar nicht und war mit Satin beschäftigt, die ihr gegenüber zwischen Philippe und Georges thronte.

„Nicht wahr, mein Mäuschen?“ sagte sie bei jedem Satze. „Wie fröhlich waren wir damals, als wir noch zu Mutter Josse, in der Rue Polonceau, in die Schule gingen!“

Der Braten wurde aufgetragen, und immer noch waren die beiden Frauenzimmer in ihre Erinnerungen vertieft. Die Herren blickten blaß und verlegen um sich. Die beiden Hugon versuchten zu lachen, während Vandeuves nervös seinen Bart strich und Muffats Gesicht immer ernster wurde.

„Denkst du noch an Victor?“ fragte Nana. „Das war ein niederträchtiger Bursche! Ei, wie er uns Mädchen immer in die Keller führte!“

„Ganz recht“, gab Satin zur Antwort. „Ich erinnere mich noch ganz deutlich an den großen Hof bei eurer Wohnung, an die Hausmeisterin mit ihrem Besen.“

„Die Mutter Boche; oh, die ist tot.“

„Und ich sehe noch jetzt euren Laden ... Deine Mutter war eine dicke Frau. Als wir eines Abends spielten, kam dein Vater betrunken nach Hause, oh, und wie betrunken!“

In diesem Augenblick versuchte Vandeuves sie auf ein anderes Thema zu bringen und mischte sich in die Unterhaltung der beiden.

„Sagen Sie, meine Damen, ich möchte gern noch einmal Trüffeln nehmen ... Sie sind ausgezeichnet! Gestern habe ich bei dem Herzog von Corbreuse ein Zeug gegessen, das wirklich nicht den Namen Trüffeln verdiente.“

„Julien, die Trüffeln!“ befahl Nana, fiel aber sofort wieder in ihr altes Gespräch zurück:

„Ah, der Geier! Papa war gar nicht vernünftig ... Du hättest bloß sehen sollen, wie er die Treppe hinunterpurzelte! Und dann gab es jedesmal Prügel; ich kann dir die Versicherung geben, daß ich damals in allen Farben geschillert habe.“

Diesmal erlaubte sich Muffat dreinzureden, der bis dahin nervös mit einem Messer gespielt hatte:

„Was Sie da erzählt haben, ist gar nicht heiter.“

„Ei was, nicht heiter!“ rief sie und sah ihn mit durchdringenden Blicken an. „Ich glaube wohl, daß dies nicht heiter ist! ... Wir mußten froh sein, wenn wir Brot hatten, mein Lieber ... Ich habe einen guten Charakter, wissen Sie, ich sage die ungeschminkte Wahrheit. Mama war Wäscherin, Papa betrank sich und ist an der Trunksucht gestorben. Da haben Sie die Geschichte! Wenn Sie sich meiner Familie schämen ...“

Alle protestierten dagegen, sie aber fuhr fort:

„Wenn Sie sich meiner Familie schämen, so bessern Sie mich! Ich gehöre nicht zu jener Garde, die Vater und Mutter verleugnet ... Man muß mich von solchem Pack wohl unterscheiden! Verstehen Sie?“

Sie taten es und akzeptierten ihren Papa, ihre Mama, kurz alles, was sie wollte. Alle beugten sich ihrer Macht. Nana aber trotzte: Man möge ihr noch so viel Vermögen bieten, man möge ihr noch so viele Paläste bauen, sie werde sich dennoch nach jener Zeit zurücksehnen!

In diesem Augenblick bemerkte sie, wie Julien müßig dastand und wartete.

„Nun, was ist denn los? Servieren Sie doch lieber den Champagner“, sagte sie. „Was glotzen Sie mich denn an wie die Kuh das neue Tor?“

Während dieser Szene hatte keiner der Bedienten zu lächeln gewagt. Julien begann jetzt den Champagner einzuschenken, François, der die Früchte präsentierte, drehte unglücklicherweise die Schüssel zu sehr, so daß die Äpfel, Birnen und Weintrauben auf den Tisch rollten.

„Dummer Tölpel!“ rief Nana.

Der Diener beging den Fehler, erklären zu wollen, daß die Früchte nicht regelrecht aufgeschichtet gewesen seien. Zoé habe sie dadurch aus der Ordnung gebracht, daß sie einige Orangen weggenommen habe.

„Dann ist Zoé eine Gans!“ rief Nana erregt.

„Aber Madame ...!“ murmelte die beleidigte Zofe.

Plötzlich stand Madame auf und erhob mit königlicher Würde ihre Stimme:

„Genug, hört ihr? Geht jetzt alle hinaus! ... Wir brauchen euch nicht mehr.“

Nunmehr zeigte sie sich außerordentlich sanft und liebenswürdig. Das Dessert, bei dem sich die Herren scherzend selbst bedienten, war reizend. Satin stellte sich hinter ihre liebe Freundin, aß eine Birne und sagte ihr Dinge ins Ohr, über die beide laut auflachten. Dann war Georges gekommen, hatte Satin bei der Taille erfaßt und nach ihrem Platz zurückgeführt.

„Ihr seid wohl toll!“ sagte Nana. „Das arme liebe Mädchen wird ja schamrot ... Komm! So, meine Tochter, laß sie nur sitzen ... Das sind unsere Geheimnisse. Nicht wahr, Muffat?“

„Ja, gewiß“, murmelte dieser und gab seine Zustimmung, indem er mit dem Kopfe nickte.

So thronten die beiden Dirnen über diesen großen, vornehmen Herren mit ihren adelsstolzen Namen und erzwangen sich ihre Überlegenheit.

Satin warf sich in der Nähe des Kamins auf ein Sofa und hatte sich eine Zigarette angezündet, während Vandeuvres sich daran ergötzte, den Eifersüchtigen zu spielen, indem er drohte, er werde sie zum Duell fordern, wenn sie Nana noch einmal umarme. Auch Philippe und Georges kamen herbei und zwickten sie so heftig, daß sie endlich aufschrie:

„Um Himmels willen, mein Kätzchen, befreie mich von ihnen! Sie sind ja wie toll!“

„Hört mal, laßt sie in Ruhe!“ versetzte Nana mit ernster Miene. „Ich will nicht, daß sie belästigt wird; das wißt ihr wohl ... Und du, mein Mäuschen, warum läßt du dich denn mit ihnen ein, wenn sie so unvernünftig sind?“

Satin streckte die Zunge heraus und begab sich feuerrot in das Ankleidezimmer, dessen Tür weit offen stand, so daß man den weißen Marmor im Licht einer Gasflamme blitzen sah. Darauf unterhielt sich Nana als liebreizende Dame des Hauses mit den vier Herren.

Georges aber blieb an diesem Abend bleich und düster gestimmt.

„Was hat denn mein Bébé?“ fragte Nana, als sie seine üble Laune bemerkte.

„Ich? Nichts, ich höre nur zu“, murmelte er.

Ein innerer Schmerz bedrückte ihn. Beim Verlassen der Tafel hatte er Philippe mit dem jungen Weibe schwatzen hören, und jetzt war es wieder Philippe und nicht er, der sich in ihrer Nähe befand. Seine Leidenschaftlichkeit flammte in ihm auf, wenn er daran dachte, daß Philippe eines schönen Tages dieses Weib berühren könnte.

„Hier, Georges, nimm Bijou!“ sagte Nana und reichte ihm das Hündchen, das auf ihrem Schoße eingeschlafen war. Und Georges wurde wieder heiter, denn so hatte er wenigstens etwas von ihr.

Mittlerweile war man auf einen beträchtlichen Verlust zu sprechen gekommen, den Vandevres am Abend vorher im Kaiserklub erlitten hatte, und Vandevres machte lächelnd eine Anspielung auf seinen künftigen Ruin, von dem man in Paris schon sprach: es komme nicht auf die Todesart an, meinte er, nur darauf, mit Anstand zu sterben. Schon seit einiger Zeit sah ihn Nana immer aufgereggt, während bisweilen in seinen Augen ein eigentümliches Leuchten bemerkbar

wurde. Aber er bewahrte seinen aristokratischen Stolz und die feine Eleganz seines verarmten Geschlechts. Als er einst bei ihr war, hatte er ihr eine schreckliche Geschichte erzählt: er gehe mit dem Gedanken um, sobald er alles durchgebracht haben werde, sich mit seinen Pferden im Stalle einzuschließen und zu verbrennen. Seine einzige Hoffnung beruhte zur Stunde noch auf seinem Pferde Lusignan, mit dem er den Preis beim nächsten Rennen zu erringen dachte. Bei jeder Geldforderung, die Nana an ihn stellte, vertröstete er sie auf den Juni, wenn Lusignan gesiegt haben werde.

„Bah“, sagte sie scherzend, „er kann aber auch verlieren.“

Vandeuvres antwortete darauf nur durch ein geheimnisvolles Lächeln. Dann versetzte er leichthin:

„Apropos, ich habe mir erlaubt, meinem Schimmel, einer jungen Stute, Ihren Namen zu geben ... Nana, Nana, das klingt so schön! Sie sind doch nicht böse darüber?“

„Böse, warum denn?“ entgegnete sie.

Die Unterhaltung ging fort, als Satin an der Tür des Ankleidezimmers erschien und sie zu sich rief. Sie verlangte, daß ihre liebe Freundin alle Herren, die sie belästigt hatten, zur Tür hinauswerfen solle. Nana gab ihr die Versicherung, daß dies nicht möglich sei. Satin aber suchte ihre Autorität zu wahren und schrie:

„Ich wünsche es! Verstehst du? ... Schicke sie fort, oder ich gehe.“

Sie kehrte in den Salon zurück, setzte sich auf einen Diwan nahe am Fenster und betrachtete, ohne ein Wort zu sagen, Nana fest mit ihren großen Augen.

Die junge Frau, die ihr beistimmend zunickte, überlegte, auf welche Weise sie den Grafen loswerden könne. Die anderen würden schon gehen, dachte sie; aber er würde sich sicherlich nicht gleich fortschicken lassen. In der Tat, als Philippe sich zum Aufbruch rüstete, folgte ihm unmittelbar Georges. Vandeuvres blieb noch

einige Minuten; er sondierte das Terrain und wartete, ob nicht durch irgendeinen Zufall Muffat sich genötigt sehen werde, ihm das Feld zu räumen; da dies nicht der Fall war, verabschiedete auch er sich. Als er nach der Tür zu ging und Satins starren Blick bemerkte, drückte er ihr die Hand.

„Nicht wahr, wir sind doch nicht böse?“ murmelte er. „Verzeih mir ... Du weißt dich zu benehmen, auf Ehre!“

Satin antwortete ihm gar nicht; sie verfolgte mit ihren Blicken nur Nana und den Grafen. Muffat hatte sich ungeniert neben Nana gesetzt und küßte ihr die Hand. Sie aber suchte einen Übergang und fragte, ob es seiner Tochter Estelle besser gehe. Am Abend vorher nämlich hatte er sich über die Melancholie des Mädchens bitter beklagt; er könne, versicherte er, keine glückliche Stunde zu Hause erleben, seine Frau sei stets anderswo und lasse die Tochter allein. Nana war für diese Familienangelegenheiten immer mit guten Ratschlägen bei der Hand, und so erwiderte sie jetzt:

„Wie wäre es, wenn du sie verheiratetest?“ und kam sofort auf Daguenet zu sprechen.

Bei diesem Namen ergrimnte der Graf und rief:

„Niemals! Nie, nach dem, was ich von dir erfahren habe!“

Sie stellte sich erstaunt, brach in lautes Lachen aus, umarmte ihn und sagte:

„Oh, der Eifersüchtige! Man sollte es nicht für möglich halten! ... Überlege dir einmal! Man hatte dir einst ebenfalls schlechte Dinge über mich mitgeteilt, ich war wütend! ... Heute würde ich trostlos sein, wenn ...“

Da bemerkte sie jedoch, über Muffats Schulter hinwegblickend, Satins Blick. Verwirrt ließ sie ihn los und fuhr in ernstem Tone fort:

„Mein Freund, diese Heirat muß zustande kommen, ich will dem Glück deiner Tochter nicht hinderlich sein, und der junge Mann ist vortrefflich, du kannst keinen besseren finden.“

Und nunmehr erging sie sich in einer langen Lobrede über Daguenet. Der Graf hatte ihre Hand erfaßt; er sagte, er werde sehen, man wolle später darüber sprechen. Als er hierauf den Wunsch zu erkennen gab, bei ihr zu bleiben, wurde sie kleinlaut und rückte mit verschiedenen Gründen heraus. Unmöglich, meinte sie, sie sei unwohl; wenn er sie lieb habe, solle er davon abstehen. Trotzdem wollte der Graf nicht gehen, und als Nana jetzt wieder den Blicken Satins begegnete, faßte sie einen unumstößlichen Entschluß. Nein, fuhr sie fort, es sei eben nicht möglich. Der Graf war sehr bewegt und mit schmerzlicher Miene aufgestanden und suchte seinen Hut. Schon war er an der Tür, als ihm der Saphirschmuck in seiner Tasche ins Gedächtnis kam; er hatte die Absicht gehabt, ihn in ihrem Bett zu verstecken, damit sie ihn beim Schlafengehen entdecken sollte. In seiner Verwirrung, in seiner Beklemmung über diese klägliche Verabschiedung übergab er ihr hastig den Schmuck.

„Was ist denn das?“ fragte sie. „Ah! Saphire! ... Ach Gott, jener Schmuck! Wie liebenswürdig du bist! ... Sag einmal, mein Lieber, glaubst du, daß dies der nämliche ist, der im Schaufenster so viel Effekt machte?“

Dies war ihr ganzer Dank, und sie ließ den Grafen wieder gehen. Dieser hatte soeben Satin bemerkt, wie sie schweigend und lauernd auf ihrem Diwan saß. Da warf er noch einen Blick auf die beiden Frauenzimmer und ging, ohne einen weiteren Einwand zu machen. Noch hatte er die Tür des Vorzimmers in der Hand, als Satin jauchzend aufsprang und Nana umfing. Dann eilte sie an das Fenster und rief höhnisch:

„Du mußt bloß einmal sein wütendes Gesicht sehen!“

Hinter den Vorhängen lehnten sich die beiden Frauen auf die eiserne Fensterbrüstung. Es schlug ein Uhr. In der menschenleeren Avenue de Villiers erstreckte sich die Doppelreihe der Gaslaternen weithin in die feuchte Märznacht; heftige, mit Regenschauern vermischte Windstöße fegten über die Straße. Leere Baustellen erschienen wie finstere Höhlen in dem nächtlichen Dunkel, und die kahlen Gerüste der Neubauten ragten in den düsteren Himmel empor. Nana und Satin brachen in ein tolles Lachen aus, als sie Muffat bemerkten, wie er auf der nassen Straße dahinschlich.

Aber Nana gebot Satin zu schweigen und sagte:

„Nimm dich vor den Polizisten in acht!“

Da unterdrückten sie ihr Lachen und blickten mit stummer Furcht nach der entgegengesetzten Seite der Avenue, wo zwei dunkle Gestalten gemessenen Schrittes daherkamen. Trotz ihrer verschwenderischen Pracht und obwohl sie die höchstgestellten Personen zu ihrer Verfügung hatte, empfand Nana immer noch einen heillosen Schrecken vor der Polizei und hörte ebenso ungerne davon sprechen wie vom Tode. Es ward ihr bange, sobald ein Polizist zu ihrer Wohnung hinaufschaute. Man wußte eben nie, woran man mit jenen Leuten war. Sie könnten, meinte sie, sehr leicht für gewisse Mädchen gehalten werden, wenn ihr Gelächter zu dieser nächtlichen Stunde vernehmbar werde. Satin zitterte und hatte sich dicht an Nana geschmiegt. Dennoch blieben sie am Fenster und betrachteten mit Interesse das Herankommen einer Laterne, deren Licht sich in den Pfützen der Straße spiegelte. Es rührte von einer alten Lumpensammlerin her, die die Rinnsteine durchsuchte. Satin erkannte sie.

„Schau“, sagte sie, „die Königin Pomare mit ihrem Lumpenkorb!“

Und während ein Windstoß ihnen feinen Regen ins Gesicht trieb, erzählte sie ihrer lieben Nana die Geschichte der Königin Pomare. Oh, vor Zeiten war das ein gar stolzes Mädchen gewesen, das ganz

Paris durch seine Schönheit bezauberte, die Männer wie Hunde behandelte, während hohe Persönlichkeiten auf ihrer Treppe herumlungerten. Jetzt sei sie dem Trunk ergeben, und die Weiber des Viertels belustigten sich damit, sie durch Absinth zu berauschen; auf den Trottoirs verfolgten die Gassenbuben sie mit Steinwürfen. Kurz, es sei ein tief gesunkenes Weib, eine ins Elend geratene Königin! Nana hörte kalt zu.

„Gib acht“, fügte Satin hinzu.

Sie pfiff, und die Lumpensammlerin, die sich eben unter dem Fenster befand, blickte empor, beleuchtet von dem gelblichen Schein ihrer Laterne. Man sah in einer zerlumpton Kleidung, hinter einem zerfetzten seidenen Halstuch ein geschundenes, blatternarbiges Gesicht mit zahnlosem Munde und starrblickenden Augen. Als Nana dieses schreckliche Bild des Alters vor sich sah, stieg in ihr eine plötzliche Erinnerung auf; sie sah die Vision von Chamont wieder, jene Irma d'Anglars, jene alte Betschwester, reich an Jahren und Ehren, wie sie inmitten einer staunenden und demütigen Dorfbevölkerung die Freitreppe ihres Schlosses hinaufstieg. Als Satin jetzt wieder pfiff und über die Alte lachte, die sie nicht erkennen konnte, murmelte Nana mit veränderter Stimme: „Hör doch auf, die Polizei kommt! Tritt schnell zurück, mein Schätzchen!“

Wieder ließen sich jene gleichmäßigen Schritte hören, und sie schlossen das Fenster. Als Nana sich umdrehte, zitternd und mit regendurchnäßigem Haar, schaute sie sich einen Augenblick erstaunt in ihrem Salon um, als ob sie sich nicht zurechtfinden könnte und sich an einem völlig unbekanntem Ort befände. Doch sie war froh überrascht, sich in ihrem eigenen Zimmer zu sehen, umschmeichelt von der lauen, parfümschwangeren Luft. Die aufgestapelten Reichtümer, die antiken Möbel, die seidenen und goldverzierten Stoffe, die Elfenbeinarbeiten und die Bronzefiguren schlummerten in dem rosigen Schein der Lampen. Die übrigen Teile des Hauses mit

ihrem überschwenglichen Luxus und der feierlichen Würde des Empfangssalons, den komfortablen Speisezimmern und der Andachtsstille der geräumigen Treppen mit den schwellenden Teppichen lagen schweigend da. Es war gleichsam alles dazu angetan, ihre Gier nach Herrschaft und Genuß zu vergrößern, ihre Sucht zu steigern, alles zu besitzen, um alles zu zerstören. Nie hatte sie die Macht ihres Geschlechts so tief empfunden. Langsam blickte sie um sich her und sagte mit der erhobenen Stimme eines Philosophen:

„Ja, man hat allen Grund, für seinen Vorteil zu sorgen, solange man noch jung ist!“

Aber schon rollte sich Satin übermütig auf dem Bärenfell des Schlafzimmers umher und rief ihr zu:

„Komm doch! Komm doch!“

Nana zog sich im Ankleidezimmer aus. Um es schneller zu machen, hatte sie mit beiden Händen ihr dichtes, blondes Haar erfaßt und schüttelte es über dem silbernen Waschbecken, wobei ein Hagel langer Haarnadeln herabfiel, der dem reinen Metall liebliche Glockentöne entlockte.

Elftes Kapitel

An einem Sonntag, während der Himmel mit schweren Gewitterwolken bedeckt war, fand das große Pariser Preiswettrennen im Bois de Boulogne statt.

Nana war leidenschaftlich erregt, als ob der große Preis für ihr Glück entscheidend sein werde, und wollte an der Barriere neben dem Zielposten Platz nehmen. Sie war eine der ersten in ihrem silberverzierten Landauer, der mit vier prächtigen, weißen Pferden bespannt war, einem Geschenk des Grafen Muffat. Als sie mit zwei Vorreitern und zwei Dienern, die wie Statuen den Hintersitz des Wagens einnahmen, am Eingang zum Rennplatz erschienen war, hatte sich das Volk herbeigedrängt, als ob eine Königin vorbeifahre. In ausgewählter Toilette trug sie die Farben Vandeuves', Blau und Weiß; das kleine Mieder und die blauseidene Tunika schmiegteng sich eng an ihren Körper und bildeten hinter den Hüften einen gewaltigen Bausch; das Kleid und die Ärmel waren aus weißem Atlas, und darüber hinweg lief eine Schärpe aus demselben Stoff, das Ganze durchwoben von Silberfäden, die in der Sonne strahlten. Zudem, um noch mehr einem Jockei zu ähneln, hatte sie sich ein blaues Mützchen mit weißen Federn aufgesetzt, unter denen blonde Flechten über ihren Rücken hinabwallten.

Es schlug zwölf Uhr, und man hatte noch drei Stunden auf den Beginn des Rennens zu warten. Nachdem sich der Landauer an der Barriere eingeordnet hatte, machte Nana es sich bequem, als ob sie zu Hause wäre. Einer Laune folgend, hatte sie Bijou und Louis mitgebracht. Der Hund lag auf ihrem Schoß und fröstelte trotz der Hitze, während das Kind, mit Bändern und Spitzen herausgeputzt, mit seinem wachsfarbenen, stummen Gesichtchen einen kläglichen Eindruck machte. Nana unterhielt sich, ohne sich weiter um ihre Nachbarn zu kümmern, ganz laut mit Georges und Philippe Hugon, die vor ihr auf dem Rücksitz saßen, in einer solchen Masse von

Sträußen aus weißen Rosen und blauen Vergißmeinnicht, daß sie darin bis fast an die Schultern verschwanden.

„Schaut, da kommt die Familie Mignon mit ihren Söhnchen. Sind die aber aufgedonnert, die Kleinen!“

Die Familie Mignon saß in einem Landauer von dunklen Farben, der im Geschmack des reichgewordenen Bürgertums mit Luxus überladen war. Rose, in grauseidener, mit Puffen und roten Schleifen garnierter Robe, lächelte und war glücklich über ihre lustigen Söhnchen, die auf dem Vordersitz placiert waren und bis an den Hals in ihren etwas zu weiten Mänteln steckten. Als sie aber Nana bemerkte, triumphierend inmitten ihrer Blumen, mit ihrem Viergespann und ihrer livrierten Dienerschaft, verzog sie spöttisch die Lippen und drehte sich steif um. Aber Mignon winkte ihr lebhaft und heiter einen Gruß zu. Er mischte sich aus Prinzip nicht in Weiberstreitigkeiten.

„Apropos“, fuhr Nana fort, „kennen Sie vielleicht einen kleinen, alten Herrn mit schadhafte Zähnen? Ein Herr Venot ... Er hat mich heute früh besucht.“

„Herr Venot!“ sagte Georges bestürzt. „Nicht möglich! Der ist ja Jesuit!“

„Richtig, das habe ich gespürt! Oh, Sie machen sich keinen Begriff von unserer Unterhaltung! Es war zu drollig! ... Er hat mit mir über den Grafen gesprochen, über dessen ungeordnetes Hauswesen, und mich dringend gebeten, eine ganze Familie nicht unglücklich zu machen. Übrigens war er sehr höflich und lächelte in einem fort. Darauf habe ich ihm zur Antwort gegeben, daß dies auch mein Wunsch sei, und mir vorgenommen, den Grafen mit seiner Frau wieder zusammenzubringen. Sie wissen, ich meine das ernst und wäre entzückt, seine ganze Familie glücklich zu sehen! Außerdem würde ich mich dadurch auch erleichtert fühlen, denn an manchen Tagen ist er mir wirklich unausstehlich!“

Diese letzten Worte kamen ihr so recht aus dem Innersten ihres leeren Herzens. Zudem schien sich der Graf in starken Geldverlegenheiten zu befinden; er war fortwährend in Sorgen, und alles hatte den drohenden Anschein, als werde der für Labordette unterzeichnete Wechsel nicht bezahlt werden.

„Da sehe ich gerade die Gräfin“, sagte Georges, dessen Blicke über die Tribüne schweiften.

„Wo denn?“ rief Nana aus. „Hat dieses Kind scharfe Augen! ... Philippe, halten Sie einmal meinen Sonnenschirm!“

Aber schon war Georges mit einer raschen Bewegung seinem Bruder zugekommen und freute sich unbändig, diesen blauseidenen Sonnenschirm mit silbernen Fransen halten zu dürfen. Nana zog ein riesiges Opernglas hervor.

„Ah ja, ich sehe sie“, erwiderte sie endlich. „Auf der Tribüne rechts, in der Nähe einer Säule, nicht wahr? Sie trägt eine malvenfarbene und ihre Tochter eine weiße Robe ... Da kommt auch Daguenet und begrüßt sie.“

Im Laufe der Unterhaltung kam Philippe auf die bevorstehende Heirat Daguenets mit der „Bachstelze“ Estelle zu sprechen. Die Sache sei schon arrangiert, meinte er, und die Aufgebote zur Verlobung hätten schon stattgefunden. Die Gräfin habe sich anfangs geweigert, allein der Graf habe seinen Willen durchgesetzt, wie die Leute behaupteten. Nana lächelte. „Ich weiß, ich weiß“, murmelte sie. „Um so besser für Paul. Das ist ein netter junger Mann, und er verdient es.“

Mittlerweile bevölkerte sich das Gelände um die Rennbahn immer mehr. In einer unübersehbaren Reihe kamen die Wagen herbei. Labordette stieg aus einer Kalesche, in der Gaga, Clarisse und Blanche de Sivry ihm einen Platz reserviert hatten. Als er mit eiligen Schritten über die Rennbahn setzen wollte, ließ ihn Nana durch Georges zu sich rufen. Als er bei ihr war, fragte sie lachend:

„Na, Labordette, wieviel bin ich wert?“

Sie wollte von „Nana“ sprechen, der jungen Stute, die sich im Dianarennen schmachlich hatte schlagen lassen und die sogar im April und Mai bei dem Rennen um den „Prix des Cars“ und die „Grande Poule des Produits“ keine Ehre eingelegt hatte, während Lusignan, das andere Pferd Vandeuves', den Sieg errungen hatte. So war Lusignan plötzlich Favorit geworden, und am Abend vorher wettete man auf ihn glattweg zwei gegen eins.

„Immer noch fünfzig“, entgegnete Labordette.

„Der Tausend, ich stehe nicht hoch“, erwiderte Nana, die sich an diesem Scherz belustigte. „Dann wette ich allerdings nicht auf mich ... Nein, zum Geier, ich setze nicht einen einzigen Louisdor auf mich.“

Labordette schien es sehr eilig zu haben, denn er wollte schon wieder gehen; aber sie rief ihn zurück und wünschte einen guten Rat. Er unterhielt nämlich beständig Beziehungen zu den Unternehmern und Jockeys und war ein routinierter Pferdekenner. Schon zwanzigmal hatten sich seine Vorhersagen verwirklicht. Er war der „König der Tipster“, wie man ihn zu nennen pflegte.

„Hören Sie, auf welche Pferde soll ich wetten?“ wiederholte sie ihre Frage. „Wieviel könnte man auf den Engländer wagen?“

„Auf Spirit? Drei ... Valerio II ebenfalls drei...“

„Nein, ich wette nicht auf den Engländer! Ich bin patriotisch ... Nun, vielleicht auf Valerio II; ich bemerke eben beim Herzog von Corbreuse eine freudestrahlende Miene ... Ach nein, fünfzig Louisdor auf Lusignan, was meinst du dazu?“

Labordette betrachtete sie mit sonderbarer Miene. Sie neigte sich vor und fragte ihn leise, denn sie wußte, daß Vandeuves ihn beauftragte, sich in seinem Interesse an die Buchmacher zu halten, um bequem wetten zu können. Wenn er etwas erfahren habe,

meinte sie, so könne er es doch sagen. Aber Labordette, ohne sich auszusprechen, bestimmte sie, sich auf ihn zu verlassen; er werde ihre fünfzig Louisdor nach seinem Ermessen setzen, und sie werde es gewiß nicht bereuen.

„Alle Pferde, die du willst!“ rief sie erfreut aus. „Aber nur nicht ›Nana‹, diese Mähre!“

Ein tolles Gelächter brach im Wagen los. Die beiden jungen Männer fanden ihren Ausruf sehr drollig.

„Es ist immerhin dumm, daß man nicht einmal weiß, auf welches Pferd man wetten soll“, sagte Nana. „Ich möchte fast selbst ein paar Louisdor riskieren.“

Sie war aufgestanden, um einen Buchmacher zu wählen, der ihr vertrauenswürdig erschien. Indessen vergaß sie ihre Absicht, als sie eine ganze Schar Bekannter erblickte. Außer der Familie Mignon, außer Gaga, Clarisse und Blanche standen rechts, links, im Hintergrunde und in der Mitte der Masse Wagen, die ihren Landauer umgaben, Tatan Néné mit Marie Blond in einer Viktoriachaise, Caroline Héquet mit ihrer Mutter und zwei Herren in einer Kalesche. Louise Violaine führte höchst eigenhändig einen kleinen Korbwagen, geziert mit den Stallfarben von Méchain, Orange und Grün, Léa de Horn befand sich hoch oben auf dem Bock einer Mailcoach, wo eine Schar junger Herren einen schrecklichen Lärm vollführte. Weiter entfernt, in einer aristokratisch aussehenden Kutsche, machte Lucy Stewart in einer einfachen schwarzen Seidenrobe eine gewichtige Miene; neben ihr saß ein großer, junger Mann, der die Uniform der Marineaspiranten trug. Besonders erstaunt aber war Nana, als sie Simonne in einem von Steiner geführten Tandem ankommen sah, während auf dem Hintersitz unbeweglich und mit gekreuzten Armen ein Lakai saß. Sie war auffällig in weißen, gelbgestreiften Atlas gekleidet und vom Gürtel bis zum Kopf mit Diamanten geschmückt, während der Bankier eine lange Peitsche schwang und die beiden hintereinander eingeschrirten Pferde antrieb; das erste

war ein kleiner Goldfuchs, das zweite ein brauner Stepper, der mit hocherhobenen Beinen stolz einherschritt.

„Sapperlot!“ sagte Nana. „Dieser Spitzbube Steiner hat also die Börse noch einmal gerupft! ... Nicht wahr, Simonne sieht famos aus! Die hat Schick, man wird sich um sie reißen.“

Dennoch grüßte sie von weitem. Sie winkte mit der Hand, lächelte, drehte sich nach allen Seiten und vergaß niemanden, nur um von allen gesehen zu werden. Dann setzte sie ihre Unterhaltung fort:

„Ah, Lucy hat ihren Sohn bei sich! Er sieht nett aus in der Uniform ... Also deshalb machte sie eine so vornehme Miene! Sie wissen doch, daß sie sich vor ihm geniert und sich für eine Schauspielerin ausgibt.“

„Bah“, murmelte Philippe lachend, „wenn sie will, so kann sie ihm eine reiche Erbin in der Provinz verschaffen.“

„Schau doch, dieser Dummkopf Faloise!“ sagte plötzlich Georges.

Das gab Anlaß zu großer Verwunderung; Nana erkannte ihren Faloise gar nicht wieder. Seitdem er geerbt hatte, war er außerordentlich nobel geworden. Mit steifen Vatermördern, gekleidet in einen zartfarbenen Stoff, der sich an seine dünnen Schultern anschmiegte, und mit einer mondänen, glatten Frisur, affektierte er die betont saloppen Bewegungen eines aristokratischen Lebemanns, sprach nachlässig durch die Nase, gebrauchte noble Ausdrücke und gab sich nicht die Mühe, die von ihm angefangenen Sätze zu vollenden.

„Aber er ist doch ganz nett!“ sagte Nana bezaubert.

Gaga und Clarisse hatten Faloise zu sich gewinkt und suchten ihn wieder zu kapern. Aber er verließ sie sofort wieder nach einigen halb ironischen, halb verächtlichen Phrasen. Nana hatte ihn gefesselt, er eilte herbei, trat an den Wagenschlag, und als sie ihn mit Gaga aufzog, murmelte er:

„Ah, nein, zu Ende! Alte Garde! Brauche sie nicht mehr! Und dann, wissen Sie, jetzt sind Sie meine Julia.“

Er hatte die Hand aufs Herz gelegt. Nana lachte laut über diese so schnelle Liebeserklärung am hellen Tage. Allein sie erwiderte:

„Sagen Sie einmal, ist das alles? Ich vergesse ganz, daß ich wetten will ... Georges, du siehst doch diesen Buchmacher da unten, den dicken Roten mit den krausen Haaren. Sein Hammelkopf gefällt mir ... Du kannst bei ihm wetten ... Nun, wieviel könnte man wohl bei ihm anlegen?“

„Ich bin kein Patriot, o nein!“ stotterte Faloise affektiert. „Ich setzte alles auf Engländer ... Sehr nett, wenn der Engländer gewinnt! Zum Geier mit Franzosen!“

Nana war entrüstet ... Hierauf beurteilte man den Wert der einzelnen Pferde. Faloise behandelte sie alle als Schindmähren, damit es aussehen sollte, als sei er über alle Neuigkeiten unterrichtet.

Philippe ließ die Bemerkung fallen, daß immerhin Lusignan den „Prix des Cars“ und die „Grande Poule des Produits“ gewonnen habe. Was könne dies beweisen, versetzte der andere, gar nichts. Im Gegenteil, man müsse da erst recht Mißtrauen haben. Und übrigens reite Gresham den Lusignan, und da möge man ihn ungeschoren lassen! Gresham habe stets Pech und werde nie gewinnen.

„Und ›Nana‹?“ sagte Georges. „Niemand fragt nach ihr!“

In der Tat, niemand fragte nach ihr; man sprach gar nicht davon. Der Outsider aus Vandeuvres' Stall verschwand vor der Popularität Lusignans; Faloise aber erhob den Arm und sagte:

„Ich habe einen glücklichen Gedanken: ich setze einen Louisdor auf ›Nana‹.“

„Bravo! Ich setze zwei“, sagte Georges.

„Ich drei Louisdor“, fügte Philippe hinzu.

So trieben sie sich in die Höhe, machten Nana den Hof und steigerten ihre Gebote, als ob sie auf der Auktion wären und „Nana“ versteigern wollten. Faloise sprach davon, sie mit Gold zu überschütten. Übrigens mußte jedermann setzen, und sie schickten sich an, Wetten auf „Nana“ zu werben. Als aber die drei Männer ferteilten, um Propaganda zu machen, rief ihnen Nana nach:

„Sie wissen, ich wünsche das nicht! Um keinen Preis der Welt! Georges, zehn Louisdor auf Lusignan und fünf auf Valerio II.“
Unterdessen waren sie davongeeilt. Freudig erregt blickte sie ihnen nach, wie sie sich zwischen den Wagen durchdrängten, sich unter den Köpfen der Pferde beugten und so über den ganzen weiten Platz liefen. Sobald sie einen Bekannten in einem Wagen erblickten, eilten sie hin und rühmten „Nana“ . Das erste Rennen näherte sich dem Ende und war in der Erwartung des „Großen Preises“ bis jetzt fast unbeobachtet vorübergegangen, als sich über der Bahn eine Regenwolke entlud. Seit einiger Zeit war die Sonne verschwunden, und eine wahre Flut ungeheurer Tropfen und Wassergüsse prasselte hernieder. Einige Augenblicke lang herrschte große Verwirrung, man hörte schreien, scherzen und fluchen, während die Fußgänger in wilder Flucht davonrannten und sich unter die Restaurationszelte retteten. In den Wagen suchten sich die Frauen dadurch zu schützen, daß sie mit beiden Händen ihre Sonnenschirme hielten, während die verblüfften Diener zu den Regenmänteln griffen. Aber schon hörte der Guß wieder auf, und die Sonne strahlte von neuem.

Der Regenschauer hatte urplötzlich die Tribünen gefüllt. Nana blickte durch ihr Opernglas; in dieser Entfernung jedoch unterschied man nur eine dichte, verworrene Masse auf der Rennfläche und einen dunklen Hintergrund, auf dem man die hellen Flecken der Gesichter sah. Einzelne Sonnenstrahlen schauten verstohlen durch die Ecken der Bedachung und beleuchteten grell mehrere Gruppen der Menge. Aber besonders ergötzte sich Nana über die Damen, die der Regenguß aus den Wagen verscheucht hatte und die nun in

einer langen Reihe am Fuße der Tribüne auf dem Sandboden standen. Da das Betreten der Umfriedung des Wiegeraumes den Halbweltdamen ausdrücklich untersagt war, machte Nana abfällige Bemerkungen über alle jene ehrbaren Frauen, deren Toiletten sie geschmacklos und deren Gesichter sie lächerlich fand.

In den Wagen um sie herum sprachen die Damen spöttelnd darüber, daß der Graf Nana im Stich gelassen habe. In den Tuileries war man aufgebracht über das schlechte Betragen des Kammerherrn, der sich auf solche Weise bloßstellte. Um nun seine Stellung nicht einzubüßen, meinte man, habe er das Verhältnis abgebrochen. Faloise hinterbrachte ganz unverhohlen die Geschichte der jungen Frau und machte ihr zugleich neue Anträge, indem er sie wieder „meine Julia“ nannte. Aber mit süßem Lächeln entgegnete sie:

„Das ist dummes Zeug... Sie kennen ihn nicht! Ich brauche nur Pst! zu machen, und er läßt alles andere im Stich.“

Seit einigen Augenblicken betrachtete sie die Gräfin Sabine und Estelle. Daguenet weilte noch bei diesen Damen; dann kam Fauchery und störte alles rundherum auf, um sie zu begrüßen, worauf auch er mit heiterer Miene dablief. Nana deutete mit einer verächtlichen Bewegung nach den Tribünen:

„Nun, Sie wissen, über diese Leute wundere ich mich nicht mehr — ich kenne sie zu gut. Man braucht sie nur richtig zu beobachten: mit dem Respekt ist es aus, keine Achtung mehr! Schmutz unten, Schmutz oben, überall Dreck und kein Ende... Deshalb wünsche ich auch nicht mehr, daß man mich mit diesem Volke langweilt.“

„Bravo, Nana! Sehr nett, Nana!“ rief Faloise begeistert. Soeben wurde es noch lebhafter auf dem Platze. Man begann unter freiem Himmel zu frühstücken und wartete auf den „Großen Preis“. Nanas Landauer wurde bald besonders umlagert. Sie war aufgestanden und begann, diejenigen Herren, die sie begrüßten, mit Champagner zu traktieren. Der Diener Fran[c]ois brachte Flaschen herbei,

während Faloise, der eine recht pöbelhaft klingende Stimme anzunehmen suchte, nach Art eines Marktschreiers das Publikum herbeilockte:

„Immer näher, meine Herren ... Alles umsonst... Jeder kann etwas bekommen!“

„Schweigen Sie doch, mein Lieber“, sagte endlich Nana. „Es sieht ja aus, als seien wir Jahrmarktschreier.“

„Kommen Sie näher, meine Herren, kommen Sie näher!“ wiederholte Faloise. „Es kostet nicht zwei Sou, es kostet auch nicht einmal einen Sou ... Wir geben alles gratis...“

„Ah! Da kommt Bordenave, da unten! Rufen Sie ihn bitte schnell her!“

Wirklich kam Bordenave daher, die Hände auf dem Rücken, mit einem in der Sonne rötlich schimmernden Hute und einem fettglänzenden, verschossenen Überzieher; er war durch seinen Bankerott heruntergekommen, trug aber trotzdem mit innerem Grimm sein Elend unter der vornehmen Welt zur Schau, mit der Unverwüstlichkeit eines Menschen, der stets bereit ist, das Glück herauszufordern.

„Verflucht nobel!“ sagte er, als ihm Nana gutmütig die Hand reichte.

Nachdem er ein Glas Champagner geleert hatte, fuhr er in schmerzlichem Tone fort:

„Ah, wenn ich ein Weib wäre! ... Aber, bei Gott, das tut nichts! Willst du wieder zur Bühne gehen? Ich habe einen Plan, ich pachte die ›Gaîté‹, und wir beide stellen ganz Paris auf den Kopf ... Nun? Das bist du mir eigentlich schuldig.“

So grollte er weiter und war dennoch glücklich darüber, sie wiederzusehen; denn diese verwünschte Nana gieße ihm Balsam ins Herz, wenn er sie bloß ansehe. Sie sei seine Tochter, ganz sein Blut.

Der Kreis der Umstehenden wurde immer größer. Jetzt schenkte Faloise ein, während Philippe und Georges Freunde herbeiriefen, und allmählich kam die ganze Zuschauermenge heran. Für jeden hatte Nana einen freundlichen Blick und ein scherzendes Wort. Die Scharen der Trinkfreudigen kamen wieder zurück, und bald drängte sich um ihren Landauer eine unübersehbare Menge mit wildem Lärm, und Nana herrschte inmitten der erhobenen Champagnerflaschen mit ihrem im Winde flatternden blonden Haar und ihrem schneeweißen, vom Sonnenlicht umfluteten Gesicht. Um nun die anderen Weiber, die ihr Triumph ohnedies schon mit Wut erfüllte, vollends rasend zu machen, erhob sie ihr volles Glas und stand auf ihrem hohen Sitz wie vor Zeiten als siegreiche Venus. Da berührte sie jemand von hinten, und als sie sich umdrehte, bemerkte sie zu ihrem Erstaunen Mignon auf dem Wagensitze. Einen Augenblick verschwand sie und setzte sich an seine Seite, denn er hatte ihr etwas Ernstes mitzuteilen. Er erzählte überall, es sei lächerlich von seiner Frau, auf Nana böse zu sein; er fand es töricht und zwecklos.

„Höre, meine Liebe“, murmelte er geheimnisvoll, „hüte dich, Rose zu sehr zu erzürnen. Du verstehst mich, ich setze dich gern beizeiten in Kenntnis ... Ja, sie besitzt eine Waffe, und da sie dir niemals die Affäre mit der ›Kleinen Herzogin‹ verzeihen wird ...“

„Eine Waffe?“ sagte Nana. „Was kümmert mich das?“

„Höre nur weiter, es ist ein Brief, den sie in der Tasche Faucherys gefunden haben muß, ein Brief der Gräfin Muffat an diesen elenden Fauchery. Und, verwünscht, darin steht alles klar und deutlich ... Nun will Rose diesen Brief dem Grafen schicken, um sich an ihm und dir zu rächen.“

„Was kümmert mich das?“ wiederholte Nana. „Das ist drollig ... Ah, so weit ist es mit Fauchery? Nun, um so besser! Sie hat mich gereizt. Da haben wir einmal etwas zu lachen.“

„O nein, ich will das nicht haben!“ versetzte Mignon lebhaft. „Das wäre ein schöner Skandal! Übrigens kommt nichts dabei heraus ...“

Er hielt inne aus Furcht, zuviel zu sagen. Nana aber rief aus, sie werde sicherlich nicht wieder einer ehrbaren Frau aus der Verlegenheit helfen. Da er dennoch bei seinem Vorsatze beharrte, blickte sie ihn fest an.

Ohne Zweifel fürchtete er, wenn Fauchery mit der Gräfin breche, werde dieser wieder mit seiner Frau verkehren wollen. Das bezweckte Rose auch gerade mit ihrer Rache, denn sie war dem Journalisten noch immer gut. Nana wurde nachdenklich, sie dachte an den Besuch Venots, und während Mignon sie noch zu überzeugen suchte, faßte sie einen Plan.

„Nehmen wir an“, fuhr er fort, „Rose schickt den Brief ab, nicht wahr? Es gibt dann einen Skandal; du bist darin verwickelt, man sagt, daß du an allem schuld seiest ... Zuerst wird sich dann der Graf von seiner Frau trennen ...“

„Warum dies?“ fragte sie. „Im Gegenteil ...“ Sie unterbrach sich selbst. Es war nicht nötig, daß sie ihre Gedanken verriet.

Ein plötzlicher Lärm drang jetzt an ihr Ohr; auf der Rennbahn kamen einige Reiter in gestrecktem Galopp dahergejagt. Es galt den „Preis der Stadt Paris“, der endlich von Corbreuse gewonnen wurde. Nunmehr blieb noch der „Große Preis“ übrig; die Aufregung wuchs, eine ängstliche Spannung bemächtigte sich der Menge, die den wichtigen Moment kaum erwarten konnte und unruhig hin- und herwogte. In dieser letzten Stunde noch staunten die Wettenden darüber, daß der Kurs für „Nana“, den Outsider Vandeuves', immer mehr stieg. Was bedeutete dieser plötzliche tolle Umschwung? Die einen sprachen spöttelnd über eine nette Ausbeutung der Tröpfe, die sich an diesem Possenspiel beteiligten; andere wieder wurden ernstlich besorgt und spürten etwas Verdächtiges dahinter. Es handelte sich dabei vielleicht, meinten sie, um einen Gaunerstreich,

und sie spielten auf verschiedene Spitzbubengeschichten an; aber diesmal hielt der vornehme Name Vandevres' sie von direkten Anschuldigungen zurück, und die Skeptiker, die voraussagten, „Nana“ werde ganz sicher zuletzt ankommen, behielten schließlich die Oberhand.

„Wer reitet ›Nana‹?“ fragte Falaise.

In diesem Augenblick erschien die wirkliche Nana wieder, grüßte und versetzte lachend: „Price reitet sie.“

Da begannen die Auseinandersetzungen von neuem. Price war eine in Frankreich unbekannt englische Berühmtheit. Warum hatte Vandevres diesen Jockey kommen lassen, da doch Gresham gewöhnlich ritt? Übrigens war man erstaunt zu sehen, daß er Lusignan diesem Gresham anvertraute, der nach Falaises Meinung doch niemals das Ziel erreichte. Aber alle diese Bemerkungen wurden übertönt von den Scherzen, Beweisen, kurz dem ganzen großen Meinungsgewirr. Um die Zeit totzuschlagen, setzte man sich wieder und leerte die Flaschen. Da ließ plötzlich ein Geflüster sich vernehmen, und die einzelnen Gruppen gingen auseinander. Vandevres kam, und Nana stellte sich ärgerlich.

Als sie über die Rennbahn schritten, sprach sie mit leiser Stimme:

„Sage mir doch, erkläre mir: Warum wird so stark auf deine Stute gesetzt?“

Er fuhr zusammen und entgegnete:

„Ach, Geschwätz! Wenn ich ein Lieblingspferd habe, setzen sie alle darauf, wenn aber mein Outsider gewinnt, belfern sie und schreien, als ob man sie erwürgte.“

„Das hätte man mir vorher sagen sollen, ich habe gewettet“, erwiderte sie. „Hat sie Chancen?“

Ein plötzlicher Zorn riß ihn hin, und er rief:

„Ach, laß mich ungeschoren ... Alle Pferde haben Chancen. Potz Wetter, der Kurs steigt nur, weil man darauf gesetzt hat. Wer, weiß ich nicht ... Ich will dich lieber stehen lassen, wenn du mich mit deinen dummen Fragen quälen willst.“

Dieser Ton entsprach weder seinem Charakter noch seinen Gewohnheiten. Sie war mehr erstaunt als verletzt. Übrigens war er jetzt eigentümlich verschämt geworden, und als sie ihn in trockenem Tone bat, doch höflich zu sein, entschuldigte er sich. Schon seit einiger Zeit gewahrte man an ihm einen plötzlichen Stimmungswechsel. In ganz Paris war es bekannt, daß er an diesem Tage seinen letzten Trumpf ausspielte. Wenn seine Pferde nicht gewannen, wenn sie nicht noch einmal die auf sie gewetteten beträchtlichen Summen einbrachten, so war es für ihn eine Katastrophe, es war sein Ruin; das Trugbild seines Kredits, der vornehme Schein, die seine durch Verschwendung und Schulden untergrabene Existenz noch hielten, stürzten dann krachend zusammen. Und Nana, das wußte jedermann, hatte auch diesem den letzten Stoß versetzt, sie war als letzte in sein bereits schwankendes Vermögen geraten und hatte vollends das Feld gesäubert. Man erzählte von ihren tollen Launen, wie sie das Geld gleichsam zum Fenster hinausgeworfen habe, von einer Spielpartie in Baden-Baden, wo ihm nicht so viel geblieben sei, um die Hotelkosten zu bezahlen, davon, daß sie einst eine Handvoll Diamanten ins Feuer geworfen habe, um zu sehen, ob diese wie Kohlen brennen. Noch vor acht Tagen hatte sie sich von ihm ein Schloß an der Küste der Normandie, zwischen Le Havre und Trouville, versprechen lassen, und er setzte seine Ehre aufs Spiel, um Wort zu halten. Sie reizte ihn nun, und er hätte sie schlagen mögen, so sehr fühlte er ihre Stupidität.

Der Torwächter hatte sie in die Umfriedung des Wiegeraumes eingelassen, da er dieses Weib am Arme des Grafen nicht anzuhalten wagte. Nana, aufgeblasen dadurch, daß sie den Fuß auf

dieses verbotene Terrain setzen durfte, schaute sich stolz um und ging langsam an den am Fuße der Tribüne sitzenden Damen vorüber. Dagueuet und Fauchery grüßten sie im Vorbeigehen; sie gab ihnen einen Wink, und sie mußten zu ihr kommen.

„Schauen Sie, wie der Marquis de Chouard altert! Dieser Greis wird sich wohl auch noch zugrunde richten! Ist er denn immer noch so verliebt?“

Da erzählte Dagueuet den jüngsten Streich des Alten, eine Geschichte, die am vorvergangenen Abend passiert war, von der aber noch niemand etwas wußte. Nach monatelangem Herumdrücken hatte er Gaga vorgestern — so erzählte man sich — ihre Tochter Lili um dreißigtausend Franken abgekauft.

„Nun, das ist ja recht nett!“ rief Nana erregt. „... aber ich überlege eben: Dann muß das also Lili sein, da unten auf dem Grasplatz in einem Coupé mit einer Dame. Auch kam mir das Gesicht bekannt vor... Der Alte wird sie ausgeführt haben.“ Vandeuvres, voll Ungeduld, hörte gar nicht zu und hegte nur den einen Wunsch, sie loszuwerden. Da aber Fauchery im Weggehen gesagt hatte, die Buchmacher müsse sie sich unbedingt ansehen, so sah sich der Graf trotz seinem sichtlichen Widerwillen genötigt, sie hinzuführen.

Zwischen den von jungen Kastanien umsäumten Grasflächen öffnete sich ein runder Platz, und hier wartete, in einem weiten Kreise unter dem Schutze des zartgrünen Laubdachs, eine dichtgeschlossene Reihe von Buchmachern auf die Wetten, wie bei einer Messe. Um über die Menge hinwegblicken zu können, hatten sie sich auf Holzbänke gestellt; ihre Kurszettel hefteten sie neben sich an die Bäume, während sie beständig Wetten einschrieben, wobei ihrem Späherblick eine einzige Handbewegung oder ein Augenblinzeln genügte, so daß uneingeweihte neugierige Gaffer den Mund aufsperrten und von alledem nichts begriffen.

Endlich verließen sie den Platz, als Vandevres einem Buchmacher flüchtig zunickte, der sich dann erlaubte, ihn zu rufen. Es war dies einer seiner früheren Kutscher, von ungeheurem Körperbau, mit wahren Elefantenschultern und rotem Gesicht. Jetzt, wo er mit einem Vermögen verdächtigen Ursprungs sein Glück bei den Wettrennen versuchte, begann der Graf ihn zu protegieren, indem er ihn mit seinen geheimen Wetten beauftragte; trotzdem behandelte er ihn immer noch wie einen Diener, vor dem man sich nicht zu genieren braucht. Trotz dieser Protektion hatte der Mann Schlag auf Schlag sehr beträchtliche Summen verloren, und auch er mit seinen dicken, blutunterlaufenen Augen spielte heute seine letzten Trümpfe aus.

„Nun, Maréchal“, fragte Vandevres ganz leise, „wieviel haben Sie gewettet?“

„Fünftausend Louisdor, Herr Graf“, antwortete der Buchmacher gleichfalls mit gedämpfter Stimme. „Nicht wahr, das ist hübsch... Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich den Kurs herabgedrückt habe, ich habe ihn bis auf drei gebracht.“

„Nein, nein, ich wünsche das nicht, bringen Sie ihn sofort wieder auf zwei... Ich werde Ihnen nichts mehr sagen, Maréchal.“

„Oh, was kann das jetzt dem Herrn Grafen für Schaden bringen?“ entgegnete der andere mit dem Lächeln eines vertrauten Spießgesellen. „Ich mußte doch die Leute anlocken, daß sie ihre zweitausend Louisdor wagten.“

Jetzt gebot ihm Vandevres Schweigen. Als er aber fortging, bedauerte Maréchal, ihn nicht über die merkwürdig hohen Sätze auf seine Stute befragt zu haben. Es wäre eine schöne Geschichte, wenn die Stute Chancen hätte, wo er sie soeben für zweihundert Louisdor gegen fünfzig verkauft hatte.

Nana, die von den leise gesprochenen Worten des Grafen nichts verstand, wagte dennoch nicht, neue Aufklärungen zu fordern.

Seine Aufregung hatte sich noch gesteigert, und er empfahl sie barsch an Labordette, als sie diesen vor dem Wiegeraum trafen.

„Bitte, Labordette, führen Sie Nana zurück!“ sagte er. „Ich habe zu tun... Auf Wiedersehen.“ Eben schloß man die Rennbahn, und Labordette eilte mit Nana nach dem Ausgang, aber sehr bald mäßigte er wieder seinen Schritt, um ihr einen kleinen Herrn zu zeigen, der in einiger Entfernung mit Vandeuvres sprach.

„Schau, da ist Price“, sagte er.

„Ach ja, der Mann, der mich reitet“, murmelte sie lachend. Sie fand ihn außerordentlich häßlich. Alle Jockeys waren ihr krüppelhaft erschienen; ohne Zweifel, meinte sie, weil man ihr Wachstum behindere. Price, ein Mann von vierzig Jahren, sah aus wie ein vertrocknetes Kind, mit langem, dürrer Gesicht, voller Falten, starr, wie tot. Sein Körper war so knorrig und verkümmert, daß die blaue Reitjacke mit den weißen Ärmeln auf einem Stück Holz zu hängen schien. 275

Am Arm Labordettes schritt sie über die Rennbahn hinweg, während die am Mast der roten Flagge aufgehängte Glocke ununterbrochen läutete, daß man die Bahn freimachen solle.

Um sie herum klatschte man Beifall und rief: „Bravo, Nana! ... Nana ist wieder da!“

Wie dumm sie doch waren, dachte sie, sie für eine feige Ausreißerin zu halten. Sie kam gerade im rechten Augenblick zurück. Achtung, jetzt begann das Rennen. Der Champagner wurde vergessen, und man hörte auf zu trinken.

Nana war sehr verwundert, daß sie Gaga mit Bijou und Louis auf dem Schoß in ihrem Wagen fand. Gaga hatte sich hierzu entschlossen, um wieder in Falloises Nähe zu sein, gab aber vor, sie habe nur das Kind ein wenig herzen wollen, da sie Kinder so sehr liebe.

„Apropos, und Lili?“ fragte Nana. „Das ist sie wohl da unten, in dem Coupé mit jenem Alten? ... Man hat mir soeben eine recht nette Geschichte erzählt.“

Gaga verzog ihr Gesicht zu einer trostlosen Fratze.

„Meine Liebe, ich bin darüber ganz unglücklich“, sagte sie in schmerzlichem Ton. „Gestern mußte ich das Bett hüten, so sehr habe ich geweint, und heute glaubte ich gar nicht kommen zu können... Nicht wahr, du weißt, was meine Absicht war? Ich wollte nicht und hatte sie in einem Kloster erziehen lassen, um sie einmal anständig zu verheiraten. An ernsten Ratschlägen und einer beständigen Überwachung hat es nicht gefehlt ... Nun wohl, meine Liebe, sie hat es selbst gewollt. Oh, das gab eine Szene, Tränen flossen, und an Grobheiten mangelte es auch nicht, ich habe ihr sogar eine Ohrfeige verabreicht. Sie langweilte sich zu sehr und wollte Abwechslung ... Als sie dann anfing zu sagen: ›Du hast am allerwenigsten ein Recht, mich daran zu hindern‹, entgegnete ich ihr: ›Du bist ein elendes Mädchen, du entehrst uns, geh' nur!‹ Und so kam es, daß ich endlich einwilligte, die Sache zu arrangieren... So ist nun auch meine letzte Hoffnung futsch, ach, und ich hatte mir alles so schön ausgedacht!“

In der Nähe entstand jetzt ein Streit, und sie erhoben sich. Es war Georges, der Vandeuvres gegen die dunklen Gerüchte in Schutz nahm, die in den einzelnen Gruppen auftauchten.

„Warum behauptet man, daß er sein Pferd im Stich läßt?“ rief der junge Mann. „Gestern hatte er im Klub für Lusignan eintausend Louisdor aufgenommen.“

„Jawohl, ich war dabei“, bestätigte Philippe. „Und nicht einen einzigen Louisdor hatte er auf ‚Nana‘ gesetzt... Wenn ‚Nana‘ auf zehn steht, so ist es schade um das Geld. Es ist lächerlich, den Leuten alles so haarklein vorzurechnen. Welches Interesse soll er dabei haben?“

Labordette hörte ruhig zu, dann zuckte er die Achseln und sagte:

„Lassen Sie doch die Leute reden... Der Graf hat soeben noch wenigstens fünfhundert Louisdor auf Lusignan gewettet, und wenn er auf ‚Nana‘ auch etwa hundert Louisdor gesetzt hat, so ist dies nur deshalb geschehen, weil ein Besitzer immer so tun muß, als traue er seinen Pferden.“

„Pst, was kümmert uns das!“ rief Faloise. „Spirit wird gewinnen... Frankreich schlagen! Bravo England!“

Die Menge war aufs höchste bewegt, während ein neues Glockenzeichen die Ankunft der Pferde in der Rennbahn ankündigte. Da stieg Nana, um mehr sehen zu können, auf einen Sitz ihres Landauers.

Eine gelb-rot gestreifte Flagge flatterte in der Luft an der Spitze des Mastes. Die Pferde kamen eines nach dem andern herbei, von Stallburschen geführt. Ein allgemeines Gemurmel empfing Spirit, einen großen, stolzen Braunen, dessen grelle Farben, Zitronengelb und Schwarz, einen echt englischen, melancholischen Eindruck machten. Auch Valerio II ward mit Applaus begrüßt; er war klein und lebhaft und trug als Abzeichen Mattgrün mit Rosa. Die beiden Pferde Vandeuves' ließen noch auf sich warten. Endlich erschienen hinter Frangipane die Farben Blau und Weiß. Aber beinahe hätte man Lusignan, einen dunklen Braunen von tadelloser Form, über dem Erstaunen vergessen, das „Nana“ hervorrief. So hatte man sie noch nicht gesehen; das Sonnenlicht spielte mit ihrer breiten Brust, ihrem frei und stolz getragenen Kopf und Hals, mit ihrem feingeschweiften, langen Rücken.

„Schau, sie hat ganz mein Haar!“ rief Nana entzückt. „Hört, ihr wißt, daß ich stolz darauf bin!“

Man kletterte auf den Landauer, und Bordenave hätte beinahe den kleinen Louis getreten, den Nana vergessen hatte. Mit freundlichem Brummen hob er ihn auf seine Schulter und murmelte:

„Der arme Junge will auch etwas sehen... Warte, ich will dir deine Mama zeigen... Sieh einmal da unten das Hottepferd!“

Und als Bijou ihm an den Beinen herumkratzte, nahm er auch diesen herauf, während Nana, glücklich über die Stute, die ihren Namen trug, einen Blick nach den anderen Weibern warf, um ihre Mienen zu betrachten. Alle waren wütend. In diesem Augenblick winkte die Tricon, die bis dahin regungslos auf ihrem Wagen gesessen hatte, über die Menge hinweg einen Buchmacher zu sich und sprach mit ihm. Sie setzte auf „Nana“ .

Faloise machte indessen einen unerträglichen Lärm. Er begeisterte sich für Frangipane.

„Ich habe eine geniale Eingebung“, wiederholte er. „Sehen Sie nur Frangipane! Ha, welche Spannkraft... Ich setze acht auf Frangipane. Wer will mein Partner sein?“

„Verhalten Sie sich doch ruhig“, sagte schließlich Labordette.

„Sie werden es bereuen.“

Die Pferde waren auf die rechte Seite gelenkt worden und machten jetzt den Probegalopp, indem sie ohne Ordnung an den Tribünen vorbeisausten. Es entstand eine leidenschaftliche Aufregung, und alles sprach durcheinander.

Der erste Anlauf war nicht gut, denn der Starter, den man in der Ferne wie einen dünnen, schwarzen Strich bemerkte, hatte seine rote Fahne nicht gesenkt. So kehrten die Pferde wieder zurück und machten noch zwei Anläufe. Endlich ließ der Starter die Pferde sich ordnen, und plötzlich schossen sie alle gleichzeitig davon, so daß ein allgemeiner bewundernder Aufschrei die Folge war.

„Herrlich!... Nein, es ist nur Zufall!... Tut nichts, es ist soweit!“

Das laute Rufen wurde durch die bange Erwartung erstickt, die jedes Herz zusammenschnürte. Die Wetten wurden eingestellt, atemloses Schweigen herrschte. Bleiche, nervös zitternde Gesichter reckten

sich in die Höhe. Anfangs waren Hasard und Cosinus voraus, gleich nach ihnen kamen Valerio II und die anderen Pferde in einem wirren Haufen. Frangipane war der letzte, „Nana“ folgte etwas hinter Lusignan und Spirit. „Verflucht!“ murmelte Labordette. „Der Engländer macht sich!“

„Bei Gott, der Engländer hat gewonnen, daran ist nicht mehr zu zweifeln“, sagte Bordenave. „Lusignan ist ermüdet, und Valerio II kann sich nicht mehr halten.“

„Na, das wäre nett, wenn der Engländer gewinnen würde“, rief Philippe aus, den plötzlich ein patriotischer Schmerz überkam.

Ein Angstgefühl begann jetzt die ganze Menschenmenge zu befallen. Noch eine Niederlage? Und man flehte beinahe inbrünstig für Lusignans Sieg, während man Spirit und seinen Jockei mit den Leichenträgerfarben verwünschte. In wildem Galopp jagten die Reiter über den Grasplatz. Nana wandte sich um und sah zu ihren Füßen diesen Wirrwarr von Tieren und Menschen, dieses unruhige Meer von Köpfen, das um die Rennbahn herum gleichsam durch den Wirbelwind des Wettlaufes aufgewühlt wurde. Am Horizont strahlten die lebhaften Farben der Jockeis.

„Nur ruhig!“ rief Georges, immer noch hoffnungsvoll. „Es ist noch nicht zu Ende... Der Engländer ist eingeholt.“

Nach und nach erschienen die Pferde wieder hinter der Baumgruppe. Eine allgemeine Bestürzung machte sich geltend, und ein langes Murmeln durchlief die Menge. Valerio II hielt noch immer die Spitze; aber Spirit überholte ihn, und hinter diesem war Lusignan zurückgeblieben, während ein anderes Pferd seine Stelle einnahm. Auf den ersten Blick konnte man nicht sehen, welches Pferd es war, weil man die Reiter verwechselte. Plötzlich ertönten Rufe: „›Nana‹ ist es!... Vorwärts, ›Nana‹!... Ich sage Ihnen, Lusignan ist nicht von der Stelle gekommen... Ah, jawohl, es ist ›Nana‹. Man erkennt sie sofort an ihrer goldigen Farbe... Sehen Sie jetzt, sie zeigt gewaltiges

Feuer... Bravo, ›Nana‹!... Bah, es nützt nichts, sie macht es wie Lusignan.“

Einige Sekunden lang war dies die Meinung aller. Aber langsam gewann die Stute immer mehr an Boden, was ungeheure Aufregung hervorrief. Die in der Reihe zuletzt kommenden Pferde interessierten niemanden mehr. Ein letzter entscheidender Wettstreit entstand zwischen Spirit, „Nana“, Lusignan und Valerio II. Mit unablässiger Spannung besprach man ihr Vorrücken oder ihr Zurückbleiben in kurz hervorgestoßenen Sätzen. Nana war soeben auf ihren Kutschbock gestiegen, sie erbleichte, ein Zittern durchlief ihre Glieder, sie war so mitgerissen, daß sie kein Wort über die Lippen brachte. Labordette, der neben ihr stand, hatte wieder seine lächelnde Miene angenommen.

„Nun, dem Engländer wird es schwer“, rief Philippe jubelnd aus. „Er läuft gar nicht mehr gut.“

„Auf alle Fälle ist es mit Lusignan nichts mehr“, bemerkte Faloise trocken. „Valerio II kommt jetzt vor... Sehen Sie, alle vier sind jetzt durcheinander in einem Knäuel.“

Ähnliche Bemerkungen machten alle übrigen. Jetzt verschwand der Pferdeknäuel in einer Staubwolke. Man merkte sein Näherkommen nur an einem fernen Schnauben, das von Minute zu Minute deutlicher wurde. „Nana“ gewann immer mehr Vorsprung; jetzt war Valerio II ausgestochen, und sie hielt sich auf zwei bis drei Halslängen mit Spirit an der Spitze. „Vorwärts, Lusignan, feige, elende Schindmähre!... Sehr gut, der Engländer! Immer weiter so, alter Bursche! Und dieser Valerio, es ist abscheulich!... Ah, dieses Vieh! Futsch sind meine zehn Louisdor!... Nur ‚Nana‘ hält sich wacker! Bravo, ‚Nana‘! Bravo, du kleiner Schäker!“

Nana begann auf ihrem Kutschbock sich zu wiegen und zu winden, als ob sie selbst mitrennen wollte. Sie zuckte vor und zurück und schien gleichsam der Stute behilflich zu sein. Bei jeder dieser

zuckenden Bewegungen seufzte sie ermattet und stammelte mit dumpfer Stimme: „Lauf doch... vorwärts... so mach schon...“

Jetzt bot sich ein prächtiges Schauspiel. Price hatte sich in den Steigbügeln aufgerichtet, die Reitpeitsche erhoben und hieb mit eiserner Faust auf „Nana“ ein. Dieser alte, vertrocknete Junge, diese lange steife und knöcherne Gestalt sprühte Flammen. Und in einem Augenblick feuriger Verwegenheit, in einem Augenblick triumphierenden Willens ward er wieder zärtlich mit „Nana“, er unterstützte, er trug sie gleichsam, sie, die schaubedeckt und mit blutunterlaufenen Augen dahinjagte. So zog die ganze Reihe mit Donnergetöse vorbei, den Atem erstickend und die Luft vor sich her peitschend — während der Preisrichter, mit kalter Miene und den Blick fest auf den Startpunkt gerichtet, das Resultat erwartete.

Donnernder Beifall erscholl. Mit einer letzten, übermenschlichen Anstrengung hatte Price „Nana“ durchs Ziel gebracht und Spirit um eine Kopflänge geschlagen.

„Nana! Nana! Nana!“ tobte es jetzt wie donnernder Wogenprall. Dieser Ruf pflanzte sich fort, wuchs mit Sturmesgewalt. „Es lebe ,Nana‘! Es lebe Frankreich! Nieder mit England!“

Die Damen schwenkten ihre Sonnenschirme; mehrere Herren sprangen wie rasend umher, drehten sich im Kreise und schrien, andere wieder warfen mit erregtem Lachen ihre Hüte hoch. Und von der anderen Seite der Rennbahn tönte dasselbe Dröhnen herüber, auch auf den Tribünen wurde es lebendig, ohne daß man etwas anderes deutlich sah als ein Zittern der Luft, als walle eine unsichtbare Flamme über jenem Gewirr winziger Gestalten, von denen man nur die verschränkten Arme, die Augen und den Mund als dunkle Punkte unterschied. Der Donnerhall der Rufe wollte nicht aufhören, er schwoll an und ertönte wider in den fernen Alleen, unter deren Schatten das Volk lagerte, er dehnte sich bis zur kaiserlichen Tribüne aus, wo selbst der Kaiser Beifall gespendet hatte. „Nana! Nana! Nana!“

Da glaubte Nana, hoch oben auf dem Landauer, der Beifall gelte ihr. Einen Augenblick lang war sie, bestürzt über ihren Triumph, unbeweglich stehen geblieben und starrte nach der Rennbahn, die jetzt von einem so dichten Menschengetümmel bedeckt war, daß man vor schwarzen Hüten fast das Gras nicht mehr erkennen konnte. Als sich dann dieses Gewimmel zu einer Doppelreihe bis an den Ausgang rangiert hatte und von neuem die mit Price davonsprengende „Nana“ begrüßte — der Jockey, auf ihren Hals niedergebeugt, mit glanzlosen, müden Augen im Sattel —, vergaß sie alles, klatschte in die Hände und gab ihrem Triumphgefühl in hemmungslosen Worten Ausdruck.

„Ah, bei Gott, das gilt mir... Ah, bei Gott, welches Glück!“ Sie wußte nicht, wie sie die Freude ausdrücken sollte, die ihr ganzes Wesen erfüllte; sie umarmte und küßte Louis, den sie eben hoch auf Bordenaves Schulter erblickt hatte.

Nana hörte noch immer ihren Namen, von dem die ganze Ebene widerhallte. Es war ihr Volk, das ihr Beifall jauchzte, während sie im Sonnenglanz mit ihrem Sternenhaar und ihrer blau und weißen Robe, der Farbe des Himmels, dominierte. Labordette war hinweggeeilt und hatte ihr soeben einen Gewinn von zweitausend Louisdor angekündigt, da er ihre fünfzig Louisdor gegen vierzig auf „Nana“ gesetzt hatte. Die anderen Weiber verloren sämtlich. Rose Mignon hatte wütend ihren Sonnenschirm zerbrochen; Caroline Héquet, Clarisse, Simonne und selbst Lucy Stewart stießen halb unterdrückte Verwünschungen aus, sie spien Gift und Galle über das Glück dieser „dicken Dirne“, während die Tricon, die sich erst kurz vor Beginn des Rennens entschlossen hatte, auf ihrem Wagen, selbstgefällig und entzückt über ihren Spürsinn, ihre lange, dünne Taille über alle emporrichtete und als erfahrene Matrone die Siegerin „Nana“ rühmte.

Unterdessen drängten sich immer mehr Herren um den Landauer herum, und wildes Jauchzen ertönte. Georges schrie sich fast die

Kehle heiser, und da es an Champagner fehlte, war Philippe soeben mit den Dienern nach den Restaurationszelten geeilt. Nanas Triumph lockte jetzt noch diejenigen herbei, die vorher gezögert hatten; ihr Wagen war zum Zentrum der staunenden Menge geworden, und die Bewegung gipfelte in ihrer Apotheose: die Königin Venus im Freudentaumel ihrer Sklaven. Bordenave murmelte hinter ihr väterlich-zärtliche Flüche. Sogar Steiner war wiedererobert; er hatte Simonne verlassen und schwang sich auf einen der Wagentritte. Als endlich der Champagner angelangt war und sie ihr volles Glas erhob, brach ein orkanartiger Beifallssturm los, und man jauchzte laut: „Nana! Nana! Nana!“, so daß die erstaunte Menge sich nach der Stute umschaute und nicht wußte, ob jenes Tier oder dieses Weib die Gemüter mit Jubel erfüllte.

Auch Mignon eilte herbei, trotz der wütenden Blicke Roses. Diese verwünschte Dirne raubte ihm alle Fassung, und er wollte sie umarmen. Nachdem er ihr die Wangen geküßt hatte, sagte er in väterlichem Ton: „Vor allem ist es mir unangenehm, daß Rose jetzt sicherlich den Brief abschicken wird... Sie schäumt vor Wut.“

„Um so besser, das verschafft mir wenigstens Ruhe!“ antwortete Nana sorglos. Als sie aber seine Bestürzung bemerkte, fuhr sie hastig fort: „Ach nein, was sage ich denn?... In der Tat, ich weiß nicht, was ich sage!... Ich bin betrunken.“

Und trunken, ja, in der Tat, trunken vor Freude, trunken vom Sonnenschein, hielt sie noch immer ihr Glas erhoben und spendete sich selbst Beifall.

„Auf Nanas Wohl! Auf Nanas Wohl!“ rief sie mitten in den wachsenden Lärm, das Gelächter und die Bravorufe hinein, die sich nach und nach der ganzen Rennbahn bemächtigt hatten.

Das Rennen ging zu Ende, es handelte sich nur noch um den „Prix Vaublanc“, und viele Wagen fuhren einer nach dem anderen weg. Unterdessen tauchte der Name Vandeuvres unter unliebsamen

Erörterungen wieder auf. Jetzt war es klar: Vandeuves hatte seit zwei Jahren diesen Meisterstreich geplant, indem er Gresham beauftragt hatte, „Nana“ zurückzuhalten; Lusignan hatte er nur deshalb vorgeführt, um mit der Stute ein sicheres Spiel zu haben. Diejenigen, die verloren hatten, ärgerten sich, während die Gewinner die Achseln zuckten. War das denn nicht erlaubt, wenn man alles reiflich erwog? Er war doch der Herr über seinen Marstall und konnte seine Pferde ausnutzen, wie es ihm gutdünkte. Man hatte ja noch ganz andere Sachen erlebt! Die meisten hielten es für klug von Vandeuves, daß er durch seine Freunde alles hatte zusammennehmen lassen, was nur auf „Nana“ zu setzen war, und dadurch erklärte sich auch die plötzliche Kurssteigerung; man sprach von zwei Millionen Louisdor, eine Summe, deren Größe Respekt verschaffte und alles entschuldigte.

Aber man flüsterte sich auch noch andere Gerüchte sehr ernster Art zu. Einige Herren erzählten die Sache genauer; es wurden Stimmen laut, und man sprach nunmehr ganz offen von einem abscheulichen Skandal. Mit dem armen Vandeuves war es aus, er hatte sein Spiel durch einen gemeinen Betrug verdorben, durch einen raffinierten Diebstahl, indem er Maréchal, einen verdächtigen Buchmacher, beauftragte, auf seine Rechnung zweitausend Louisdor gegen Lusignan zu setzen, nur um die Kleinigkeit von einigen tausend Louisdor, die er offen gewettet hatte, wiederzubekommen; und dies gab ihm den Todesstoß mitten in seinem stürzenden Glück.

Der Buchmacher, dadurch vorher in Kenntnis gesetzt, daß das Lieblingspferd nicht gewinnen werde, hatte an die sechzigtausend Franken auf dieses Pferd zusammengebracht. Labordette hatte jedoch infolge ungenauer Instruktionen bei ihm zweihundert Louisdor auf „Nana“ gesetzt, was der andere, unbekannt mit dem geplanten Streiche, ebenfalls zu fünfzig notierte. Infolge seiner Verluste war Maréchal, der den Boden unter seinen Füßen weichen fühlte, als er Labordette mit dem Grafen nach dem Rennen vor dem

Wiegeraum sprechen sah, plötzlich ein Licht aufgegangen, und wütend darüber, betrogen zu sein, hatte er soeben ganz öffentlich eine abscheuliche Szene hervorgerufen, indem er mit unverschämten Worten die Geschichte erzählte und somit das Publikum zu bitterer Kritik reizte. Man behauptete sogar, daß ein Ehrengericht über den Fall beschließen werde.

Nana, die Philippe und Georges ganz leise davon in Kenntnis setzten, erging sich in Betrachtungen, ohne sich indessen sonst in ihrem Lachen und Trinken stören zu lassen. Es sei dies wohl möglich, meinte sie; sie erinnere sich gewisser Umstände, auch sei jener Maréchal ein rüder Bursche.

Indessen zweifelte sie noch, als Labordette erschien. Er war sehr bleich.

„Nun, wie steht es?“ fragte sie ihn halblaut.

„Futsch!“ antwortete er einfach.

Er zuckte mit den Achseln und fügte hinzu, dieser Vandeuvres sei doch ein rechtes Kind! Sie machte eine Geste, als ob sie sich ärgerte...

Erst am Dienstag erholte sich Nana teilweise von den Aufregungen ihres Sieges. Am Morgen unterhielt sie sich mit Madame Lerat, die ihr Nachricht über Louis brachte, denn dieser war durch den Aufenthalt im Freien krank geworden. Besonders regte sie eine Geschichte auf, die man sich in ganz Paris erzählte. Vandeuvres, der von den weiteren Wettrennen ausgeschlossen und noch am selben Abend aus dem Kaiserklub ausgewiesen worden war, hatte sich am nächsten Tage in seinem eigenen Stall mit seinen Pferden dem Flammentod überliefert.

„Er hatte es mir vorhergesagt“, sagte das junge Weib zu wiederholten Malen. „Ein wahrer Tollkopf, dieser Mann!... Ich bekam höllische Angst, als man es mir gestern abend erzählte; er hätte mich ebensogut einmal in der Nacht umbringen können... Und

dann, mußte er mich nicht anstandshalber über sein Pferd vorher in Kenntnis setzen? Ich hätte dann wenigstens mein Glück gemacht!... Zu Labordette hatte er gesagt, ich würde, wenn ich die Sache erführe, sofort meinen Friseur und eine Menge anderer Herren ins Geheimnis ziehen. Und das nennt der Mensch Höflichkeit!... Nein, ich kann ihn wirklich nicht sehr bedauern.“

Nach diesen Reflexionen hatte sie eine plötzliche Wut ergriffen, als gerade Labordette eintrat; er hatte ihre Wetten geregelt und brachte ihr gegen vierzigtausend Franken. Dadurch wurde ihre schlechte Laune nur vergrößert, denn sie hätte ja eigentlich eine Million gewinnen müssen. Labordette spielte bei diesem Abenteuer den Unschuldigen und ließ Vandeuves schmähslich im Stich. Diese alten Adelsfamilien, meinte er, seien degeneriert und es nehme mit ihnen noch ein böses Ende auf banale Weise.

„O nein“, sagte Nana, „es ist gar nicht banal, sich auf diese Weise in einem Stall zu verbrennen. Ich finde, daß er mit Furore abgetreten ist. Oh, du weißt, seine Geschichte mit Maréchal verteidige ich durchaus nicht; das war kein Meisterstreich. Aber wenn ich bedenke, daß Blanche die Frechheit besessen hat, es mir zur Last zu legen! Ich habe einfach geantwortet: ‚Habe ich ihm denn gesagt, daß er stehlen soll?‘ Nicht wahr, man kann doch Geld von einem Herrn verlangen, ohne ihn zum Verbrechen zu treiben... Wenn er mir gesagt hätte: ‚Ich habe nichts mehr‘, so hätte ich ihm entgegnet: ‚Gut, dann sind wir geschiedene Leute.‘ Und zu weiterem wäre es dann nicht gekommen.“

„Ohne Zweifel“, versetzte die Tante ernst. „Wenn die Herren auf ihrem Trotz kopf bestehen, müssen sie es auch ausbaden.“

„Aber was das kleine Schlußfeuerwerk anbetrifft, oh, so ist das eigentlich sehr brilliant!“ fuhr Nana fort. „Es muß aber doch schrecklich gewesen sein, daß einen eine Gänsehaut überläuft. Er soll jedermann entfernt und sich dann eingeschlossen haben... Noch dazu mit Petroleum... Und es soll gebrannt haben: lichterloh!

Denken Sie doch, ein großes Gebäude, mit Stroh und Heu gefüllt! Die Flammen sind turmhoch in die Luft gestiegen... Am schönsten sollen sich die Pferde benommen haben, die durchaus nicht haben braten wollen. Man hat sie wiehern und gegen die Tür springen hören... Ja, dabei ist manchem ein Schreck in die Glieder gefahren, als er davon hörte.“

Labordette trällerte unterdessen ein Liedchen vor sich hin. Er glaubte nicht an den Tod Vandeuvres'. Er meinte, es sei ihm von einer Person beteuert worden, daß diese gesehen habe, wie er durch ein Fenster entflohen sei. Er habe seinen Stall nur in einem Anfall von Wahnsinn angezündet und sei erst dann wieder zur Besinnung gekommen, als es ihm allmählich zu heiß auf dem Pelz gebrannt habe. Ein Mann, der so in Weiber vernarrt und so ausgemergelt sei, könne nicht auf solch eine kühne Weise sterben.

Nana hörte ihm zu; ihre Augen weiteten sich. Sie fand indes keine anderen Worte als:

„Ach, der Unglückliche! Es wäre doch ein schöner Tod gewesen!“

Zwölftes Kapitel

Gegen ein Uhr morgens lagen Nana und der Graf noch wach in dem großen, mit venezianischen Spitzen besetzten Bette. Der Graf war, nach dreitägigem Schmollen, wiedergekehrt. Das von einer Nachtlampe schwach erhellte Zimmer, durchströmt von einer lauwarmen, von Liebesdüften gesättigten Luft, war in ein einschläferndes Dämmerlicht getaucht, in dem die lackierten, mit Silber eingelegten Möbel nur matt hervorschimmerten. Ein herabgelassener Vorhang hüllte das Bett in Schatten. Nur ein Seufzer, dann ein Kuß unterbrach die Stille... Plötzlich schlug Nana die Bettdecke zurück und setzte sich einen Augenblick mit nackten Beinen auf den Rand des Bettes. Der Graf, den Kopf auf das Kissen zurückgelegt, blieb im nächtlichen Dunkel liegen.

„Lieber, du glaubst doch an Gott?“ fragte Nana nach einigem Nachdenken wie von einer religiösen Furcht ergriffen.

Schon seit dem Morgen klagte sie über eine gewisse Beklommenheit, über dumme Gedanken, wie sie zu sagen pflegte: Gedanken an Tod und Verdammnis stiegen wieder in ihrer Brust empor. Zuweilen überkam sie in der Nacht eine kindische Furcht, und Alpdrücken quälte sie, so daß sie nicht schlafen konnte.

Sie fuhr fort:

„Glaubst du, daß ich in den Himmel komme?“

Sie zitterte, während der Graf, über diese sonderbare Frage in einem solchen Augenblick erstaunt, seine eigenen Gewissensbisse wieder erwachen fühlte. Sie warf sich seufzend an seine Brust und klammerte sich fest an ihn an.

„Ich fürchte mich so sehr vor dem Tode... Ich fürchte mich zu sterben...“ wimmerte sie.

Nur mit der größten Mühe konnte er sich von ihr losmachen. Er selbst fürchtete, bei dem Wahnausbruche dieses Weibes schwach

zu werden, wenn sie sich in schrecklicher Furcht vor dem Unsichtbaren an seinen Körper schmiegte; er flößte ihr Trost ein: sie befinde sich ja wohl und brauche sich nur gut zu betragen, um einst auf Gnade hoffen zu können. Sie aber meinte kopfschüttelnd, es werde wohl kein Mensch bezweifeln, daß sie niemandem etwas zuleide tue; sie zeigte ihm sogar eine Medaille mit der Heiligen Jungfrau, die sie an einem roten Schnürchen stets auf ihrem Busen trug; oh, es sei von vornherein bestimmt, daß alle unverheirateten Frauenzimmer, sobald sie sich von Männern berühren ließen, der Verdammnis anheimfielen.

Er sah sie schon in seiner Phantasie nach hundertjährigem Todesschlummer als fleischloses Skelett im Grabe; er faltete die Hände und stammelte ein Gebet. Seit einiger Zeit übte die Religion wieder ihre Gewalt auf ihn aus; seine Glaubensschwärmerei erfaßte ihn jeden Tag so heftig, daß er nach solchen Momenten wie zu Boden geschmettert war. Krampfhaft zusammengepreßt knackten die Finger seiner Hände, und beständig wiederholte er die Worte: „Mein Gott... mein Gott... mein Gott!“ Es war der Angstschweiß seiner Schmach, der jähe Aufschrei seiner Sünde, gegen die er machtlos blieb, trotz dem sicheren Bewußtsein seiner Verdammnis. Nana begann zu weinen, beide umarmten sich, klapperten, ohne recht zu wissen warum, mit den Zähnen und waren von ein und derselben beunruhigenden Idee besessen. Ähnliche Abende hatten sie schon oft verbracht; nur hatte diesmal ihr Benehmen „die Spitze des Blödsinns“ erreicht, wie Nana erklärte, sobald sie sich nicht mehr fürchtete. Ein Verdacht stieg in ihr auf, und vorsichtig horchte sie den Grafen aus, ob vielleicht Rose Mignon ihm einen Brief geschickt habe. Aber das war nicht der Fall, es war nur die Angst, nichts weiter, denn er wußte noch nichts von seiner Hahnreischafft.

Zwei Tage später stellte sich Muffat schon am Morgen bei ihr ein, zu einer Stunde, zu der er sonst nie zu kommen pflegte. Er war bleich, seine Augen schienen gerötet, und der ganze Körper bebte noch

von einem heftigen, inneren Kampf. Zoé aber, selbst aufs äußerste bestürzt, merkte seine Verwirrung nicht. Sie war ihm entgegengeeilt und rief ihm zu:

„Oh, mein Herr, kommen Sie schnell! Madame wäre gestern abend beinahe gestorben.“

Und als er Genaueres wissen wollte, fuhr sie fort:

„Ach, etwas Unglaubliches... Ein Abortus, mein Herr, wie der Doktor sagt.“

Nana war seit drei Monaten in anderen Umständen. Lange Zeit hatte sie nur an ein Unwohlsein geglaubt, und selbst der Doktor Boutarel war im Zweifel. Als er sich aber dann deutlicher erklärte, empfand sie solchen Verdruß, daß sie alles mögliche tat, um ihren Zustand zu verheimlichen. Davon rührten aber auch zum Teil ihre ängstliche Furcht und ihre finstere Laune her; sie bewahrte ihr Geheimnis mit der Scham eines Mädchens, das sich Mutter fühlt, seinen Zustand aber verbergen muß. Es erschien ihr wie ein lächerlicher Zufall, wie etwas, das ihr hinderlich war und worüber sie viel Spott würde erdulden müssen.

„Kommen Sie nur getrost herauf, mein Herr“, sagte Zoé zu Muffat. „Madame befindet sich schon viel besser und wird Sie sicherlich empfangen... Wir warten eben auf den Doktor, der versprochen hat, heute früh wiederzukommen.“

Die Zofe hatte Georges bestimmt, nach Hause zu gehen und sich schlafen zu legen. Oben im Salon befand sich nur noch Satin. Sie lag auf dem Diwan, rauchte eine Zigarette und starrte geistlos in die Luft. Als jetzt Zoé an ihr vorüberging und dem Grafen wiederholte, wie sehr Madame gelitten habe, bemerkte sie schnippisch:

„Geschieht ihr ganz recht, das wird ihr schon Vernunft beibringen.“

Erstaunt drehten sich die beiden um. Satin hatte sich nicht gerührt, ihre Augen blickten wie vorher unverwandt nach der Decke, und sie drehte die Zigarette nervös zwischen den Lippen.

„Ei, Sie sind ja recht liebenswürdig!“ versetzte Zoé.

Aber jetzt schnellte Satin auf, sah den Grafen mit wütenden Blicken an und schleuderte ihm dieselbe Bemerkung ins Gesicht:

„Geschieht ihr ganz recht, das wird ihr schon Vernunft beibringen!“

Dann lehnte sie sich wieder zurück und blies eine leichte Rauchwolke vor sich hin, als ob sie gar kein Interesse für die Sache habe.

Zoé hatte den Grafen Muffat ins Schlafzimmer geführt. Äthergeruch schlug ihm entgegen. Eine behagliche Ruhe herrschte im Gemach, die der spärliche Wagenverkehr in der Avenue de Villiers selten durch ein dumpfes Rollen störte. Nana lag mit bleichem Gesicht auf den Kissen; sie schlief nicht, und ihre träumerischen Augen waren weit geöffnet. Als sie den Grafen bemerkte, glitt ein Lächeln über ihre Züge, ohne daß sie sich aber rührte. „Ach, mein alles“, murmelte sie langsam, „ich glaubte sicher, ich würde dich nie wiedersehen.“

Als er sich nun über sie beugte und ihr Haar küßte, wurde sie zärtlich und sprach ganz zutraulich mit ihm über das Kind, gerade als ob er der Vater wäre.

„Ich wagte es dir nicht zu sagen... Ich fühlte mich so glücklich! Oh, ich machte mir sehr süße Gedanken und hätte gewünscht, daß es deiner wert würde. Und nun ist es vorbei damit... Aber vielleicht ist es so besser! Ich will dir in deinem Leben keine Unannehmlichkeiten machen.“

Er war erstaunt über diese Zumutung und stammelte einige zusammenhanglose Phrasen. Unterdessen hatte er einen Stuhl ergriffen und sich an das Bett gesetzt, den einen Arm auf die Decke

gestützt. Jetzt bemerkte Nana die Verwirrung in seinen Gesichtszügen, seine blutunterlaufenen Augen und das nervöse Zittern seiner Lippen.

„Was ist dir denn?“ fragte sie. „Du bist wohl auch krank?“

„Nein... mir fehlt gar nichts“, brachte er mühsam hervor. Sie schaute ihn mit einem durchdringenden Blick an; dann schickte sie Zoé fort, die noch immer Arzneigläser ordnete, und als sie endlich allein waren, zog sie ihn zu sich heran und wiederholte:

„Was ist dir, mein Lieber? Deine Augen schwimmen in Tränen, ich sehe es wohl... Vorwärts, sprich, du bist gekommen, um mir etwas zu sagen.“

„Nein, nein, ich beteuere es dir“, stammelte er.

Aber plötzlich, von Schmerz überwältigt und durch den Eindruck dieses Krankenzimmers gerührt, in das er ahnungslos getreten war, brach er in Seufzer aus und vergrub sein Gesicht in die Decken, um den Ausdruck seines Schmerzes zu ersticken. Sicherlich hatte Rose Mignon sich entschlossen, ihm den verhängnisvollen Brief zu schicken. Nana ließ ihn einige Zeit weinen, bis er von so heftigen konvulsivischen Zuckungen befallen wurde, daß das ganze Bett erzitterte. Endlich begann sie im Ton einer mitleidigen Mutter:

„Du hast wohl zu Hause Verdruß gehabt?“

Er bestätigte dies durch ein Kopfnicken, und nach einer Pause fuhr sie leise fort: „Also weißt du jetzt alles?“

Er nickte mit dem Kopf, und nun trat Schweigen ein in dem schmerzerfüllten Zimmer. Als er am Abend zuvor von der Soiree bei der Kaiserin nach Hause kam, hatte man ihm den von Sabine an ihren Liebhaber gerichteten Brief übergeben. Nach einer schrecklichen Nacht, während deren er auf Rache sann, war er am Morgen schon ausgegangen, um nicht in seiner leidenschaftlichen Wut seine Frau auf der Stelle zu ermorden. Draußen hatte ihn die

milde Luft des schönen Junimorgens umfächelt, seine bösen Gedanken waren geschwunden, und so war er zu Nana gekommen, wie er dies in allen Schreckensstunden seines Lebens zu tun pflegte. Erst hier überließ er sich seinem Schmerz.

„Nun, beruhige dich“, entgegnete ihm Nana und spielte die Gutmütige. „Schon lange weiß ich davon; aber ich hätte dir sicherlich nicht die Augen geöffnet. Du erinnerst dich wohl, vergangenes Jahr hattest du bereits Zweifel gehegt. Dennoch war, dank meiner Klugheit, alles gut abgelaufen. Kurz, es fehlte dir an Beweisen... Und heute nun, wo du einen Beweis in Händen hast, ist das für dich sehr bitter, ich begreife es wohl! Dennoch muß man sich zu trösten wissen, man ist deshalb noch nicht entehrt.“

Er weinte nicht mehr. Ein Schamgefühl hielt ihn zurück, wiewohl er schon lange ihr von den intimsten Einzelheiten seines ehelichen Lebens Mitteilung gemacht hatte. Sie mußte ihn jetzt ermutigen. Oh, sie sei ja ein Weib, also könne sie alles hören. Mit dumpfer Stimme bemerkte er:

„Du bist krank. Was nützt es, dich damit zu behelligen! Es ist töricht von mir, daß ich gekommen bin. Ich will wieder gehen.“

„Nicht doch“, sagte sie lebhaft. „Bleibe! Ich kann dir vielleicht einen guten Rat geben. Nur laß mich nicht zuviel sprechen, der Arzt hat mir das verboten.“

Er war endlich aufgestanden, ging im Zimmer umher, und sie fragte ihn: „Was willst du jetzt anfangen?“

„Bei Gott, ich werde diesen Menschen ohrfeigen.“

Mit einer mißbilligenden Bewegung fuhr sie fort:

„Das zeugt von keiner Stärke... Und deine Frau?“

„Ich werde die Scheidung beantragen, ich habe jetzt den Beweis in Händen.“

„Auch gar nicht sonderlich stark, mein Lieber! Das ist sogar recht dumm... Du weißt, ich werde dies niemals zugeben.“

Und ruhig, mit schwacher Stimme, bewies sie ihm das Nutzlose eines Duells oder eines Prozesses. Acht Tage lang, meinte sie, werde er das Tagesgespräch der Zeitungen sein; er setze damit seine ganze Existenz aufs Spiel, seine Ruhe, seine hohe Stellung am Hofe, die Ehre seines Namens, und dies einzig und allein, um sich lächerlich zu machen.

„Einerlei“, rief er, „ich werde mich aber gerächt sehen!“

„Mein Mäuschen“, entgegnete sie, „wenn man sich bei solcher Gelegenheit nicht sofort rächt, so rächt man sich nie.“

Er blieb stehen und stotterte: er sei gewiß nicht feige, aber er fühle, daß sie recht habe.

„Willst du wissen, mein Holder, was dir am meisten Unbehagen verursacht? Nur der Umstand, daß du selbst deine Frau hinters Licht führtest! Deine Frau mußte es doch endlich merken. Also, welchen Vorwurf willst du ihr denn machen? Sie wird dir einfach antworten, daß du ihr ein böses Beispiel gegeben hast, und dann wirst du schon den Schnabel halten... Nur deshalb, mein Bester, bist du zu mir gekommen, anstatt dort auf der Stelle beide zu massakrieren.“

Von der Wucht dieser rücksichtslosen Beweisführung niedergeschmettert, war Muffat auf den Stuhl zurückgesunken. Nana schwieg jetzt, um Atem zu schöpfen, dann fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort:

„Oh, ich bin erschöpft. Hilf mir doch ein wenig mich aufrichten! Ich gleite immer herab, weil mein Kopf zu tief liegt.“

Als er ihren Wunsch erfüllt hatte, seufzte sie und fühlte sich wohler. Sie kam wieder auf das unschöne Schauspiel eines Ehescheidungsprozesses zurück. Wollte er, versetzte sie, daß der Advokat der Gräfin ganz Paris damit belustige, daß er von Nana

spreche? Es werde dann alles zur Sprache kommen, ihr Fiasko im Varietétheater, ihr Haus und ihr Leben. Sie gebe faktisch nichts auf so viel Reklame! Vielleicht hätten ihn andere Frauenzimmer dazu veranlaßt, alles an die große Glocke zu hängen, aber sie wolle vor allem sein Glück. Sie hatte ihn zu sich herangezogen und drückte jetzt seinen Kopf neben sich in das Kissen, wobei sie einen Arm um seinen Hals schlang und ihm sanft zuflüsterte:

„Höre, mein Mäuschen, es ist am besten, wenn du dich mit deiner Frau verständigst.“

Er geriet fast außer sich.

„Niemals“, rief er, „das brähe mir das Herz, es wäre zu viel der Schande!“

Sie bestand jedoch darauf und entgegnete zärtlich:

„Du sollst dich mit deiner Frau wieder aussöhnen... Nun, du willst doch nicht überall sagen hören, daß ich dich deiner Sabine abspenstig gemacht habe? Das würde mich in ein zu schlechtes Licht rücken, was sollte man von mir denken?... Schwöre mir wenigstens, daß du mich immer lieben willst, denn von dem Augenblick an, wo du mit einer anderen gehst...“

Tränen erstickten ihre Stimme. Er küßte sie und wiederholte:

„Du bist wohl närrisch? Das ist unmöglich!“

„Ja, ja“, versetzte sie, „es ist notwendig... Ich werde mich in das Unvermeidliche fügen. Sie ist ja doch deine Frau.“

So gab sie ihm noch viele gute Ratschläge. Sie sprach sogar von Gott, so daß er Herrn Venot zu hören meinte, wie er ihm eine Moralpredigt hielt, um ihn der Sünde zu entreißen. Sie sprach indessen nicht von einem Bruch, sondern predigte nachsichtig über eine Teilung der Gunst zwischen seiner Frau und seiner Mätresse. Eine solche Einrichtung, behauptete sie, würde gar nichts an ihrer Lebensweise ändern, und er könne immer ihr Liebling bleiben; nur

werde er etwas weniger oft kommen müssen. Sie war zu Ende und lispelte nur noch:

„Kurz, ich werde das Bewußtsein haben, eine gute Tat getan zu haben ... Du wirst mich deshalb noch mehr lieben.“ Schweigen trat ein. Sie hatte die Augen geschlossen und lag bleich auf ihrem Kissen. Der Graf hatte ruhig zugehört, unter dem Vorwand, sie nicht ermüden zu wollen. Nach einer vollen Minute öffnete sie die Augen wieder und murmelte:

„Und, mein Lieber, das Geld? Woher willst du das Geld nehmen, wenn du dich mit deiner Frau entzweist? ... Gestern ist Labordette wegen des Wechsels gekommen ... Ich habe nichts mehr, ich weiß nicht einmal, was ich anziehen soll.“ Dann schloß sie die Augen wieder und schien wie tot. Ein Schatten eisiger Beklommenheit war über Muffats Gesicht geglitten. Bei dem erschütternden Schlage, der ihn getroffen, hatte er seit dem vorigen Abend alle Geldverlegenheiten vergessen, aus denen er sich nicht mehr herauszuhelfen wußte. Trotz gegebenem Versprechen war jener Wechsel auf hunderttausend Franken soeben in Umlauf gesetzt worden; Labordette stellte sich verzweifelt, schob die ganze Schuld auf Francis und sagte, er werde sich nie wieder mit einem so ungebildeten Menschen in einer derartigen Angelegenheit kompromittieren. Der Graf mußte bezahlen, denn nie hätte er den Wechsel auf sich selbst protestieren lassen. Ferner wurden außer den neuen Kosten für Nana noch in seinem Hauswesen eine Menge außergewöhnlicher Ausgaben nötig. Nach ihrer Rückkehr von Les Fondettes hatte die Gräfin plötzlich einen Geschmack am Luxus, eine Sucht nach weltlichen Genüssen an den Tag gelegt, die ihr Vermögen verschlangen. Man begann bereits von ihren verschwenderischen Launen zu sprechen, von einem ganz neuen Haushalt, davon, daß sie fünfhunderttausend Franken damit vergeudet habe, das alte Haus in der Rue Miromesnil zu restaurieren, von kostspieligen Toiletten und beträchtlichen

Geldsummen, die verschwunden waren und die sie vielleicht ausgegeben hatte, ohne sich die Mühe zu nehmen, darüber Rechnung zu führen. Zweimal hatte sich Muffat bereits Bemerkungen erlaubt und Rechenschaft gefordert, allein ihre Mienen, ihr Lächeln waren ihm jedesmal so sonderbar erschienen, daß er nicht mehr zu fragen wagte, aus Furcht, eine zu deutliche Antwort zu erhalten. Wenn er Daguenet als Schwiegersohn aus Nanas Hand annahm, so geschah dies vor allem mit dem Gedanken, die Mitgift Estelles auf zweihunderttausend Franken reduzieren zu können und für alles übrige ein Arrangement mit dem jungen Mann zu treffen, der schließlich immer noch über diese unverhoffte Heirat froh sein konnte.

Inzwischen hatte Muffat, seit acht Tagen vor der unerbittlichen Notwendigkeit stehend, die hunderttausend Franken für Labordette aufzubringen, nur an einen einzigen Ausweg gedacht, vor dem er immer zurückbebt. Er wollte Les Bordes verkaufen, eine prächtige, auf eine halbe Million geschätzte Besitzung, die ein Onkel soeben der Gräfin vermacht hatte. Nur brauchte er noch ihre Unterschrift, da er selbst nach ihrem Ehekontrakt die Besitzung ohne Einwilligung der Gräfin nicht veräußern durfte. Am vergangenen Abend endlich hatte er beschlossen, mit seiner Frau über diese Unterschrift zu sprechen. Aber er hoffte nicht, in dieser Stunde, wo alles um ihn herum zusammenzuberechen drohte, eine derartige Übereinkunft zustande zu bringen. Dieser Gedanke ließ das drohende Gespenst des Ehebruchs in noch grellerem Licht erscheinen. Er begriff wohl, was Nana verlangte, denn in seiner gänzlichen Verlassenheit, die ihn dazu trieb, Nana die Hälfte von allem zu versprechen, hatte er sich über seine Lage beklagt und ihr seine Besorgnis über die Unterschrift der Gräfin anvertraut.

Dennoch schien Nana nicht auf ihrem Verlangen zu bestehen; sie öffnete die Augen nicht mehr. Als er sie nun so totenbleich daliegen sah, befahl ihm Furcht, und er flößte ihr ein wenig Äther ein. Sie

seufzte tief auf, und ohne Daguenet zu nennen, fragte sie ihn:
„Wann findet die Vermählung statt?“

„Mittwoch, also in fünf Tagen, wird der Ehevertrag unterzeichnet“,
antwortete er.

Da entgegnete sie, noch immer mit geschlossenen Augen daliegend,
als ob sie im Traume redete:

„Endlich, mein Mäuschen! Schau, du hast recht getan! Ach, ich
möchte so gern alle Menschen zufrieden sehen!“

Er beruhigte sie, indem er ihre Hand zärtlich drückte. Man werde ja
sehen, entgegnete er, die Hauptsache sei jetzt, daß sie sich erhole.
Auch er grollte nicht mehr, und dieses Krankenzimmer mit seiner
milden Ruhe und seiner ätherschwangeren Luft hatte ihn vollends in
eine Sehnsucht nach glücklichem Frieden eingeschläfert. All sein
durch die arge Beleidigung aufgeregter Mannesstolz war vor der
Wärme dieses Bettes geschwunden, in der Nähe dieses Weibes, für
das er sorgte. Er beugte sich über sie und schloß sie fest in seine
Arme, während sie unbeweglich dalag und nur ein feines,
triumphierendes Lächeln um ihre Lippen spielte. Da erschien der
Doktor Boutarel.

„Nun, wie geht's denn unserm lieben Kinde?“ sagte er vertraulich zu
Muffat, den er als Ehemann behandelte. „Ei, ei! Sie haben sie zum
Sprechen verleitet!“

Muffat verließ das Zimmer tiefbewegt, und seine ganze Zärtlichkeit
galt jetzt seiner armen Nana, die er so schwach erblickte. Als er
schon im Weggehen begriffen war, rief sie ihn durch ein Zeichen
zurück und sagte ihm leise, mit einer halb drohenden, halb
scherzenden Miene:

„Du weißt, was ich dir erlaubt habe... Kehre zu deiner Frau zurück,
oder zwischen uns ist es aus!“ —

Die Gräfin Sabine hatte gewünscht, daß der Heiratskontrakt ihrer Tochter an einem Dienstag unterzeichnet werde, um damit zugleich die restaurierte Wohnung, deren Malereien kaum trocken waren, durch ein Fest einzuweihen. Fast fünfhundert Einladungen waren an alle Angehörigen der besseren Gesellschaft ergangen. Noch am Morgen nagelten die Tapezierer Dekorationen an, und gegen neun Uhr abends, in demselben Augenblick, wo man die Gaskandelaber anzünden wollte, gab der Architekt, begleitet von der leidenschaftlich erregten Gräfin, seine letzten Anweisungen.

Es war eines jener Frühlingsfeste, auf denen ein zarter Zauber liegt. Die Wärme der Juniabende hatte es gestattet, daß man die beiden Türen des großen Salons öffnen und somit den Ball bis nach dem Garten ausdehnen konnte. Als die ersten Gäste ankamen, an der Tür vom Grafen und von der Gräfin empfangen, staunten sie. Man mußte sich an den Salon erinnern, wie er ehemals gewesen war, als er noch den frostigen Charakter der seligen Gräfin Muffat trug, an jenes alttümliche Zimmer voll frömmelnder Strenge mit seinen massiven Mahagonimöbeln, seinen braunsamtnen Portieren und seiner grünlichen, von Feuchtigkeit durchtränkten Decke. Jetzt flimmerten, sobald man eintrat, im Vestibül reiche Mosaiken auf Goldgrund unter hohen Kandelabern, während die Rampe der Marmortreppe von oben bis unten mit feinen Ziselierungen geschmückt war. Dann kam der strahlende, mit Genueser Samt drapierte Salon und am Plafond mit einer riesigen Dekoration ein Deckengemälde, das der Architekt beim Verkauf des Schlosses für hunderttausend Franken erstanden hatte. Die Kronleuchter mit ihren Kristallbehängen beleuchteten eine Überfülle von Spiegeln und kostbaren Möbeln. Man hätte meinen können, der Liegestuhl Sabines, dieses prächtige rotseidene Polster, habe sich vervielfacht, erweitert und endlich das ganze Gebäude mit üppiger Bequemlichkeit, mit einem raffinierten Genuß erfüllt, der so heftig wie langverhaltene Glut und Feuerflammen zündete.

Man tanzte bereits. Das im Garten vor einem der offenen Fenster aufgestellte Orchester spielte einen Walzer, dessen einschmeichelnder Rhythmus gedämpft herübertönte. Der Garten lag, von venezianischen Lampen erleuchtet, in leichtem Halbdunkel. Auf einer Rasenfläche erhob sich ein purpurrotes Zelt, in dem ein Büfett mit Erfrischungen für die Gäste stand. Der soeben gespielte Walzer, dieser schmissige Walzer aus der „Blonden Venus“, erfüllte mit seinen beschwingten Klängen das ganze ehemals so strenge Haus. Eine Woge sinnlicher Lust schien von der Straße heraufzuwehen und ein dahingegangenes Zeitalter aus den stolzen Räumen dieses Palais hinwegzufegen, und damit auch die Tradition der Familie Muffat, ein Jahrhundert voll Ehre und Glaubenstreue.

„Sagen Sie einmal“, murmelte Madame Chanterreau, „wenn jetzt die Gräfin wiederkäme... Nun, denken Sie sich, sie träte mitten in diese Menge und sähe alle Vergoldungen und den Lärm... Es ist abscheulich!“

„Sabine ist ganz toll“, versetzte Madame du Joncquoy. „Haben Sie sie an der Tür gesehen? Schauen Sie, man kann sie von hier aus bemerken... Sie trägt alle ihre Diamanten.“ Einen Augenblick standen sie von ihren Sitzen auf, um aus der Ferne den Grafen und die Gräfin zu mustern. Sabine, in weißer Toilette mit einer wundervollen englischen Spitzengarnitur, triumphierte durch ihre Schönheit und Jugendfrische, während ein wonnetrunkenes Lächeln beständig um ihre Lippen spielte. Auch Muffat in ihrer Nähe, etwas gealtert und bleich, lächelte in seiner ruhigen und würdigen Weise.

„Und wenn man nun noch bedenkt, daß er der Hausherr ist“, fuhr wieder Madame Chanterreau fort, „daß ohne seine Erlaubnis nicht ein einziges Bänkchen angeschafft worden wäre!... Ah, richtig, nur sie kann dies alles geändert haben ... Erinnern Sie sich noch, wie sie einst ihren Salon nicht modernisieren lassen wollte? Das ganze Haus hat sie jetzt modernisiert.“

Aber plötzlich schwiegen sie, denn Madame de Chezelles trat ein, und hinter ihr kam ein ganzer Schwarm junger Herren; sie war entzückt über alle die Pracht und rief aus:

„Oh, herrlich, prächtig ... das zeugt von Geschmack!“ Und noch ehe sie sich jenen Damen genähert hatte, warf sie ihnen die Worte zu:

„Ich sagte es doch gleich! Es kann nichts Schöneres geben als diese altehrwürdigen Mauern, wenn man sie zu erneuern versteht ... Es wird prachtvoll! Alles im Stil Ludwigs XIV. Nun kann sie jedermann empfangen.“

Die beiden alten Damen hatten sich wieder gesetzt und sprachen mit leiser Stimme von der Heirat, die sehr viele Leute in Erstaunen setzte. Soeben war Estelle in einer rosaroten Seidenrobe vorübergegangen, mit ihrer hageren Gestalt und ihrem stummen jungfräulichen Gesicht. Sie hatte geduldig Daguenet zum Gatten genommen; sie zeigte weder Freude noch Traurigkeit, sondern erschien ebenso kalt und bleich wie an jenen Winterabenden, da sie am Kaminfeuer saß. Dieses ganze prächtige Fest, das ihr galt, dieses Lichtmeer und dieser prächtige Blumenschmuck ließen sie völlig gleichgültig.

„Ein Hochstapler“, versetzte Madame du Joncquoy. „Ich habe ihn noch nie gesehen.“

„Hüten Sie sich, er ist in der Nähe“, murmelte Madame Chantereau.

Daguenet hatte nämlich Madame Hugon mit ihren Söhnen bemerkt und ihr eiligst den Arm angeboten; er bezeugte ihr ein Übermaß von Aufmerksamkeiten, als ob sie ihm zu seinem Glück verholfen hätte.

„Ich danke Ihnen“, sagte sie jetzt und setzte sich neben den Kamin. „Sehen Sie, das ist meine alte Lieblingsecke.“

„Sie kennen ihn?“ fragte Madame du Joncquoy, als Daguenet sich entfernt hatte.

„Gewiß, ein reizender junger Mann! Georges ist ihm außerordentlich zugetan ... Oh, eine der ehrenwertesten Familien.“ Und so verteidigte ihn die gute Dame gegen eine stumme Feindschaft, die sie recht wohl merkte.

„Sein Vater“, fuhr sie fort, „stand bei König Louis Philippe in hoher Gunst und bekleidete bis zu seinem Tode eine Präfektur. Der Sohn mag vielleicht etwas leichtsinnig geworden sein, und man hält ihn für ruiniert. Auf alle Fälle jedoch wird er von seinem Onkel, einem reichen Großgrundbesitzer, das ganze bedeutende Vermögen erben.“

Allein die Damen schüttelten ungläubig den Kopf, während Madame Hugon, die sich selbst ein wenig genierte, immer wieder auf die Ehrbarkeit der Familie zurückkam. Sie war sehr abgespannt und klagte über Müdigkeit in den Beinen. Seit einem Monat bewohnte sie ihr Haus in der Rue Richelieu; zahlreiche Geschäfte veranlaßten sie dazu, wie sie sagte. Über ihr freundliches, mütterliches Gesicht zog ein leiser Schatten von Traurigkeit.

„Mag dem nun sein, wie ihm wolle“, schloß Madame Chantereau, „Estelle hätte auf viel bessere Partien Anspruch erheben können.“

Steiner hatte soeben Foucarmont und Faloise getroffen, die vor dem Büfett im Garten ein Glas Champagner leerten.

„Das ist wirklich piekfein“, sagte Faloise, als er das auf vergoldeten Säulen ruhende Purpurzelt musterte. „Man glaubt wirklich, sich auf dem Pfefferkuchenjahrmarkt zu befinden . . . Nicht wahr, so ist es! Ein wahrer Jahrmarkt.“

„Wie würde der arme Vandeuvres staunen, wenn er jetzt wiederkäme“, murmelte Foucarmont. „Sie erinnern sich wohl noch daran, wie er dort vor Langeweile fast verging. Verflucht, man sollte eigentlich nicht lachen.“

„Lassen Sie doch den Vandeuvres sein, es war wirklich eine verfehlt Existenz!“ versetzte Faloise in verächtlichem Ton.

„Er hat sich gewaltig getäuscht, wenn er etwa glaubte, uns dadurch, daß er sich braten ließ, zu imponieren! Es spricht nicht einmal mehr jemand von ihm. Verschwunden, tot und begraben! Wir wollen ihn gar nicht mehr erwähnen!“

Als Steiner ihnen die Hand drückte, fuhr er fort:

„Sie wissen wohl, daß Nana soeben angekommen ist... Oh, das war ein Empfang, Kinder, großartig! Zuerst umarmte sie die Gräfin, und als die beiden Neuvermählten herbeikamen, segnete sie sie und sagte zu Daguenet: ›Höre, Paul, wenn du nicht anständig gegen dein Weibchen sein wirst, so hast du es mit mir zu tun ...‹ Wie, Sie haben das nicht gesehen? Oh, ein riesiger Erfolg!“

Die beiden anderen hörten ihn mit offenem Munde an. Endlich begannen sie zu lachen. Er war entzückt und bildete sich auf seine Erzählung etwas ein.

„Nun? Ihr seid mir aber 'reingefallen... Zum Kuckuck aber! Nur Nana ist diese Heirat zu verdanken. Übrigens gehört sie ja zur Familie.“

Jetzt traten die beiden Hugon heran, und Philippe gebot ihm Schweigen. Unter den Herren bildete die Heirat das Gespräch. Georges ärgerte sich darüber, daß Faloise die ganze Geschichte erzählte. Nana, meinte er, habe zwar Muffat einen ihrer früheren Freunde als Schwiegersohn empfohlen, aber es habe schon lange keine nähere Beziehung zwischen beiden geherrscht. Foucarmont erlaubte sich hier, die Achseln zu zucken, und entgegnete: Wisse man denn immer, wann Nana mit jemandem schlafe? Georges aber, dadurch aufgebracht, erwiderte nur mit einem: „Ich, mein Herr, ich weiß es!“, was alle in große Heiterkeit versetzte.

Allmählich drängten sich immer mehr Gäste an das Büfett, und sie traten gemeinsam zurück. Faloise betrachtete die Damen mit kühnen Blicken. Im Hintergrund einer Allee angelangt, wunderten sich die Herren, als sie Venot in eifrigem Gespräch mit Daguenet fanden, und scherzend bemerkten sie, er lasse ihn wahrscheinlich

beichten und erteile ihm gute Ratschläge für die Brautnacht. Darauf kehrten sie vor eine der Türen des Salons zurück, wo gerade die Paare in einer Polka daherwogten. Unter dem starken Luftzug, der von außen kam, brannten die Gasflammen sehr lebhaft, und jedesmal, wenn eine Dame im Tanz vorbeischwebte, war es, als kühlte ein leiser Windstoß die sengende Hitze, die von den Kronleuchtern ausströmte.

„Also so weit ist es endlich gekommen!“ sagte neben dem Kamin Madame du Joncquoy leise zu Madame Chanterreau.

„Diese Dirne hat den Unglücklichen ganz behext... Oh, wie haben wir ihn doch als so fromm und edel gekannt!“

„Allem Anschein nach richtet er sich zugrunde“, fuhr Madame Chanterreau fort. „Mein Mann hat einen Wechsel in Händen... Er lebt jetzt ganz in jenem Hause der Avenue de Villiers. Ganz Paris spricht davon... Mein Gott, ich entschuldige Sabine nicht; allein immerhin muß man zugestehen, daß er ihr sehr viel Anlaß zu Klagen gibt, und wer kann es ihr verargen, wenn sie ebenfalls das Geld zum Fenster hinauswirft...“

„Das tut sie auch“, unterbrach sie die andere. „Zu zweien geht das rascher. Es ist ein Sündenpfehl, meine Liebe.“

Plötzlich ließ sich eine sanfte Stimme vernehmen. Es war Venot. Er hatte hinter ihnen Platz genommen, als ob er nicht gesehen werden wollte, und sich zu ihnen vorbeugend, murmelte er:

„Warum verzweifeln? Wenn alles verloren scheint, wird Gottes Macht sich zeigen.“

Er schaute ruhig dem allmählichen Untergang dieses Hauses zu, das er ehemals beherrscht hatte. Seit seinem Aufenthalt in Les Fondettes ließ er unbekümmert der tollen Wirtschaft freien Lauf, da er sich sehr wohl seiner Ohnmacht bewußt geworden war. Er hatte alles geschehen lassen, die wahnsinnige Leidenschaft des Grafen für Nana, die Besuche Faucherys bei der Gräfin, sogar die Verheiratung

Estelles mit Daguenet. Was gingen ihn diese Dinge an! Er zeigte sich jetzt viel geschmeidiger und geheimnisvoller und nährte nun den Plan, sich der jungen Eheleute ebenso wie der entzweiten zu bemächtigen, denn er wußte wohl, daß auf große Ausschweifungen gewöhnlich die größte Frömmerei folgt. Die Stunde der Vorsehung werde schon schlagen, dachte er.

„Unser Freund“, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „ist stets von den edelsten religiösen Gefühlen beseelt — Er hat mir davon die schönsten Beweise gegeben.“

„Gut“, entgegnete Madame du Joncquoy, „vor allem sollte er sich dann doch mit seiner Frau versöhnen.“

„Ohne Zweifel. Ich hoffe eben, daß diese Versöhnung bald eintreten wird.“

Darauf stellten die beiden alten Damen verschiedene Fragen an ihn. Allein er wurde sofort wieder demütig und versetzte, man müsse den Himmel walten lassen. Sein einziger Wunsch sei: wenn sich der Graf wieder der Gräfin nähere, einen öffentlichen Skandal zu vermeiden; die Religion dulde gewisse Schwächen recht wohl, wenn man dabei nur die Schicklichkeit zu wahren wisse.

„Übrigens“, erwiderte Madame du Joncquoy, „hätten Sie die Heirat mit diesem abenteuerlichen Menschen verhindern sollen.“

Der kleine Alte hatte eine Miene tiefen Erstaunens angenommen.

„Sie täuschen sich, Herr Daguenet ist ein höchst verdienstvoller junger Mann. Ich kenne seine Ansichten. Er wird gewisse Jugendirrtümer ablegen, und Estelle wird ihn schon zu einem gottgefälligen Leben zurückführen, dessen können Sie versichert sein.“

„Oh, Estelle!“ murmelte verächtlich Madame Chanterreau.

„Ich halte die liebe Kleine für unfähig, jemals ihren Willen zu äußern. Sie ist unbedeutend.“

Madame Hugon hatte einige Bemerkungen gehört. Sie legte sich ins Mittel und sagte mit ihrer Duldermiene, indem sie sich an den sie begrüßenden Marquis de Chouard wandte:

„Diese Damen urteilen zu schroff. Das Dasein ist für jedermann so schlimm. Nicht wahr, mein Freund, man muß den anderen sehr viel verzeihen, wenn man selbst der Verzeihung würdig sein will?“

Der Marquis war einige Augenblicke verlegen, da er eine Anspielung befürchtete. Allein die gute Madame Hugon zeigte ein so betrübtes Lächeln, daß er sich sogleich wieder faßte und entgegnete:

„Nein, für gewisse Fehler gibt es keine Verzeihung... Bei solchen milden Urteilen müßte die Gesellschaft zugrunde gehen.“

Der Ball war immer lebhafter geworden. Eine neue Quadrille versetzte den Parkettboden in leichtes Schwanken, als erzitterten die alten Mauern unter der Wucht des Festes. Dann und wann hob sich von der bunten Menge der Köpfe das Gesicht einer im Tanz dahinschwebenden Dame ab; man sah die glänzenden Augen, die halbgeöffneten Lippen und die schneeweiße, zarte Haut, bestrahlt vom Licht des Kronleuchters.

Madame du Joncquoy erklärte, es sei eine unbegreifliche Narrheit, fünfhundert Personen in ein Gemach zu pferchen, in dem kaum zweihundert Personen Platz hätten. Warum wolle man die Hochzeit denn nicht lieber gleich auf dem Karussellplatz feiern?

„Das ist eine neue Mode“, sagte spöttisch Madame Chantereau, „früher wurden solche Feierlichkeiten im engsten Familienkreise begangen, heutzutage aber braucht man Scharen von Gästen, läßt jeden Menschen von der Straße herein, bis sich die Leute fast erdrücken. Dann erst, meint man, sei das Fest schön. Aller Luxus wird zur Schau getragen, und selbst der Abschaum von Paris findet Zutritt. In einem solchen Gedränge zeigen sich natürlich auch die gemeinen Elemente und verderben das Haus. Die Damen beklagen sich, daß sie unter der ganzen Menge kaum fünfzig Personen

kennen. Woher kommt dies aber? Junge Damen tragen ihre nackten Schultern zur Schau. Sehen Sie, da trägt eine Dame gar einen Dolch im Haar, während ihr schwarzer Perlenschmuck gerade wie ein Panzerhemd aussieht. Man wird sie gewiß nicht wiedererkennen.“

Aller Luxus der Jahreszeit war hier vertreten, und hohe Persönlichkeiten drängten sich mit den verworfensten Geschöpfen durcheinander, und alle trieb das gleiche Verlangen nach Genuß und Tollheit. Die Hitze stieg, mitten in den überfüllten Salons entwickelte die Quadrille ihre schönen, symmetrischen Figuren.

„Famos! Die Gräfin“, versetzte Faloise an der Gartentür, „sieht zehn Jahre jünger aus als ihre Tochter...“

In seiner zynischen, blasierten Weise sprach er noch weiter über die Herrin des Hauses, ohne viel Anklang mit seinen stückweise vorgebrachten Phrasen zu finden.

Soeben erschien Fauchery. Als Hausfreund hatte er seinen Weg durch den Speisesaal genommen, um das Gedränge an den Saaltüren zu meiden.

„Höre, du mußt mir eine Auskunft geben“, drängte Faloise und faßte seinen Cousin am Arm. „Siehst du jene Dame in weißer Seide?“

Seitdem ihm seine Erbschaft eine unverschämte Anmaßung verliehen hatte, suchte er Fauchery auf jede Weise zum Narren zu halten, da er mit diesem noch von früher her ein Hühnchen zu rupfen hatte und sich für die Spötteleien rächen wollte, die er von ihm hatte einstecken müssen, als er aus der Provinz gekommen war.

„Da, die Dame im Spitzenkleid.“

Der Journalist blickte um sich und wußte noch immer nicht, wen er meinte.

„Die Gräfin?“ sagte er endlich.

„Ganz recht, mein Bester... Ich habe zehn Louisdor gewettet: hat sie schöne Waden?“

Er begann zu lachen und war entzückt darüber, diesem Spaßvogel eins versetzt zu haben, der ihn ehemals mit seiner Frage so außer Fassung gebracht hatte, ob er denn glaube, daß die Gräfin keinen Liebhaber habe. Aber Fauchery, ohne auch nur im geringsten erstaunt zu sein, blickte ihn scharf an.

„Ach, geh doch, du Dummkopf!“ sagte er endlich und zuckte die Achseln.

Darauf begrüßte er die anderen Herren und drückte ihnen die Hand, während Falaise verblüfft und nicht mehr sicher war, ob er wirklich etwas Witziges gesagt habe... Man unterhielt sich. Seit dem letzten Wettrennen verkehrten der Bankier und Foucarmont in der Avenue de Villiers. Mit Nana ging es bedeutend besser, und jeden Abend holte sich der Graf Bescheid über ihr Befinden. Unterdessen schien Fauchery, der ruhig zuhörte, ausschließlich mit einem Gedanken beschäftigt zu sein.

Am Morgen nämlich hatte ihm Rose bei Gelegenheit eines Streites ganz offen gestanden, daß sie jenen Brief abgeschickt habe; jawohl, hatte sie bemerkt, nun könne er ruhig zu jener vornehmen Dame gehen, sie werde ihn schon recht gut aufnehmen. Nach langem Zögern hatte er doch endlich Mut gefaßt und war erschienen. Allein jetzt verblüffte ihn wieder der unverschämte dumme Scherz Falaises, obwohl er scheinbar seine gewöhnliche Ruhe besaß.

„Was haben Sie denn, Fauchery?“ fragte ihn Philippe. „Sie sehen ja recht leidend aus.“

„Ich? Durchaus nicht... Ich habe gearbeitet, deshalb komme ich so spät.“

Darauf fuhr er mit völliger Kälte und jenem unbewußten Heroismus, der die gewöhnlichen Tragödien des Lebens löst, fort:

„Ich habe noch nicht einmal die Herrschaften des Hauses begrüßt... Man darf die Höflichkeit nie vergessen!“

Nach Falaise sich umdrehend, wagte er sogar einen Scherz und sagte:

„Nicht wahr, Dummkopf?“

Mitten durch das Gedränge brach er sich nun Bahn; die volle Stimme des Dieners war jetzt nicht mehr so stark mit dem Anmelden der Gäste in Anspruch genommen. Dennoch unterhielten sich der Graf und die Gräfin noch immer an der Tür mit ihren Gästen, da sie durch den Eintritt verschiedener Damen aufgehalten wurden. Endlich erreichte sie Fauchery, während die Herren, die er eben verlassen hatte, auf der Gartenterrasse sich auf die Zehen stellten, um die Szene zu betrachten. Nana schien etwas ausgeplaudert zu haben.

„Der Graf hat ihn nicht bemerkt“, murmelte Georges. „Achtung, er dreht sich um — Da, so weit ist es also!“

Das Orchester hatte soeben wieder einen Walzer aus der „Blonden Venus“ angestimmt. Zuerst hatte Fauchery die Gräfin begrüßt, die heiter und entzückt beständig lächelte. Darauf war er einige Augenblicke regungslos hinter dem Grafen stehengeblieben, als ob er auf etwas wartete. Der Graf bewahrte in dieser Nacht seinen vornehmen Ernst, verbunden mit der feierlichen Haltung des Großwürdenträgers. Als endlich sein Blick auf den Journalisten fiel, wurde seine Haltung noch majestätischer... Einige Sekunden blickten sich die beiden Männer stumm an, und darauf bot Fauchery zuerst die Hand zum Gruß, den der Graf erwiderte. So standen sie da, hatten einander die Hände gereicht, und vor ihnen lächelte die Gräfin Sabine mit niedergeschlagenen Blicken, während der Walzer beständig im Takt schäkerhaften Spottes weitererklang.

„Aber das geht ja wie geschmiert!“ sagte Steiner.

„Sind denn ihre Hände zusammengewachsen?“ fragte Foucarmont, erstaunt über den langen Druck.

Estelle war herbeigekommen, und Fauchery begrüßte sie, während sie, steif in ihrer rosa Robe, ihn mit der erstaunten Miene eines

schweigenden Kindes anblickte und zugleich scheue Blicke auf ihre Eltern warf. Auch Daguenet schüttelte dem Journalisten herzlich die Hand. So bildeten sie alle eine heitere Gruppe, während Venot sie aus einiger Entfernung mit seinen scheinheiligen Augen musterte und gleichsam in seine gottselige Milde einhüllte und glücklich war über diese äußerste Schmach, die mit dazu beitrug, die Wege der Vorsehung zu bereiten...

Am Abend nach der kirchlichen Trauung stellte sich der Graf seit zwei Jahren zum erstenmal wieder bei seiner Frau ein. Die Gräfin war erstaunt und wich zuerst aus: aber dabei zeigte sich ihr Lächeln, jenes trunkene Lächeln, das sie nie verließ. Er stammelte verschämt einige Entschuldigungen, worauf sie ihm eine eindringliche Gardinenpredigt hielt. Übrigens wagte keines von beiden eine klare Auseinandersetzung.

Dann sprach der Graf über den Verkauf von Les Bordes; sie willigte sofort ein. Geld komme ihnen ja beiden recht, meinte sie, und sie würden den Erlös teilen. Dies vollendete die Versöhnung. Muffat empfand in seinen Gewissensbissen eine wahre Erleichterung ...

Als an eben demselben Tage Nana gegen zwei Uhr noch schlief, erkühnte sich Zoé, an die Tür des Schlafzimmers zu klopfen. Die Vorhänge waren zugezogen, und ein linder Hauch drang durch ein Fenster in die schweigende Kühle des Halbdunkels. Nana schlug die Augen auf: „Wer ist da?“

Zoé war im Begriff zu antworten, aber Daguenet erzwang sich den Eintritt und meldete sich selbst an. Da stützte sie sich auf das Kopfkissen, schickte die Zofe fort und fragte bestürzt:

„Wie, du hier, an deinem Hochzeitstage?“

Erstaunt über die herrschende Dunkelheit, blieb er mitten im Zimmer stehen. Bald indessen gewöhnte er sich daran, trat in seinem Festanzug, Frack, weißer Halsbinde und weißen Handschuhen, auf sie zu und wiederholte:

„Jawohl, ich bin es! ... Erinnerst du dich nicht mehr meines Versprechens?“

„Nein“, versetzte sie, sie erinnere sich an nichts, und so mußte er sich deutlicher aussprechen... In dem düsteren Zimmer, das noch ein flüchtiger Äthergeruch durchdrang, erstarb ein zärtliches Lachen. Die heiße Luft schwellte die Fenstervorhänge, und man hörte Kinderstimmen auf der Straße...

Nach dem zweiten Frühstück trat Daguenet mit seiner jungen Gattin die Hochzeitsreise an.

Dreizehntes Kapitel

Gegen Ende des September kam Graf Muffat, der am Abend bei Nana dinieren sollte, in der Dämmerung zu ihr, um ihr mitzuteilen, daß er plötzlich Order erhalten habe, nach den Tuileries zu kommen. Das Haus war noch nicht erleuchtet, man hörte das laute Gelächter des Personals in der Küche; er stieg behutsam die Treppe hinauf, die im tiefsten Dunkel lag. Oben öffnete er geräuschlos die Tür des Salons; ein rosiges Licht breitete sich an der Decke des Zimmers aus, die roten Vorhänge, die schwellenden Diwane, die feinlackierten Möbel, der Überfluß von Stickereien, Bronzen und Porzellangegegenständen lagen schon in langsam herniederwallender Finsternis da, die auch in den Nischen den Glanz des Elfenbeins und den Schimmer der Goldverzierung nicht hervortreten ließ. Und hier in dieser Finsternis, in der man nur ein weites, weißes Unterkleid sah, bemerkte er Nana in den Armen Georges'. Ein Leugnen war unmöglich. Seiner Brust entwand sich ein halberstickter Schrei; er blieb wie angewurzelt stehen. Mit einem Satz war Nana aufgesprungen und schob ihn in das Schlafzimmer, um so dem Freunde Zeit zur Flucht zu geben.

„Geh hinein“, murmelte sie, „ich will dir sagen...“

Sie war außer sich über diesen plötzlichen Besuch. Niemals hatte sie in diesem Salon, noch dazu bei offenen Türen, sich so gehen lassen. Nur ein heftiger Streit mit Georges, der aus Eifersucht gegen Philippe wütete, hatte dies vermocht; der arme Zizi weinte so heftig an ihrem Busen, daß sie nicht wußte, wie sie ihn sonst beruhigen sollte, da sie im Grunde viel Mitleid für ihn fühlte. Und gerade, als sie die Dummheit beging, sich so weit zu vergessen, noch dazu mit einem jungen Taugenichts, der ihr nicht einmal mehr Veilchenbuketts bringen konnte — so kurz hielt ihn seine Mutter —, gerade da mußte der Graf kommen und sie überraschen! Schade, nun war es mit den Chancen vorbei! Das hatte sie von ihrer Gutmütigkeit!

Unterdessen war es in dem Zimmer, wohin sie Muffat gedrängt hatte, völlig Nacht geworden. Im Finstern heruntappend, klingelte sie wütend nach einer Lampe. An allem war Julien schuld! Wenn im Salon eine Lampe gestanden hätte, so wäre alles dies nicht vorgekommen. Nur diese dumme Abenddämmerung hatte sie hingerissen.

„Ich bitte dich, mein Mäuschen, sei vernünftig“, sagte sie, als Zoé Licht gebracht hatte.

Der Graf saß auf einem Stuhl, seine Hände ruhten schlaff auf den Knien, und sein ganzer Körper bebte noch. Nicht ein Wort des Zornes kam über seine Lippen. Er zitterte, wie von einem Schreck erfaßt, der ihm das Blut in den Adern erstarren ließ. Dieser stumme Schmerz rührte Nana, und sie versuchte ihn zu trösten.

„Nun ja, ich habe gefehlt... Es ist sehr schlimm, was ich getan habe... Du siehst, ich bereue meine Schuld! Ach, ich bin wirklich sehr betrübt darüber, zumal es dich ärgert... Komm, sei nun artig und verzeihe mir!“

Sie hatte sich ihm zu Füßen geworfen und suchte seine Blicke mit der Miene zärtlicher Unterwerfung zu erhaschen, um zu sehen, ob er ihr ernstlich böse sei; als er sich dann wieder beruhigte und einen langen Seufzer ausstieß, fing sie noch mehr an zu schmeicheln und brachte schließlich im Ton wahrer Güte den Hauptentschuldigungsgrund vor:

„Siehst du, mein Lieber, du mußt mich nur recht verstehen... Ich kann doch meinen armen Freunden eine unschuldige Umarmung nicht verwehren.“

Der Graf ließ sich erweichen und verlangte nur, daß Georges fortgeschickt werde. Aber jetzt waren alle Illusionen in ihm zerstört; er glaubte nicht mehr an die geschworene Treue. Er wußte nun, daß ihn Nana schon am nächsten Tage wieder betrügen werde; nur eine feige Gier, ein Ekel gegenüber dem Leben, das ihm ohne sie nicht

denkbar war, ließen ihn noch fernerhin die Qual ihres Besitzes erdulden.

Es war der Wendepunkt ihrer Existenz, und mit verdoppeltem Glanz blendete Nana Paris. Sie erschien immer größer am Horizont des Lasters und dominierte in der Stadt durch die Unverschämtheit, mit der sie ihren Luxus zur Schau trug, durch die Geringschätzung des Geldes, mit der sie in gewissenlosester Weise das Vermögen anderer verschwendete. In ihrem Hause war gleichsam eine Goldschmiede: ihre ewig neuen Wünsche flammten darin auf, und ein leiser Hauch ihrer Lippen verwandelte das Gold in feine Asche, die der Wind zu jeder Stunde zerstreute. Noch nie hatte man eine so rasende Verschwendung beobachtet. Ihr Glanz schien auf einem Abgrund erbaut zu sein, in den sich die Männer mit ihrem Vermögen, ihrem Körper, sogar ihrem Namen stürzten, ohne auch nur die geringste Spur davon zu hinterlassen. Dieses Weib, dessen Geschmack nach Radieschen und Mandeln stand, die sie knabberte, während sie das Fleisch kaum anrührte, zahlte jeden Monat für ihre Tafel Rechnungen in Höhe von fünftausend Franken. In der Dienerstube herrschte sinnlose Vergeudung, man ließ im wilden Übermut die Weinfässer auslaufen, und alle Rechnungen gingen erst durch drei, vier Hände, an denen immer etwas kleben blieb. Victorine und François herrschten unumschränkt in der Küche, luden Leute ein, an die sich noch eine ganze Schar von Vettern und Basen schloß, die außerhalb des Hauses gefüttert wurden. Mitten in dieser allgemeinen Plünderung gelang es der schlauen Zoé, immer den Schein des Rechtes zu wahren, indem sie die Diebstähle vertuschte, um dadurch ihren eigenen Raub um so mehr sichern zu können.

Oben bei Madame ging die Zerstörung noch schneller vor sich: Kleider für zehntausend Franken, zweimal getragen, wurden von Zoé verkauft; Schmucksachen verschwanden, als hätten sie sich zwischen den Schubladen verkrümmelt; mit toller Gier wurden alle Neuigkeiten des Tages gekauft; am nächsten Tag lagen sie schon

vergessen in den Ecken und wurden auf die Straße gekehrt. Nana konnte nichts sehen, ohne es zu begehren, und mochte es noch so teuer sein; so richtete sie auch beständig unter den Blumen und wertvollen Nippsachen um sich herum Unheil an und war um so glücklicher, je mehr das launenhafte Zerstörungsspiel einer Stunde kostete. Nichts blieb in ihren Händen ganz; sie zerbrach alles, das eine verblich, das andere wurde schmutzig zwischen ihren kleinen, weißen Fingern; eine unbeschreibliche Trümmerstätte bezeichnete ihre Spur.

Endlich kamen noch die großen Ausgaben zu dieser Verschleuderung in kleinen Einzelheiten hinzu: zwanzigtausend Franken bei der Modistin, dreißigtausend bei der Weißnäherin, zwölftausend beim Schuhmacher; ihr Marstall verzehrte fünfzigtausend, und binnen einem halben Jahr hatte sie bei ihrem Schneider eine Rechnung von einhundertzwanzigtausend Franken. Ohne daß sie ihren Haushalt vermehrt hatte, der nach Labordettes Schätzung im Durchschnitt vierhunderttausend Franken kostete, beliefen sich in diesem Jahre ihre Ausgaben auf eine Million. Sie war selbst bestürzt über diesen Betrag, da sie nicht imstande war anzugeben, wohin eine derartige Summe gekommen sei. Die Herren, die sie einen nach dem anderen an sich gelockt hatte, und das Geld, das ihr gleichsam schubkarrenweise zuströmte, reichten nicht hin, den Abgrund auszufüllen, der ihre verschwenderische Haushaltung immer tiefer unterhöhlte.

Indessen ging Nana noch mit einer letzten Laune um. Da sie noch einmal von der Idee geplagt wurde, ihr Zimmer zu restaurieren, glaubte sie jetzt, eine glückliche Wahl getroffen zu haben: ein Zimmer, in dem sich teerosenfarbener Samt mit kleinen Silbertupfen in Form eines Zeltes bis zur Zimmerdecke spannen sollte, mit goldenen Schnüren und einer goldenen Spitze verziert. Das mußte nach ihrer Ansicht reich und zart sein und einen prächtigen Hintergrund zu dem Purpurzauber ihrer Haut bilden. Im übrigen

sollte das Zimmer zur Aufnahme eines Bettes dienen, eines Wunderwerks, über das man staunen sollte. Nana dachte an ein Bett, wie es kein zweites gab, einen Thron, einen Altar, zu dem ganz Paris strömen werde, um sie auf ihm in königlicher Nacktheit zu verehren. Es sollte ganz aus getriebenem Gold und Silber bestehen, ähnlich einem großen Schmuck mit goldenen Rosen auf einem silbernen Gitter; am Kopfende selbst sollte eine Amorettengruppe unter Blumenwerk sich lachend herniederneigen. Sie hatte sich an Labordette gewandt, der ihr zwei Goldarbeiter empfahl. Nana war schon mit den Zeichnungen beschäftigt. Das Bett sollte fünfzigtausend Franken kosten, die ihr Muffat als Neujahrgeschenk hoffentlich spenden würde.

Besonders erstaunt war die junge Frau aber darüber, daß sie trotz dem Geldstrom, dessen Flut ihre Glieder umspülte, doch beständig auf dem trocknen saß. An manchen Tagen war sie in Verzweiflung, wo sie die lächerliche Kleinigkeit von einigen Louisdor hernehmen sollte. Dann mußte sie sich entweder von Zoé etwas vorschießen lassen, oder wenn sie konnte, verschaffte sie sich wohl auch selbst Geld. Allein bevor sie zu diesen letzten Hilfsquellen griff, fühlte sie ihren Freunden auf den Zahn, indem sie mit der anscheinend größten Unbefangenheit den Herren alles bis auf den letzten Sou aus der Tasche lockte. Besonders berücksichtigte sie seit einem Vierteljahr Philippe in dieser liebenswürdigen Weise, so daß er schließlich in solchen kritischen Momenten immer gleich sein Portemonnaie daließ. Bald war sie dreist geworden und hatte von ihm kleine Darlehen von zweihundert oder dreihundert Franken verlangt, niemals mehr, für kleine Läpperschulden; Philippe, der im Juli mit der Verwaltung der Regimentskasse betraut worden war, brachte dann das Geld am nächsten Tage und entschuldigte sich damit, daß er selbst nicht reich sei, denn die gute Mama Hugon behandelte ihre Herren Söhne gegenwärtig mit sonderbarer Strenge. Nach einem Vierteljahr hatten diese kleinen Darlehen schon ungefähr die Höhe von zehntausend Franken erreicht. Der Kapitän

ließ hierbei stets sein helles, wohltönendes Lachen vernehmen. Trotzdem magerte er zusehends ab, war bisweilen sehr zerstreut, und ein schmerzlicher Zug umschattete sein Gesicht. Allein ein Blick Nanas verwandelte ihn sofort, und sein ganzes Wesen geriet in eine Art Ekstase. Sie umschmeichelte ihn wie eine Katze, berauschte ihn mit Küssen und bemächtigte sich seiner durch ihre bezaubernde Hingebung. Dadurch fesselte sie ihn immer wieder an sich, wenn sich ihm auch bisweilen Gelegenheit geboten hätte, aus ihren Schlingen zu entkommen.

Als Nana eines Abends bemerkt hatte, daß sie auch Therese heiße und daß ihr Namenstag auf den 15. Oktober falle, schickten ihr alle Herren Geschenke. Kapitän Philippe brachte das seinige selbst, eine vergoldete, altertümliche Konfektschale aus Meißner Porzellan. Er fand Nana allein in ihrem Ankleidezimmer, als sie gerade aus dem Bade stieg; sie war in einen weiten Mantel aus weißem und rotem Flanell gehüllt und eifrig damit beschäftigt, die auf einem Tisch ausgebreiteten Geschenke zu mustern. Sie hatte schon ein Fläschchen aus Bergkristall zerbrochen, als sie es entkorken wollte.

„Oh, du bist reizend!“ sagte sie. „Was ist denn das? Zeige einmal... Bist du denn ein Kind, dein bißchen Geld für solche Kleinigkeiten auszugeben?“

Sie schalt ihn, weil er nicht reich war, im Grunde aber war sie zufrieden, zu sehen, daß er alles für sie ausgab, der einzige Beweis der Liebe, der sie rührte. Indessen spielte sie an der Konfektschale herum, öffnete und schloß sie wieder, um zu sehen, wie sie konstruiert sei.

„Nimm dich in acht“, murmelte er, „das ist sehr zerbrechlich.“

Aber sie zuckte die Achseln und entgegnete:

„Glaubst du denn, daß ich Packträgerhände habe?“

Plötzlich blieb ihr das Scharnier in den Händen, der Deckel fiel zu Boden und zerbrach. Verblüfft richtete sie ihre Augen auf die Scherben und rief aus: „O je, nun ist es entzwei!“

Darauf begann sie zu lachen, denn die auf dem Boden umherliegenden Bruchstücke erschienen ihr drollig. Eine krampfhaft Heiterkeit hatte sich ihrer bemächtigt, und sie zeigte das dumme, boshafte Lachen eines Kindes, das sich an der Zerstörung ergötzt. Philippe war einige Augenblicke sprachlos; die Unglückliche wußte nicht, welche Sorgen ihn diese Nippsache gekostet hatte. Als sie seine Bestürzung sah, suchte sie sich zu mäßigen:

„Verzeih mir, es ist nicht meine Schuld... Es hatte einen Riß. Diese alten Sachen halten nicht mehr viel aus... Auch ist es ja nur der Deckel. Hast du gesehen, wie er heruntersprang?“

Wieder brach sie in ein tolles Gelächter aus. Als jedoch dem jungen Mann trotz seiner Anstrengung die Augen übergingen, umschlang sie zärtlich seinen Hals.

„Du bist wohl toll! Ich liebe dich doch trotzdem. Wenn man nichts zerbricht, können die Kaufleute nichts mehr verdienen. Alles das ist ja nur dazu gemacht, zerbrochen zu werden... Schau, der Fächer da ist auch nur geleimt!“

Sie hatte einen Fächer ergriffen und hastig auseinandergefaltet, wobei die Seide entzwei riß. Dies schien sie zu erregen. Um zu zeigen, daß ihr die anderen Geschenke von dem Augenblick an, wo sie das seine zerbrochen hatte, gleichgültig waren, vergnügte sie sich mit der Zerstörung, nahm sie einzeln in die Hände und bewies ihm dadurch, daß sie sie zerbrach, daß kein einziges solide gearbeitet sei. Dabei leuchteten ihre Augen, und zwischen den schelmisch aufgeworfenen Lippen schimmerten blendend weiß die Zähne. Als endlich alle Geschenke in Stücken dalagen, errötete sie

heftig, schlug lachend mit den Händen auf den Tisch und lispelte wie ein ungezogenes Mädchen:

„Nun ist's aus; nichts mehr, nichts mehr ist da!“

Durch diesen Freudentaumel wurde jetzt Philippe wieder erheitert, beugte sie zurück und bedeckte ihre Brust mit Küssen. Sie ließ es geschehen, hing sich an seine Schulter und war so glücklich, als hätte sie sich seit langer Zeit nicht so gut amüsiert. Ohne ihn loszulassen, fuhr sie in zärtlichem Ton fort:

„Sage mir, mein Schatz, du könntest mir morgen wohl zehn Louisdor bringen... Eine dumme Rechnung meines Bäckers geht mir im Kopf herum.“

Bei diesen Worten war er erbleicht, und als er ihr hierauf noch einen Kuß auf die Stirn drückte, sagte er kurz:

„Ich will es versuchen.“

Schweigend kleidete sie sich an, während er die Stirn gegen eine Fensterscheibe preßte. Nach einiger Zeit wandte er sich vom Fenster um und versetzte langsam: „Nana, du solltest mich heiraten.“

Dieser Gedanke erheiterte das junge Weib plötzlich derart, daß sie vor Lachen gar nicht dazu kam, ihre Kleider zuzuknöpfen.

„Aber, mein armer Kerl, du bist ja krank! ... Bietest du mir etwa wegen der zehn Louisdor deine Hand an? ... Niemals! Ich liebe dich viel zu sehr! Danke schön für die Dummheit!“

An jenem Abend war auch Georges trotz Nanas Verbot im Hause erschienen. François hatte ihn wohl vorübergehen sehen, allein keiner der Diener hinderte ihn, und alle lachten nur unter sich über die Bestürzung, in die ihre Herrin geraten werde. Georges hatte sich soeben bis in den kleinen Salon geschlichen, als ihn die Stimme seines Bruders stutzig machte; er verbarg sich dicht hinter der Tür und hörte nun die ganze Szene, die Küsse und den Heiratsantrag.

Vor Schreck erstarrt, ging er wie geistesabwesend davon; ihm war, als sei sein Hirn aus dem Kopf geschwunden. Erst in der Rue Richelieu, in seinem Zimmer über den Gemächern seiner Mutter, machte er seinem Herzen in wilden Seufzern Luft. Beständig trat ein schreckliches Bild vor seine Augen: Nana in den Armen Philippes; das erschien ihm wie Blutschande. Sobald er sich beruhigt glaubte, kam diese Erinnerung wieder, und ein neuer Ausbruch eifersüchtiger Wut warf ihn auf sein Bett; krampfhaft biß er in die Decken und stieß gräßliche Verwünschungen aus, die ihn noch viel toller machten. So verging der ganze Tag, und er schützte Kopfschmerzen vor, um in seiner Einsamkeit fortrasen zu können. Die Nacht jedoch war noch schrecklicher, ein mörderisches Fieber schüttelte ihn, und furchtbare Phantasien durchtobten sein Hirn. Wenn sein Bruder in demselben Hause gewohnt hätte, er wäre seinem Messer zum Opfer gefallen. Am Tage wollte er vernünftig handeln: er müsse sterben, dachte er, und er werde sich zum Fenster hinabstürzen, sobald ein Omnibus vorbeifahre. Dennoch ging er gegen zehn Uhr aus; er rannte in Paris umher, streifte über die Brücken und empfand ein unbesiegbares Bedürfnis, Nana noch einmal wiederzusehen. Vielleicht würde sie ihn durch ein freundliches Wort retten. So schlug es drei Uhr, als er das Haus in der Avenue de Villiers betrat.

Gegen Mittag war Madame Hugon durch eine Schreckensbotschaft niedergeschmettert worden. Philippe befand sich seit dem vorigen Abend im Gefängnis. Man beschuldigte ihn, aus der Kasse seines Regiments zwölftausend Franken entwendet zu haben. Schon seit einem Vierteljahr veruntreute er daraus kleine Summen; er hatte immer gehofft, sie ersetzen zu können, und das Defizit durch falsche Buchführung verheimlicht; dank der Nachlässigkeit des Verwaltungsrats gelang dieser Betrug.

Die alte Dame, vor Schreck über das Verbrechen ihres Sohnes erstarrt, richtete ihren verzweifelten Zorn gegen Nana; sie kannte die Beziehungen Philippes zu ihr. Ihre traurige Stimmung rührte von

diesem Unglück her, das sie aus Furcht vor einer Katastrophe in Paris zurückhielt; aber niemals hatte sie so viel Schande befürchtet, und jetzt machte sie sich ihre Geldverweigerungen zum Vorwurf. Sie war in einen Lehnstuhl gesunken, ihre Glieder hingen herab wie gelähmt, sie fühlte sich nicht imstande, einen einzigen Schritt zu tun, und war gleichsam auf diesen Stuhl gebannt, um zu sterben. Indessen tröstete sie wieder der Gedanke an Georges; Georges blieb ihr, er konnte einschreiten und sie vielleicht retten. Ohne daher die Hilfe eines Freundes zu erbitten, nur von dem Wunsche beseelt, diese Angelegenheit unter vier Augen zu erledigen, schleppte sie sich die Treppe empor und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sie wenigstens eine liebende Seele um sich habe. Allein oben fand sie das Zimmer leer, und der Hausmeister sagte ihr, Herr Georges sei schon frühzeitig ausgegangen. Im Zimmer selbst ergriff sie die Ahnung eines neuen Unglücks; das Bett mit seinen durchwühlten Decken sprach deutlich von einem tiefen inneren Kampfe, Kleidungsstücke lagen in wilder Unordnung auf dem Boden umher, und ein umgestürzter Stuhl schien Unheil zu künden. Georges mußte sich bei jenem Weibe befinden... Da stockten die Tränen der Madame Hugon, und mit festem Entschluß ging sie wieder hinunter. Sie verlangte ihre Söhne von jener Dirne und wollte sie selbst zurückfordern.

An diesem Tage hatte Nana seit dem frühen Morgen allerhand Unannehmlichkeiten gehabt. Schon um neun Uhr war der Bäcker mit seiner Rechnung erschienen: ein Lumpenbetrag von einhundertdreißig Franken bei dem königlichen Haushalt, den Nana führte. Er hatte sich bereits zwanzigmal anmelden lassen und war ärgerlich darüber, daß man von dem Tag an, da er keinen Kredit mehr gab, einfach aufhörte, Waren bei ihm zu nehmen; die Diener unterstützten sogar seine Sache: François meinte, Madame werde ihn sicher gar nicht bezahlen, wenn er nicht energisch auftrete; Charles wollte auch hinaufgehen, um eine rückständige Strohrechnung zu regeln, während Victorine riet, man solle warten,

bis Herrenbesuch gekommen sei, und dann sofort das Geld verlangen.

Als Nana nun zum Frühstück herunterkam, traf sie den Bäcker. Sie nahm die Rechnung und sagte ihm, er solle gegen drei Uhr wiederkommen, worauf er sich schimpfend entfernte und schwur, er wolle pünktlich sein und wolle sich im Notfall selbst bezahlt machen, gleichviel auf welche Art und Weise.

Aus Ärger über diese Szene hatte Nana gar keinen Appetit zum Frühstück; jedenfalls mußte sie sich dieses Menschen entledigen. Schon zehnmal hatte sie sein Geld beiseitegelegt; allein immer wieder war dieses Geld verwendet worden, den einen Tag für Blumen, den anderen für eine Subskription zugunsten eines alten Gendarmen. Übrigens rechnete sie auf Philippe und war sogar erstaunt darüber, ihn nicht mit seinen zweihundert Franken kommen zu sehen. Das war wirklich Pech; noch am vergangenen Tage hatte sie Satin völlig neu ausstaffiert und ihr fast für eintausendzweihundert Franken Kleider und Wäsche geschenkt, während ihr selbst nicht ein einziger Louisdor geblieben war.

Gegen zwei Uhr, als Nana schon allmählich besorgt wurde, erschien Labordette. Er brachte die Zeichnungen zu dem Bett, worüber sie so entzückt war, daß sie alles andere vergaß. Sie klatschte in die Hände und tanzte im Zimmer umher, dann beugte sie sich neugierig über den Salontisch und musterte die Zeichnungen, die Labordette erklärte.

„Du siehst, dies hier sind die Bettwände; in der Mitte ein Strauß aufgeblühter Rosen, dann eine Girlande von Blütenknospen; das Blattwerk wird aus grünem und die Rosen werden aus rotem Gold gefertigt... Und hier das große Kopfstück, eine Amorettengruppe auf einem silbernen Gitter.“

Aber Nana, von Entzücken hingerissen, unterbrach ihn jetzt:

„Oh, wie nett der Kleine da in der Ecke ist, der uns gerade den Hintern zukehrt. Ah, dieses boshafte Lachen! Weißt du, mein Lieber, angesichts dieses kleinen Patrons würde ich nie wagen, eine Unanständigkeit zu begehen!“

Ihr Stolz war außerordentlich befriedigt, zumal die Goldarbeiter gesagt hatten, keine Königin schlafe in einem so prächtigen Bett. Labordette wies ihr zwei Zeichnungen: die eine reproduzierte ein gewöhnliches Motiv der Bettwände, die andere stellte die verschleierte Göttin der Nacht dar, der ein Faun die schützende Hülle raubt. Labordette fügte hinzu, wenn sie diese wähle, beabsichtigten die Goldarbeiter, der Figur der Nacht Ähnlichkeit mit ihr zu geben. Bei diesem Gedanken erbleichte sie vor Entzücken. Sie sah sich im Geiste als Silberstatuette, als Symbol der Nacht mit ihren feuchten Schwingen der Wollust.

„Natürlich müßtest du für den Kopf und die Schultern Modell stehen“, bemerkte Labordette.

Sie schaute ihn ruhig an und entgegnete:

„Warum nicht? Sobald es sich um ein Kunstwerk handelt, schere ich mich den Teufel um den Bildhauer, der mich abnimmt!“

Selbstverständlich wählte sie die letzte Zeichnung. Er aber hielt sie zurück.

„Warte“, entgegnete er, „das kostet fünftausend Franken mehr.“

„Das ist mir ganz gleichgültig!“ rief sie lachend. „Mein kleiner Esel hat ja den Geldsack!“ So nannte sie jetzt nämlich im Kreise ihrer Vertrauten den Grafen Muffat, und die Herren fragten nun nur noch: „Hast du gestern abend deinen kleinen Esel gesehen — Sieh, ich glaubte, deinen kleinen Esel hier zu finden.“ Es war dies eine familiäre Zärtlichkeit, die sie sich aber trotzdem nie in seiner Gegenwart erlaubte.

Labordette rollte die Zeichnungen zusammen und bemerkte noch, daß die Goldarbeiter sich verpflichteten, das Bett innerhalb dreier Monate zu liefern, und von nächster Woche an werde ein Bildhauer kommen, um die ersten Skizzen für die Nachtstatuette aufzunehmen. Als Nana ihn hinausbegleitete, erinnerte sie sich plötzlich des Bäckers und fragte ihn: „Apropos, hast du nicht zufällig zehn Louis bei dir?“

Nun aber hatte Labordette es sich zum Prinzip gemacht, den Frauen niemals Geld zu leihen: ein Prinzip, bei dem er sich sehr wohlbefand. Er gab immer dieselbe Antwort: „Nein, mein Kind, ich sitze selbst auf dem trocknen... Aber soll ich vielleicht zu deinem kleinen Esel gehen?“

Das wollte sie nicht haben, da sie das für zwecklos hielt; erst vor zwei Tagen hatte sie den Grafen um fünftausend Franken erleichtert. Aber sie bat um Diskretion... Obwohl es kaum halb drei Uhr war, kam hinter Labordette schon der Bäcker wieder und setzte sich laut fluchend auf eine Bank im Vestibül.

Das junge Weib hörte ihn schon vom ersten Stock aus. Sie erleichte und litt besonders darunter, daß das Gelächter der Dienstboten bis zu ihr heraufdrang. Sie war so erregt, daß sie in ihr Zimmer zurückkehrte und laut mit sich selbst sprach:

„Geh, meine Tochter, rechne nur auf dich selbst... Es ist besser, aus sich selbst heraus etwas zu verdienen, als eine Beleidigung hinzunehmen.“

Und ohne erst Zoé zu rufen, kleidete sie sich hastig an, um zur Tricon zu eilen. Dies war ihre letzte Hilfsquelle in Zeiten großer Verlegenheit. Die alte Dame lag ihr immer in den Ohren, und je nach Bedürfnis weigerte sich Nana oder gewährte ihre Wünsche; wenn nun von Tag zu Tag sich immer mehr Lücken in ihrer Wirtschaft zeigten, war sie sicher, dort ihre fünfundzwanzig Louisdor zu erhalten. So begab sie sich zur Tricon, zumindest mit dem weniger

beschämenden Gefühl, das durch die Gewohnheit gemildert ist, wie etwa die armen Leute nach dem Leihhause gehen. Als sie jedoch ihr Zimmer verließ, stieß sie auf Georges, der mitten im Salon stand. Sie bemerkte weder seine Blässe noch das düstere Feuer seiner Augen und seufzte erleichtert:

„Ah, du kommst gewiß von deinem Bruder!“

„Nein“, sagte der Kleine und erbleichte noch mehr.

Da machte sie eine verärgerte Bewegung. „Was wollte er denn? Warum versperrte er ihr den Weg? Ich habe es eilig!“ rief sie. Darauf kam sie wieder zurück und sagte:

„Hast du kein Geld?“

„Nein.“

„Lieber Himmel, ich bin recht dumm! Nie Geld, nicht einmal sechs Sou für den Omnibus... Mama will nicht... Das sind mir schöne Männer!“

So rannte sie fort; er hielt sie aber zurück und wollte mit ihr sprechen. Sie wiederholte ärgerlich, sie habe keine Zeit, als er sie plötzlich durch eine Bemerkung zum Stehen brachte.

„Höre, ich weiß, daß du meinen Bruder heiraten willst.“

Das war ihr denn doch zu komisch, und lachend fiel sie auf einen Stuhl nieder.

„Jawohl“, fuhr der Kleine fort. „Aber ich will's nicht haben... Mich sollst du heiraten... Deshalb komme ich.“

„He, wie? Auch dich!“ rief sie. „Das ist wohl eine Familienkrankheit bei euch? ... Niemals! Das wär' ein schöner Geschmack! Weder dich noch den anderen, niemals!“

Georges' Blicke hellten sich auf. Wenn er sich zufällig getäuscht hätte? ...

„Nun, so schwöre mir, daß du meinem Bruder einen Korb geben willst.“

„Ach geh! Du langweilst mich allmählich!“ versetzte Nana und war ungeduldig aufgestanden. „Das hört sich wohl einige Zeit drollig an... Aber wenn ich dir wiederhole, daß ich Eile habe! ... Ich nehme deinen Bruder, wenn es mir Spaß macht...“

Er hatte ihren Arm erfaßt, drückte ihn, als wollte er ihn zerbrechen, und stammelte: „Sage das nicht... Sage das nicht...“

Sie versetzte ihm einen Schlag und entwand sich seiner Umklammerung.

„Nun sieh mir einer dieses Bürschchen an! Jetzt schlägt er mich sogar! ... Mein Kleiner, du wirst jetzt sofort zur Tür hinausgehen... Bisher behielt ich dich aus Höflichkeit. Glaub es mir! Sperre nur deine Augen recht weit auf! Du glaubtest doch nicht etwa, mich bis zum Tode als Mama zu besitzen? Ich habe mehr zu tun, als solche Kinder zu erziehen.“

In starrer Angst hörte er zu, und jedes Wort war ein vernichtender Keulenschlag für sein Herz. Sie bemerkte seinen Schmerz gar nicht, und glücklich darüber, an ihm ihre Morgenverdrießlichkeiten auslassen zu können, fuhr sie fort:

„Dein Bruder ist auch so ein nettes Bürschchen! Er hat mir zweihundert Franken versprochen. Ah, da kann ich warten... Um sein Geld ist's mir gar nicht zu tun! Ich könnte noch nicht einmal meine Schminke davon kaufen. Aber er läßt mich in einer Verlegenheit sitzen! ... Ich brauche notwendig fünfundzwanzig Louisdor.“

Diese Worte raubten ihm alle Fassung, und er vertrat ihr die Tür; er weinte, bat sie flehentlich, faltete die Hände und stammelte:

„O nein, o nein! Geh nicht dorthin!“

„Ich möchte schon bleiben“, sagte sie. „Hast du das Geld bei dir?“

Er hatte es nicht, aber er hätte sein Leben dafür geopfert. Noch niemals hatte er sich so elend, so unnütz und kindlich gefühlt. Sein ganzes klägliches Wesen wurde von Schluchzen erschüttert und drückte einen so bitteren Schmerz aus, daß sie endlich gerührt wurde und ihn sanft beiseite schob.

„Ach, mein Mäuschen, laß mich doch vorbei, ich habe es eilig... Sei vernünftig! Du bist ja doch nur ein Kind, aber heute muß ich an meine Geschäfte denken. Überlege es dir nur... Dein Bruder ist wenigstens schon groß. Ach, tu mir den einzigen Gefallen und erzähle ihm nichts davon. Er braucht nicht zu wissen, wohin ich gehe. Denn sobald ich zornig bin, spreche ich mehr, als ich sollte.“

Lachend umschlang sie ihn und küßte ihm die Stirn.

„Leb wohl, mein Kleiner, es ist aus, vollständig aus! Verstehst du! ... Ich gehe meiner Wege.“

Mit diesen Worten verließ sie ihn, während er immer noch mitten im Salon stand. Die letzten Äußerungen tönnten wie Grabesgeläute an seine Ohren: es war aus, vollständig aus, und er glaubte, die Erde spalte sich vor seinen Füßen. In seinen wüsten Phantasien war der Mensch verschwunden, der Nana erwartete; nur Philippe sah er beständig, umschlungen von den Armen dieses jungen Weibes. Sie leugnete es ja nicht, daß sie ihn liebte, weil sie ihm den Kummer einer Untreue ersparen wollte. Es war vorbei! Seine Brust wogte auf und nieder; er blickte bekümmert im Zimmer umher, als laste ein zermalmendes Gewicht auf ihm. Eine Erinnerung nach der anderen stieg in ihm auf, die frohen Nächte in La Mignotte, die zärtlichen Stunden, in denen er glaubte, ihr Kind zu sein, endlich all die Szenen in diesem Zimmer. Und niemals, niemals mehr! Er war also zu klein, er war nicht schnell genug gewachsen; Philippe ersetzte ihn, weil er einen Bart hatte. Nun war das Ende gekommen, er konnte nicht länger leben. Seine Leidenschaft war von einer unendlichen Zärtlichkeit durchdrungen, von einer sinnlichen Verehrung, in der sein ganzes Wesen aufging. Wie sollte er dies alles vergessen, wenn

sein Bruder dableib? Sein Bruder, ein Stück von seinem eigenen Blut, sein zweites Ich, dessen Vergnügen ihn zur Eifersucht stachelte... Es war zu Ende, er wollte sterben.

Alle Türen standen offen; die Diener hatten gesehen, wie Madame zu Fuß fortging, und lärmten in wüster Ausgelassenheit. Unten auf der Bank des Vestibüls scherzte der Bäcker mit Charles und François. Als Zoé eilig durch den Salon schritt, war sie über Georges' Anblick erstaunt und fragte ihn, ob er Madame erwarte. Ja, er erwarte sie, erwiderte er, er habe vergessen, ihr eine Antwort mitzuteilen. Als er dann allein war, begann er zu suchen. Da er nichts weiter fand, ergriff er im Ankleidezimmer eine spitze Schere, mit der Nana sich die Nägel zu schneiden pflegte. Eine ganze Stunde lang wartete er geduldig, die Finger krampfhaft um die Schere geschlossen und die Hand in der Tasche.

„Hier kommt Madame“, sagte Zoé; sie hatte vom Fenster ihres Zimmers aus auf ihre Rückkehr achtgeben müssen.

Man hörte ein Laufen im Hause; das Gelächter verstummte, Türen wurden geschlossen. Georges hörte, wie Nana barsch mit dem Bäcker sprach und ihn bezahlte. Dann stieg sie hinauf.

„Wie, du bist noch hier?“ rief sie aus, als sie ihn bemerkte.

„Mein Lieber, du fängst an, mich zu erzürnen!“

Er folgte ihr, während sie nach ihrem Zimmer schritt.

„Nana, willst du mich heiraten?“ fragte er.

Aber sie zuckte nur mit den Achseln. Diese Frage war ihr zu albern, und so gab sie gar keine Antwort.

„Nana, willst du mich heiraten?“ wiederholte er.

Sie warf die Tür zu. Mit der einen Hand öffnete er sie wieder, während er mit der anderen die Schere aus der Tasche zog und sie sich mit aller Gewalt in die Brust stieß.

Nana ahnte schon irgendein Unglück; sie hatte sich umgedreht. Als sie ihn zustoßen sah, wurde sie unwillig.

„Oh, wie dumm! Oh, wie dumm! Und noch dazu mit einer Schere! Du willst wohl sterben, alberner Bengel? ... O mein Gott, mein Gott!“

Sie war erschrocken. Der Kleine war in die Knie gesunken und hatte sich soeben einen zweiten Stoß versetzt, der ihn seiner ganzen Länge nach auf den Teppich hinstreckte. Sein Körper versperrte den Eingang. Da kam sie völlig von Sinnen, schrie aus Leibeskräften, wagte aber nicht, über seinen Körper hinwegzusteigen, der sie vor die Schwelle bannte und hinderte, Hilfe herbeizuschaffen.

„Zoé! Zoé! Komm doch... Halte ihn... Es ist ja zu albern, ein solches Kind! Da tötet er sich jetzt, und noch dazu bei mir! Hat man jemals so etwas gesehen!“

Sie erschrak über ihn; er war ganz bleich und hatte die Augen geschlossen. Keine Ader schien getroffen, nur ein wenig Blut rieselte hervor und verlor sich unter der Weste. Schon war sie entschlossen, über ihn hinwegzusteigen, als sie vor einer Erscheinung zurückprallte. Durch die weit geöffnete Salontür kam eine alte Dame auf sie zu. Sie erkannte in ihr Madame Hugon, und Schrecken ergriff sie, da sie sich ihre Gegenwart nicht erklären konnte. Sie wich immer mehr zurück, und ihre Angst wurde so groß, daß sie sich mit stammelnder Stimme verteidigte:

„Oh, Madame, nicht ich war es, ich schwöre es Ihnen... Er wollte mich heiraten! Ich sagte nein, und da tötete er sich.“

Langsam kam Madame Hugon heran. Sie trug Trauerkleider, ihr Gesicht war blaß und ihr Haar erbleicht. In dem Wagen hatte sie nicht mehr an Georges gedacht, sie hatte nur Gedanken für Philippes Vergehen. Vielleicht konnte dieses Weib den Richtern gegenüber Aussagen machen, die ihn entlasten würden; deshalb dachte sie von vornherein daran, sie inständig zu bitten, daß sie zugunsten ihres Sohnes zeuge. Unten wurden die Türen geöffnet;

sie zögerte auf der Treppe schon, weil ihr das Steigen sauer wurde, als plötzlich markerschütternde Rufe ihr die Richtung anzeigten. Oben angekommen, sah sie am Boden einen Menschen liegen, dessen Hemd mit Blut besudelt war. Es war Georges, ihr zweites Kind. Nana wiederholte jetzt mit schwacher Stimme:

„Er wollte mich heiraten, ich aber sagte nein, und da tötete er sich!“

Kein Laut kam über die Lippen der alten Frau; sie beugte sich zu dem Dahingestreckten hinab. Ja, es war ihr zweiter Sohn, es war Georges! Der eine entehrt, der andere ermordet; jetzt überraschte sie nichts mehr, sie, unter deren Füßen alles zusammenbrach. Auf dem Teppich kniend, unbekannt mit dem Ort, an dem sie sich befand, bemerkte sie niemanden, sondern starrte unverwandt auf Georges' Antlitz und horchte erwartungsvoll, die Hand auf seinem Herzen. Dann stieß sie einen schwachen Seufzer aus: sie hatte gefühlt, daß sein Herz noch schlug. Und jetzt erhob sie das Haupt, betrachtete prüfend das Zimmer und dieses Weib und schien sich wieder zu besinnen. Ein Feuer brannte in ihren Blicken, sie erschien so groß und ihr Schweigen so schrecklich, daß Nana zitterte und über den regungslosen Körper hinweg fortfuhr, sich zu verteidigen.

„Ich schwöre Ihnen, Madame... Wäre sein Bruder da, er könnte Ihnen erklären...“

„Sein Bruder hat gestohlen, er ist im Gefängnis“, antwortete die Mutter finster.

Nana war starr vor Schreck. Was brach denn alles über sie herein? Der andere Bruder hatte gestohlen! Also waren in dieser Familie wohl alle verrückt! Sie sprach nichts mehr zu ihrer Verteidigung. Sie hatte allen Halt verloren und ließ Madame Hugon Befehle erteilen. Bediente waren herbeigekommen, und die alte Dame verlangte, daß der ohnmächtige Georges hinab in ihren Wagen getragen werde. Nana folgte mit starren Blicken den Dienern, die den armen Zizi an Schultern und Beinen gefaßt hatten. Hinterher ging die Mutter, die,

völlig erschöpft, sich auf die einzelnen Möbel stützte. Sie war gleichsam von allem, was ihr teuer war, losgerissen und in das Nichts geschleudert worden. Auf dem Treppenabsatz schluchzte sie laut und sagte, sich umdrehend:

„Oh, durch Sie ist viel Unglück über uns gekommen! Sie haben uns sehr unglücklich gemacht!“

Das war alles. Nana war in ihrer Betäubung niedergesunken, und im Hause herrschte bald eine dumpfe, bange Stille. Der Wagen war davongerollt, allein noch immer blieb sie unbeweglich, ihr Denken war geschwunden, und ihr Hirn wirbelte von den Geschehnissen. Eine Viertelstunde später fand Graf Muffat sie noch an derselben Stelle. Jetzt aber erleichterte sie ihr Herz, indem sie ihm durch eine Flut von Worten das Unglück erzählte, zwanzigmal auf dieselben Einzelheiten zurückkam und die blutige Schere an sich riß, um ihm zu zeigen, wie jener den Stoß geführt hatte. Es war ihr besonders daran gelegen, ihre Unschuld darzutun.

„Nein, mein Lieber, du sollst urteilen, ob ich schuld bin. Könntest du mich verdammen, wenn du der Richter wärst? ... Glaube mir, ich habe Philippe nicht aufgefordert, mit der Kasse durchzubrennen, und ebensowenig habe ich den armen Jungen in den Tod getrieben. Von allen bin ich noch die Unglücklichste! Man kommt zu mir, um sich albern zu gebärden, man verletzt mich und behandelt mich wie eine Dirne...“

Sie fing an zu weinen. Ihre Nerven waren abgespannt; sie wurde bleich und traurig.

„Auch du bist nicht zufrieden, ich sehe es dir an... Frage Zoé, ob nur die geringste Schuld... Zoé, sprich doch, sage es dem Herrn...“

Die Zofe, hatte eben eine Serviette und ein Waschbecken geholt und rieb den Teppich ab, um die noch frischen Blutflecken zu entfernen.

„Oh, mein Herr“, erklärte sie, „Madame ist trostlos genug!“

Muffat war ergriffen, regungslos; er weilte mit seinen Gedanken nur bei der unglücklichen Mutter, die um ihre Söhne weinte. Er kannte ihr edles Herz und sah, wie sie sich in ihren Witwenkleidern in Les Fondettes zu Tode weinte. Aber Nana geriet noch mehr in Verzweiflung. Jetzt brachte sie das Bild Zizis, wie er mit blutbeflecktem Hemd auf dem Boden lag, ganz außer sich.

„Er war so hübsch, so sanft, so liebenswürdig... Ach, du weißt, mein Mäuschen — schlimm genug, wenn es dich ärgert —, daß ich ihn liebte, den guten Jungen. Ich kann mich nicht mehr halten. Das geht über meine Kräfte... Oh, du hast nun erreicht, was du wolltest! Er ist tot, und du bist jetzt sicher, daß du uns nicht mehr überraschen wirst...“

Dieser Gedanke versetzte sie dermaßen in Kummer, daß Muffat sie trösten mußte.

„Laß“, rief er, „du mußt dich stark zeigen, denn du hast recht, es war nicht deine Schuld!“

Sie unterbrach ihn und sagte:

„Höre, Mäuschen, geh sofort, Erkundigungen über ihn einzuziehen... Sofort! Ich will es!“

Er nahm seinen Hut und ging, ihren Wunsch zu erfüllen. Als er nach Verlauf von dreiviertel Stunden zurückkehrte, sah er Nana sich kummervoll zum Fenster hinausneigen; er rief ihr von der Straße aus zu, daß der junge Mann nicht tot sei und man sogar hoffen dürfe, ihn zu retten. Dies versetzte sie sogleich in übermäßige Freude. Sie sang, tanzte und fand das Leben wieder schön. Zoé aber war nicht zufrieden mit dem Erfolg ihres Scheuerns; sie betrachtete immer den Fleck und sagte jedesmal im Vorbeigehen:

„Madame, es ist nicht herauszubekommen!“

In der Tat erschien der Fleck, wenn auch nur blaßrot, auf einer weißen Rose des Teppichs wieder. Es zeigte sich sogar eine geringe Blutspur auf der Türschwelle.

„Bah“, rief Nana aus, „das wird mit der Zeit schon weggehen.“

Bereits am folgenden Tage hatten Graf Muffat wie auch sie das Abenteuer vergessen. Im Fiaker, der ihn nach der Rue Richelieu brachte, hatte er geschworen, nie wieder zu diesem Weibe zurückzukehren. Er glaubte, das Geschehene als eine Warnung des Himmels ansehen zu müssen, und betrachtete das Unglück Philippes und Georges' als Vorboten des eigenen Verderbens. Aber weder die Tränen der Madame Hugon noch der Anblick des seelenkranken Knaben hatten Kraft genug, ihn seinem Eide treuzuhalten, und von dem kurzen Schauer, den das Erlebte ihm einflößte, blieb bald nur noch die geheime Freude übrig, einen Nebenbuhler los zu sein. Er liebte Nana mit dem Bedürfnis, sie allein sich zugetan zu wissen, sie allein zu hören, allein zu berühren, allein den süßen Hauch ihres Mundes zu fühlen. Es war eine übersinnliche Zärtlichkeit, eine ruhelose Liebe, die eifersüchtig war auf die Vergangenheit und zuweilen von Erlösung durch empfangene Absolution träumte. Beide lagen zu Füßen des allmächtigen Vaters, und jeden Tag ergriff ihn das religiöse Gefühl mehr und mehr. Wieder und immer wieder war er frommen Handlungen zugetan; er beichtete und kommunizierte. Eine beständige Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner dabei. Alles dies verstärkte nicht nur seine Lust an der Buße, sondern auch an der Sünde. Als nun sein Beichtvater diese Leidenschaft duldete, wurde es ihm zur Gewohnheit, täglich sich zu verdammen und seine Wiedererlösung durch Proben von festem Glauben und christlicher Demut zu erreichen. Kindlich-fromm bot er dem Himmel wie ein Sühneopfer die schreckliche Pein an, die er litt und die sich von Tag zu Tag mehrte. Ernst und die ganze Tiefe seiner Schuld erkennend, büßte er wie ein Gläubiger, den ein Weib in einen rauschenden Sinnentaumel gezaubert hat. Und was ihn am meisten

folterte, das war die beständige Untreue dieses Weibes; die steten Launen ihrer Schwäche blieben ihm unverständlich. Er begehrte jene ewige, unveränderliche Liebe, die sie ihm geschworen hatte und für die er bezahlte...

Als er eines Tages Foucarmont von ihr weggehen sah, erfolgte ein Auftritt zwischen ihm und ihr. Plötzlich seiner Eifersucht überdrüssig, wurde sie zornig, wie es schon mehrmals vorgekommen war, so an dem Abend, wo er sie mit Georges überrascht hatte, doch hatte sie damals den ersten Schritt zur Versöhnung getan und ihn mit Liebkosungen überhäuft. Aber schließlich brachte er sie auf mit seinem Eigensinn, Treue von ihr zu verlangen, und sie wurde brutal:

„Nun gut, ja, ich habe mit Foucarmont ein Verhältnis! Was ist dabei? ... Ei, du wirst ja ganz verblüfft, mein kleiner Esel!“

Es war das erstemal, daß sie ihn in seiner Gegenwart so nannte. Er hätte ersticken mögen, einen solchen Eindruck machte ihr Geständnis auf ihn; unwillkürlich ballte er die Faust, sie aber ging trotzig auf ihn zu und sah ihm fest ins Gesicht.

„Nun, ist dir das genug? Wenn es dir nicht paßt, so kannst du mir den Gefallen tun, dich zu entfernen... Ich will nicht, daß du bei mir tobst und schreist. Ich bitte dich, daran zu denken, daß ich frei sein will. Du kannst jetzt wählen, was du willst. Bleib oder geh!“

Sie hatte die Tür geöffnet, er ging aber nicht. Es war das ihre Art und Weise, ihn noch fester an sich zu ketten. Bei dem geringsten Streit, den oft eine Kleinigkeit veranlaßte, gebrauchte sie dieses Mittel, um ihn zu besänftigen. Sie erklärte ihm dann, stets bessere Männer finden zu können als ihn, nur die Wahl fiel ihr schwer. Sie könne Männer haben, soviel sie wolle, Männer, die weniger tölpelhaft seien, Männer, die noch Feuer im Blut hätten. Er senkte das Haupt und wartete auf ruhigere Stunden, wenn sie Geld brauchte, denn dann zeigte sie sich wieder liebenswürdig, und er vergaß alles. Das

Leben, das seine Frau führte, hatte ihm sein Haus unerträglich gemacht. Die Gräfin, von Fauchery verlassen, der in Roses Netze zurückfiel, stürzte sich in andere Liebschaften. Sie erfüllte jetzt das Haus mit Sinnentaumel und verbitterte ihm das Leben.

Estelle hatte seit ihrer Verheiratung ihren Vater nicht wiedergesehen. Aus diesem hageren, unbedeutenden Mädchen war eine Frau von eisernem Willen geworden; sie waltete so unumschränkt im Hause, daß Daguenet vor ihr zitterte. Jetzt begleitete er sie in die Messe, aber veränderten Sinnes und wütend über seinen Schwiegervater. Herr Venot allein bewahrte sein Wohlwollen für den Grafen und wartete ruhig auf seine Stunde. Er war sogar so weit gegangen, sich bei Nana einzuführen; häufig besuchte er die beiden Häuser, wo man hinter Türen seinem Lächeln begegnete. Muffat, aus seinem eigenen Hause durch Ärger und Schande vertrieben, zog es vor, sich in die Avenue de Villiers zu flüchten.

Bald gab es nur noch ein einziges Thema zwischen dem Grafen und Nana: das Geld. Eines Tages wagte er, nachdem er ausdrücklich zehntausend Franken versprochen hatte, ihr dennoch mit leeren Händen unter die Augen zu treten. Nun verschwendete sie schon zwei Tage ihre Liebkosungen an ihn, und darum brachte ein solcher Wortbruch, so viel vergeudete Liebe sie in eine furchtbare Wut... Sie wurde ganz blaß.

„Wie, du hast kein Geld? Dann, mein kleiner Esel, gehe wieder, woher du gekommen bist, so schnell als möglich! Seht mir nur das Kamel an! Er wollte mich gar noch umarmen! ... Kein Geld — keine Liebe! Hörst du?“

Er wollte sich entschuldigen; übermorgen sollte sie die Summe haben. Allein sie unterbrach ihn heftig:

„Und meine Wechsel? Man wird mich einsperren, und du wirst ins Gerede der Leute kommen... Ha, bedenke doch! Wie, bildest du dir

ein, daß ich dich wegen deiner Gestalt liebe? Wenn man ein Maul hat wie du, bezahlt man die Frauen, die das dulden sollen... Bei Gott, wenn du mir die zehntausend Franken heute abend nicht bringst, lasse ich dich nicht die Spitze meines kleinen Fingers mehr küssen... Wahrhaftig, ich schicke dich zu deiner Frau zurück!“

Wirklich brachte er am Abend die zehntausend Franken. Nana bot ihm dafür ihren Mund, und er drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen, der ihn für alle Angst entschädigte, die er an diesem Tage gelitten hatte.

Besonders ärgerte es Nana, daß er immer wiederkam und bei ihr blieb. Sie beklagte sich darüber bei Herrn Venot und bat ihn inständig, Muffat wieder der Gräfin zuzuführen. Ihre Wiederversöhnung hatte also nichts genützt? Oh, sie bedauerte, sich damit beschäftigt zu haben, da er ihr trotzdem auf dem Halse liege. An Tagen, da sie im Zorn ihr Interesse vergaß, schwur sie, ihm einen solchen Schimpf zu bereiten, daß er ihr Haus nicht wieder betreten werde. Aber sobald sie ihn rief, hätte sie ihm ruhig ins Gesicht spucken können, er wäre doch geblieben und hätte sich dafür noch höflich bedankt. Da fingen wieder die Auftritte wegen des Geldes an, sie benahm sich bei ihren Forderungen äußerst roh und beschimpfte ihn wegen geringer Summen. Mit ihrer elenden Habsucht quälte sie ihn jede Minute und war grausam genug, ihm so oft als möglich zu wiederholen, daß sie nur seines Geldes wegen mit ihm schlafe und aus keinem anderen Grunde; sie liebe einen anderen und fühle sich sehr unglücklich, einen Dummkopf seiner Art dulden zu müssen...

Von dieser Zeit an genierte sie sich gar nicht mehr. Jeden Tag unternahm sie ihre Spazierfahrt um den Teich im Boulogner Gehölz. Bekanntschaften wurden hier angeknüpft, die später anderswo ihre Lösung fanden. Es war dies der große Versammlungsort, das große Rendezvous unter freiem Himmel, wo die feinen Dirnen ihr Wesen trieben. Zuweilen hielt ihr Landauer beim Vorüberfahren eine Reihe

prachtvoller Kutschen an; Bankiers, die Europa mit ihrer Kasse beherrschten, Minister, deren lange Finger Frankreich an der Gurgel hielten, kamen vorbei. Zu dieser vornehmen Welt gehörte Nana jetzt und nahm überdies selbst hier noch eine ganz beträchtliche Stellung ein. Bekannt in allen Hauptstädten, begehrt von allen Fremden, vereinigte sie mit dem Glanz dieser Menge die ganze Größe ihrer Ausschweifung.

Seltsame Ereignisse richteten den Grafen Muffat wieder auf. Er, der Satin schon monatelang duldete und endlich sogar eine Menge unbekannter Menschen, konnte den Gedanken nicht ertragen, durch irgendeinen aus seinem Stande, vielleicht gar aus seiner Bekanntschaft, hintergangen zu werden. Als Nana ihm ihre Beziehungen zu Foucarmont gestand, verursachte ihm dies solchen Schmerz, daß er ihn fordern wollte, um sich mit ihm zu schlagen. Da er nicht wußte, wo er die zu einer solchen Angelegenheit nötigen Zeugen hernehmen sollte, wandte er sich an Labordette. Dieser aber, wiewohl anfangs verblüfft über eine solche Absicht, konnte sich schließlich kaum des Lachens erwehren.

„Ein Duell wegen Nana — aber mein lieber Herr, ganz Paris würde sich ja über Sie lustig machen! Wegen Nana schlägt man sich nicht, das ist lächerlich!“

Der Graf erbleichte und entgegnete heftig:

„Dann werde ich ihn auf offener Straße ohrfeigen.“

Eine ganze Stunde lang mühte Labordette sich ab, ihn zur Vernunft zu bringen. Er kam dabei immer wieder zu dem Schluß:

„Unmöglich, das ist lächerlich.“

Jedesmal ging Muffat diese Bemerkung wie ein Stich durchs Herz. Er konnte sich nicht einmal wegen der Frau schlagen, die er liebte; man hätte ihn ausgelacht. Niemals hatte er das Jämmerliche seiner Liebe schmerzlicher empfunden, das Versunkensein seines ersten Gemütes in diesen Sinnentaumel. Das war seine letzte Aufregung; er

ließ sich überreden, und von nun an weilte Foucarmont mitten unter Nanas zahlreichen Hausfreunden.

In wenigen Monaten verschlang Nana das Vermögen aller mit unersättlicher Gier. Ihre wachsenden Luxusbedürfnisse erregten ihre Geldgier in erschreckender Weise. Zuerst plünderte sie Foucarmont, der es aber nicht vierzehn Tage aushielt. Er ging mit dem Gedanken um, die Marine zu verlassen; während einer zehnjährigen Reisezeit hatte er dreißigtausend Franken erübrigt, die er in den Vereinigten Staaten anlegen wollte; allein seine Vorsicht, ja man möchte sagen: sein Geiz schwand dahin, er gab alles, sogar Unterschriften auf Wechsel, die ihn für seine Zukunft verpflichteten. Als Nana ihn hinausstieß, war er von allem entblößt. Übrigens zeigte sie sich noch sehr großmütig und riet ihm, auf sein Schiff zurückzukehren. Wozu sollte er sich unnötiges Kopfzerbrechen machen? Da er kein Geld mehr habe, sei es unmöglich, daß er länger mit ihr verkehre. Er werde das doch zweifellos einsehen und sich vernünftig zeigen. Ein ruiniertes Mann fiel aus ihren Händen wie eine überreife Frucht, um dann auf dem Boden von selbst zu verfaulen. Darauf stürzte sich Nana auf Steiner, ohne Abscheu zwar, aber auch ohne Neigung. Sie behandelte ihn als schmierigen Juden und schien einen alten Haß an ihm auszulassen, über den sie sich nicht völlig Rechenschaft geben konnte. Er war fett, dumm wie die Sünde; sie stieß ihn hin und her, nahm ihn gründlich aus, um recht schnell mit diesem „Preußen“ fertig zu werden. Er hatte Simonne sitzen lassen, und seine Bosphorusunternehmung begann zu schwanken. Nana beschleunigte seinen Sturz durch die unsinnigsten Forderungen. Noch einen Monat wußte er sich mit wunderbarer Geschicklichkeit über Wasser zu halten; dann hatte man sein Fallissement erklärt, und schon das Wort Geld erschreckte ihn und brachte ihn in kindische Verwirrung, ihn, der mit Millionen zu rechnen gewohnt gewesen war. Eines Abends begann er bei Nana zu weinen und bat sie um ein Darlehen von hundert Franken, um sein Dienstmädchen bezahlen zu können. Und Nana, zugleich gerührt und erfreut über

dieses Ende des schrecklichen Biedermannes, der seit zwanzig Jahren in Paris die erste Rolle spielte, brachte ihm die Summe mit den Worten: „Weißt du, ich gebe es dir, weil die Sache zu komisch ist... Aber höre, mein Kleiner, du stehst nicht mehr in dem Alter, daß ich dich erhalten könnte. Ich muß mir jetzt eine andere Beschäftigung suchen.“

Nach ihm machte sich Nana sofort an Faloise. Seit langer Zeit schon forderte er von ihr die Ehre, zugrunde gerichtet zu werden, um hierdurch den letzten Grad weltmännischen Schliffs zu erhalten. Dieser fehlte ihm noch, und er brauchte eine Frau, die ihm dazu verhelfen konnte. In zwei Monaten, meinte er, werde er in Paris bekannt sein und man werde seinen Namen in den Zeitungen lesen. Allein schon sechs Wochen genügten. Sein Erbe bestand in Landgütern, Wiesen, Wäldern und Meiereien, und Schlag auf Schlag mußte er eines nach dem anderen verkaufen. Bei jedem Bissen verschlang Nana gleichsam einen Morgen Land. Die Baumkulturen, die riesigen Getreidefelder, die üppigen Weinberge und saftige Wiesen, wo die Kühe bis über den Leib im Gras einsanken: alles verschwand wie in einem gähnenden Abgrund. Gleich einem Plünderungszug, gleich einem Heuschreckenschwarm, dessen rapides Fortschreiten Provinzen verheert, wütete Nana. Wohin sie ihren kleinen Fuß setzte, verbrannte sie den Boden. So vernichtete sie spielend sein Erbteil, ohne daß sie es selbst merkte. Eines Abends war nur noch eine kleine Waldung übrig; auch diese verschlang sie mit verächtlicher Miene, denn so etwas war ja kaum der Mühe wert, den Mund zu öffnen. Faloise lachte in der gewöhnlichen albernen Weise und leckte an dem Knopf seines Spazierstockes. Die Schulden erdrückten ihn fast, er besaß kaum noch hundert Franken Rente und sah sich gezwungen, aufs Land zu einem halbverrückten Onkel zurückzukehren; aber das tat nichts, es war doch famos, der „Figaro“ hatte zweimal seinen Namen gedruckt. Und mit seinem dünnen Halse zwischen den zurückgeschlagenen Ecken seines Stehkragens und der Taille, die unter dem kurzen Rock wie

gebrochen erschien, ging er aufgeblasen umher, stieß papageienartige Laute hervor und benahm sich wie ein Hampelmann. Nana ärgerte sich endlich so darüber, daß sie ihm eine Tracht Prügel verabreichte.

Indessen war Fauchery durch seinen Cousin wieder bei ihr eingeführt worden. Dieser arme Fauchery war jetzt von allen Sorgen gequält. Nachdem er mit der Gräfin gebrochen hatte, befand er sich völlig in Roses Händen, die ihn wie einen wirklichen Gatten hielt. Mignon blieb einfach der Hausmeister von Madame. Als Herr im Hause belog der Journalist Rose und griff zu allen Vorsichtsmaßnahmen, wenn er sie täuschen wollte. Nanas Triumph war jetzt, ihn zu besitzen und die Einkünfte seines Journals zu verzehren, das er eben erst mit dem Gelde eines Freundes gegründet hatte; sie gab sich nicht öffentlich mit ihm ab, machte sich vielmehr ein Vergnügen daraus, ihn als einen Herrn zu behandeln, der sich verbergen müsse; Rose nannte sie nie anders als „die arme Rose“. Zwei Monate hatte ihr das Journal reichliche Ernte eingebracht, bis sie ihm durch die närrische Laune, einen Wintergarten in ihrem Hause anzulegen, die letzten Mittel raubte. Als Mignon, erfreut über das Abenteuer, herbeieilte, um zu sehen, ob er ihr Fauchery nicht völlig auf den Hals schieben könne, fragte sie, ob er sich wohl über sie lustig machen wolle: einen Spaßvogel ohne einen Sou Vermögen, der nur von seinen Artikeln und Theaterstücken lebe, dafür müsse sie danken. Nein, eine solche Dummheit sei gut für eine talentvolle Frau wie die arme Rose. Da sie ihn nicht mehr brauchte und von Mignon irgendeinen schlechten Streich fürchtete, gab sie Fauchery den Laufpaß.

Allein sie behielt ihn in gutem Andenken, denn beide hatten sich herzlich über jenen Dummkopf Faloise amüsiert. Sie hätten vielleicht niemals mehr an ein Wiedersehen gedacht, wenn das Vergnügen, einen so blödsinnigen Menschen zum besten zu haben, sie nicht angeregt hätte. Es erschien ihnen spaßhaft, sich vor seinen Augen

zu umarmen, sie lebten vergnügt auf seine Kosten und schickten ihn zum Wettrennen, um allein zu sein; wenn er dann zurückkehrte, fielen Spöttereien und Anspielungen, die er nicht begreifen konnte. Eines Abends wettete sie auf Anregung des Journalisten, daß sie Faloise eine Ohrfeige geben werde, und noch am selben Abend führte sie es aus und prügelte ihn gleich weiter, da sie das drollig fand und sich über die Feigheit der Männer freute. Sie nannte ihn ihren „Watschenmann“, ließ ihn zum Ohrfeigen „antreten“ und haute zu, daß ihr die Hand weh tat. Faloise lachte in seiner geckenhaften Weise, obwohl ihm die Tränen in den Augen standen. Diese Vertraulichkeit entzückte ihn, und er fand sie „furchtbar schick“.

„Weißt du“, sagte er eines Abends, nachdem er wieder seine Ohrfeigen erhalten hatte, „du solltest mich heiraten... Was, wir wären ein lustiges Pärchen!“

Das war nicht bloß eine Redensart. Er hatte insgeheim diese Heirat geplant, um Paris in Erstaunen zu setzen. Der Gatte Nanas? Famos! Aber Nana stopfte ihm den Mund in der richtigen Weise. „Ich dich heiraten! Als ob mich Heiratsgedanken plagten; ich hätte schon längst einen Mann finden können! Und einen Mann, der zwanzigmal mehr wert ist als du, mein Kleiner... Eine Unmasse von Anträgen sind schon an mich ergangen. Schau, zähle einmal mit: Philippe, Georges, Foucarmont, Steiner; das sind schon vier, ohne die anderen, die du gar nicht kennst... Es ist, als ob sie alle denselben Refrain leierten. Ich darf nur ein bißchen freundlich mit ihnen tun, und gleich fangen sie an zu flöten: Willst du mich heiraten, willst du mein Weib werden?“ Darauf fuhr sie unwillig fort: „Nein, ich will nicht! Bin ich denn für so etwas geschaffen? Sieh mich einmal an, ich wäre nicht mehr Nana, wenn ich mich an einen Mann hängte...“

Eines Abends war Faloise verschwunden. Acht Tage später erfuhr man, daß er sich auf dem Lande bei einem Onkel befinde, der leidenschaftlich gern botanisierere; diesem klebte er die Pflanzen auf

und sah zugleich die Möglichkeit vor sich, eine sehr häßliche und sehr fromme Cousine zu heiraten. Nana beklagte ihn gar nicht und bemerkte einfach zum Grafen:

„Nicht wahr, mein Eselchen, wieder ein Rivale weniger! Heute kannst du jubeln — Aber die Sache begann wirklich ernst zu werden! Er wollte mich heiraten.“

Da er erbleichte, beugte sie sich lachend zu ihm nieder, und unter den größten Schmeicheleien verwundete sie sein Herz mit allen möglichen Grausamkeiten.

„Nicht wahr, es beunruhigt dich, daß du Nana nicht mehr heiraten kannst... Während sie alle mich mit ihren Heiratsanträgen plagen, wütest du in deiner Ecke... Nicht möglich! Du mußt warten, bis deine Frau weg ist... Ah, wenn deine Frau weg wäre, wie schnell würdest du kommen, wie würdest du dich zu Füßen werfen und mir Anträge stellen unter Seufzern, Tränen und Schwüren! Nicht wahr? Ei, ei, mein Liebster, das wäre so schön!“

Sie hatte eine milde Stimme angenommen und betörte ihn mit raffinierter Schmeichelei. Er war sehr bewegt und küßte sie errötend. Da rief sie:

„Bei Gott, ich habe es also doch erraten! Er hat daran gedacht und wartet nur, bis seine Frau abfährt. Oh, da hört ja alles auf, er ist noch viel närrischer als die anderen!“

Graf Muffat setzte seine letzte Autorität darein, dem Dienerpersonal und den vertrauten Gästen des Hauses gegenüber „Herr“ zu bleiben, und diese Passion steigerte sich von Tag zu Tag. Er hielt sich dadurch, daß er bezahlte und alles, auch jedes Lächeln, sehr teuer erkaufte, für den Hausherrn in Nanas Hotel; allein als ob ein Wurm an ihm nagte, litt er trotz alledem beständig. Wenn er in Nanas Zimmer trat, begnügte er sich damit, einen Augenblick das Fenster zu öffnen, um den Geruch der anderen zu verscheuchen und den Zigarrenrauch zu vertreiben, dessen Schärfe ihn fast erstickte.

Ein Schwindel überkam ihn in diesem Zimmer, er vergaß alles, die bunte Schar von Herren, die ein und aus gingen, die Dürsterkeit, die auf der Schwelle ruhte. Draußen in der freien Luft, auf der Straße weinte er vor Scham und Zorn und schwur, diesen Ort nie wieder zu betreten. Aber sobald er die Portiere zurückschlug, war er wieder gefangen, er fühlte sich gefesselt von der einschläfernden Wärme des Gemachs, von der parfümdurchdrungenen Luft, und ein wollüstiges Gefühl bemächtigte sich seiner. Da er als guter Katholik an die überschwengliche Pracht in Kapellen gewöhnt war, stiegen hier seine gläubigen Gefühle wieder auf, wie wenn er kniend von rauschendem Orgelton und Weihrauchdüften umweht würde. Dieses Weib hatte sein ganzes Wesen in Besitz genommen, bald schreckte es ihn, bald gewährte es ihm Augenblicke des Entzückens für Stunden schrecklicher Qualen, für Phantasiegebilde der Hölle und ewiger Strafen. Es waren dieselben Gebete, es war dieselbe Verzweiflung, dieselben Demütigungen eines verdammten Geschöpfes, das vom Schmutz seines Ursprungs befleckt wird. Seine leiblichen Wünsche mischten sich mit seinen seelischen Bedürfnissen. Er überließ sich der Macht der Liebe und der des Glaubens, diesem doppelten Gebet, das die ganze Welt aufrechthält. Und trotz des Widerstreites seiner Vernunft erfüllte ihn dieses Zimmer Nanas mit Sinneslust; zitternd versank er in der Allmacht des Geschlechtes, wie er vor dem unbekanntem, weiten Himmel ohnmächtig dastand.

Indessen hatten die Goldarbeiter nicht Wort gehalten, und das Bett wurde erst gegen Mitte Januar abgeliefert. Muffat befand sich gerade in der Normandie, um dort sein letztes Grundstück zu verkaufen; Nana verlangte sofort viertausend Franken. Er sollte erst übermorgen wiederkommen; da er aber sein Geschäft beendet hatte, beschleunigte er seine Rückkehr, und ohne erst die Rue Miromesnil zu passieren, begab er sich nach der Avenue de Villiers. Es schlug zehn Uhr. Da er einen Schlüssel zu einer auf die Rue Cardinet mündenden Tür besaß, gelangte er unbehindert ins Haus.

Oben im Salon wischte Zoé gerade die Bronzegegenstände ab; sie erschrak, und weil sie nicht wußte, auf welche Weise sie ihn zurückhalten sollte, erzählte sie ihm lang und breit, daß Herr Venot mit bestürzter Miene ihn seit dem vergangenen Tage suche, daß er bereits zweimal gekommen sei und sie inständig gebeten habe, den Herrn zu ihm zu schicken, wenn der Herr zuerst bei Madame absteigen sollte. Muffat hörte sie an und begriff diese Geschichte nicht; wohl aber bemerkte er ihre Bestürzung. Eine plötzliche, eifersüchtige Wut, deren er sich gar nicht mehr für fähig hielt, ergriff ihn, und er stürzte nach der Tür des Schlafzimmers, wo er Gelächter hörte. Die Tür wich seinen Anstrengungen, sie sprang auf, während Zoé achselzuckend stehenblieb. Um so schlimmer, dachte sie; wenn Madame es so toll trieb, mochte sie allein zurechtzukommen suchen.

Muffat stand auf der Schwelle; ein Schrei entrang sich seiner Brust bei dem Anblick, der sich ihm bot:

„Mein Gott!... Mein Gott!“

Das neue Zimmer strotzte von einem königlichen Luxus. Silberflöckchen verbreiteten sich wie Sterne über den rosafarbenen Samttapeten, jenem Fleischrot, das an schönen Abenden den Himmel überzieht, wenn Venus am Horizont auf dem lichten Hintergrund des ersterbenden Tages erglänzt; aus den Ecken strahlten die Goldverzierungen, Goldspitzen umrahmten die Füllungen und erglänzten wie linde Flammen. Sie erfüllten das Zimmer und erhöhten den wollüstigen Reiz. Und gerade vor ihm strahlte das Bett aus Gold und Silber mit seinen Verzierungen, ein Thron, der groß genug war, daß Nana darauf ihre königlichen Glieder ausstrecken konnte, ein Altar von byzantinischem Prunk, der Allgewalt ihres Geschlechtes errichtet, die sie gerade jetzt schamlos übte... Und neben ihr, unter dem schneeigen Widerschein ihrer Brüste, mitten in ihrem Göttertriumph, wälzte sich eine schmachvolle, abgelebte Gestalt, eine komische und klägliche Ruine

— der Marquis de Chouard. Der Graf hatte die Hände gefaltet und wiederholte bebend:

„Mein Gott!... Mein Gott!“

Für den Marquis de Chouard also blühten die Goldrosen des Bettes in ihrem goldenen Blattwerk, für ihn neigte sich auf dem Silbergitter jene Amorettengruppe mit ihrem schalkhaften Liebesgelächter, für ihn entblößte zu seinen Füßen der wollüstige Faun die schlummernde Nymphe, diese nach Nana kopierte Gestalt der Nachtgöttin, kopiert bis auf die kleinsten Züge!

Nana sprang auf, um die Tür wieder zu schließen. Sie hatte entschieden kein Glück mit ihrem kleinen Esel; er kam stets zur ungelegenen Zeit. Warum holte er aber auch Geld aus der Normandie? Der Alte hatte ihr viertausend Franken gebracht, und dafür war sie erkenntlich. Sie stieß die Türflügel wieder zu und rief:

„Tut mir leid, aber es ist deine eigene Schuld! Tritt man so in ein Zimmer? Das hast du davon! Glückliche Reise, mein kleiner Esel!“

Starr blieb Muffat vor der geschlossenen Tür stehen, niedergeschmettert durch jenen Anblick. Sein Zittern nahm zu und verbreitete sich über den ganzen Körper. Wie ein vom Sturm gepeitschter Baum wankte er und sank auf die Knie, während alle seine Glieder krachten. Verzweiflungsvoll rang er die Hände und stammelte:

„Das ist zuviel, mein Gott! Das ist zuviel!“

Er hatte alles geduldet; aber jetzt war es mit seiner Kraft zu Ende, er fühlte die Umnachtung nahen, wo der Mensch in seiner Vernunft Schiffbruch leidet. Mit wildem Ungestüm, mit erhobenen Händen suchte er den Himmel und rief zu Gott:

„O nein, ich will nicht! O hilf mir, mein Gott! Laß mich lieber sterben! ... O nein, nicht diesen Menschen, mein Gott! Es ist zu Ende, ergreife

mich, nimm mich weg, daß ich nichts mehr sehe, nichts mehr fühle...
Oh, ich gehöre dir, mein Gott! ...“

Im Eifer seines Glaubens fuhr er fort, und ein heißes Gebet kam über seine Lippen. Da berührte ihn jemand an der Schulter. Er sah auf und erblickte Venot, der erstaunt war, ihn vor dieser Tür betend zu finden. Und als ob Gott auf seine Bitten geantwortet hätte, warf er sich dem kleinen Alten an die Brust. Endlich konnte er weinen und wiederholte schluchzend immerfort:

„Mein Bruder... mein Bruder!“

Sein ganzes irdisches Leid, sein Bewußtsein, ein schwacher Mensch zu sein, klang aus diesen Worten heraus. Mit seinen Tränen überströmte er Venots Gesicht, er küßte ihn und stammelte immer wieder:

„O mein Bruder, wie sehr leide ich! ... Du allein bleibst mir, Bruder! Führe mich auf immer hinweg! Oh, ich bitte dich, führe mich weg...“

Da umarmte ihn Venot und nannte ihn ebenfalls Bruder. Aber er hatte ihm eine neue Schreckensbotschaft zu berichten; schon seit dem vergangenen Tag suchte er ihn, um ihm mitzuteilen, daß die Gräfin Sabine soeben mit dem Abteilungschef eines großen Modewarenmagazins durchgegangen sei: ein unglaublicher Skandal, von dem schon ganz Paris sprach. Da er den Grafen jetzt unter dem Einfluß einer solchen religiösen Gefühlswallung sah, hielt er den Augenblick für günstig und erzählte ihm unverzüglich das Abenteuer, dieses fade, tragische Ende, das auf sein Haus einen häßlichen Schatten warf. Der Graf wurde davon nicht getroffen; seine Frau sei abgereist, meinte er, das beweise ihm noch nichts, man werde später sehen. Seine Angst ergriff ihn wieder, als er die Tür, die Wände, die Decke betrachtete, und mit dem Ausdruck des Entsetzens flehte er unaufhörlich:

„Führe mich fort... Ich kann nicht mehr, führe mich fort!“

Und Venot führte ihn weg wie ein Kind. Jetzt gehörte er ihm ganz und gar. Muffat widmete sich wieder den strengen Pflichten der Religion, denn sein Leben war vernichtet. Um in den Tuileries sich nicht kompromittiert zu sehen, hatte er um seine Entlassung aus dem Kammerherrenamt gebeten. Seine Tochter Estelle strengte gegen ihn wegen einer Summe von sechzigtausend Franken einen Prozeß an, die das Erbteil einer Tante waren und die sie bei ihrer Vermählung hätte erhalten sollen. Fast ganz ruiniert, lebte er sehr eingeschränkt vom Rest seines großen Vermögens und ließ sich nun allmählich von der Gräfin ausbeuten, die jetzt noch das verschleuderte, was Nana verächtlich übriggelassen hatte. Sabine, durch die Gemeinschaft ihres Mannes mit jenem Weibe verdorben und zu allen Schlechtigkeiten verleitet, wurde die letzte Ursache seines Ruins. Nach verschiedenen Abenteuern war sie zurückgekehrt, und er hatte sie mit der Resignation christlicher Vergebung wieder aufgenommen. Sie begleitete ihn, man konnte es sagen, als seine lebende Schande. Allein er war endlich stumpf geworden, so weit, daß ihn solche Unannehmlichkeiten gar nicht mehr rührten. Der Himmel entthob ihn den Händen des Weibes, um ihm in Gottes Armen selbst Frieden zu geben. Es war dies gleichsam eine moralische Fortsetzung des Sinnengenusses bei Nana, mit dem Stammeln, den Gebeten und verzweifelten Bitten, den Demütigungen eines verdammten Geschöpfes. In den Kirchen erstarrten seine Knie fast auf dem kalten Steingetäfel, und hier fand er den Genuß von ehemals, nur in anderer, edlerer Form, wieder: die krampfhaftige Spannung seiner Muskeln und die verzückten, verworrenen Phantasien seines Geistes brachten ihm eine ähnliche Befriedigung der geheimnisvollen Triebe seines Wesens.

An dem Abend, an dem Muffat mit Nana gebrochen hatte, erschien Mignon in der Avenue de Villiers. Er hatte sich an Faucherys Besuche gewöhnt, fand schließlich tausend Vorteile darin, daß ein Ersatz bei seiner Frau war, überließ ihm die kleineren Sorgen des Haushalts, während er, Mignon, das Ganze überwachte, und verwendete für

die kleinen Bedürfnisse des Haushalts die Gelder der dramatischen Erfolge Faucherys. Und da auch dieser sich vernünftig und frei von jeder lächerlichen Eifersucht und ebenso rücksichtsvoll wie Mignon selbst bei den von Rose gefundenen Gelegenheiten zeigte, lernten sich die beiden Männer immer besser verstehen und waren entzückt über ihre segensreiche Verbindung, bei der ein jeder sein Glück in einem Haushalt fand, in dem sich keiner von beiden zu genieren brauchte. Alles war in Ordnung, man kam trefflich vorwärts, und beide wetteiferten miteinander in der Förderung des gemeinsamen Glückes. So kam denn jetzt Mignon auf den Rat Faucherys zu Nana, um zu sehen, ob er nicht deren Zofe gewinnen könnte, deren ungewöhnliche Klugheit der Journalist schätzen gelernt hatte. Rose war ganz untröstlich; sie quälte sich seit einem Monat mit unerfahrenen Geschöpfen ab, die ihr beständig Unannehmlichkeiten bereiteten. Als Zoé Mignon öffnete, drängte dieser sie sogleich in den Speisesaal. Als er mit seinem Antrag herausrückte, bemerkte sie lächelnd, es sei unmöglich, da sie Madame nur verließ, um sich auf eigene Rechnung zu etablieren, und mit einer Miene verstohlener Eitelkeit fügte sie hinzu, daß ihr jeden Tag Vorschläge gemacht würden, daß die Damen sich um sie stritten; Madame Blanche habe ihr goldene Berge versprochen, um sie wiederzubekommen. Zoé wollte das Geschäft der Tricon übernehmen: es war dies ein längst gehegter Lieblingsplan, bei dem sie ihre Ersparnisse anzulegen und zu vergrößern vorhatte; sie schmiedete ehrgeizige Pläne, gedachte das Geschäft in größerem Maßstab zu betreiben, ein Hotel zu mieten und darin alle Annehmlichkeiten zu vereinigen; zu diesem Zweck hatte sie sogar Satin anzuwerben gesucht, jenes dicke, dumme Ding, das jetzt im Hospital im Sterben lag; das war der Lohn ihrer Sünden.

Mignon war bei seinem Vorschlag verblieben und sprach von dem Risiko, das man gewöhnlich bei Geschäften laufe; aber Zoé, ohne sich weiter über die Art ihres Unternehmens auszulassen, sagte nur

mit einem feinen Lächeln, als verzehrte sie irgendeinen Leckerbissen:

„Oh, Luxusartikel gehen immer... Sehen Sie, ich bin nun lange genug bei fremden Leuten gewesen und wünsche jetzt, daß die anderen einmal bei mir sind.“

Eine wilde Lust zuckte um ihre Lippen: sie würde dann endlich einmal „Madame“ sein und für einige Louisdor jene Weiber zu ihren Füßen sehen, deren Waschbecken sie seit nunmehr fünfzehn Jahren reinigte.

Mignon wünschte angemeldet zu werden, und Zoé ließ ihn einen Augenblick warten, nachdem sie ihm gesagt hatte, Madame habe einen sehr schlechten Tag verlebt.

Nana wurde allmählich von einer heftigen Sorge gequält. Zuerst hatte das Zusammentreffen des Marquis mit dem Grafen sie in eine fieberhafte Angst versetzt. Der Gedanke an ihren Alten, der halbtot in einem Fiaker davonfuhr, und an ihren kleinen Esel, den sie gewiß nicht wiedersehen würde, nachdem sie ihn um den Verstand gebracht hatte, machte sie allmählich ganz melancholisch. Dann war sie ärgerlich geworden, als sie erfuhr, daß Satin krank geworden sei, die seit vierzehn Tagen verschwunden war und nun in der Charité mit dem Tode rang. Eben als Nana den Wagen bestellte, um dieses kleine, dumme Ding noch einmal zu sehen, kam Zoé und kündigte ihr mit der größten Ruhe den Dienst. Da geriet sie in Verzweiflung; es kam ihr vor, als solle sie ein Familienmitglied verlieren. Mein Gott, was sollte sie denn allein anfangen? Flehentlich bat sie Zoé, die, von der Verzweiflung ihrer Herrin sehr geschmeichelt, sie schließlich umarmte, um zu zeigen, daß sie nicht böse auseinandergehen wollten; es mußte sein, und bei Geschäften hört ja bekanntlich die Gemütlichkeit auf. Dieser Tag war ein wahrer Tag des Ärgernisses. Nana dachte nicht mehr ans Ausgehen und zog sich in ihren kleinen Salon zurück, als Labordette, der zu ihr gekommen war, um über eine günstige Kaufgelegenheit von Spitzen zu berichten, unter

anderem bemerkte, daß Georges gestorben sei. Sie blieb wie vom Donner gerührt stehen.

„Zizi tot!“ rief sie.

Ihr Blick schweifte unwillkürlich nach jenem roten Fleck auf dem Teppich; doch er war endlich durch das Darüberschreiten so vieler Personen verwischt worden. Labordette erzählte verschiedene Einzelheiten über den Vorfall; man wisse nichts Genaues darüber, meinte er, die einen sprächen von einer wiedergeöffneten Wunde, die anderen erzählten, der Kleine habe sich in selbstmörderischer Absicht in ein Wasserbassin in Les Fondettes gestürzt. Nana wiederholte: „Tot! Tot!“

Dann suchte sie ihren Schmerz durch Tränen zu lindern und fühlte sich von einer unendlich tiefen Traurigkeit überwältigt. Labordette wollte sie trösten, sie aber legte ihm die Hand auf den Mund und stotterte:

„Nicht er allein, mich verläßt alles, alles... Ich bin sehr unglücklich... Oh, geh! Ich begreife nun, man wird überall sagen, ich sei eine Dirne... Jene arme Mutter, die dort vor Kummer vergeht, dieser arme Mensch, der vor meiner Tür wimmerte, und alle die anderen, die zur Stunde ruiniert sind, nachdem sie ihr letztes Geld mit mir verzehrt haben... So ist es recht, zeigt mit Fingern auf Nana, schlägt dieses unmenschliche Wesen! Oh, ich habe einen breiten Rücken, ich höre sie, als ob ich dabei wäre! Dieses elende Frauenzimmer, das die einen ausplündert, die anderen in den Tod jagt, das unzähligen Menschen Kummer macht...“

Sie mußte sich unterbrechen, Tränen erstickten ihre Stimme; von Schmerz überwältigt, war sie auf einen Diwan gesunken und hatte das Gesicht in ein Kissen vergraben. Das Unglück, das sie um sich herum fühlte, das Elend, an dem sie schuld war, drang auf sie ein und versetzte sie in eine rührselige Stimmung, sie wimmerte wie ein Kind, das noch nicht ordentlich sprechen kann.

„Oh, mir wird übel! Oh, mir wird schlimm! Ich kann nicht, das erstickt mich... Es ist zu hart, nicht verstanden zu werden, zu sehen, wie die Männer gegen unsereinen wüten, weil sie stärker sind... Jedoch wenn man sein gutes Gewissen in sich trägt... Nun wohl,nein ...“

Zorn und Trauer stritten in ihr. Sie stand auf, trocknete ihre Tränen und ging erregt auf und nieder.

„Nun wohl, nein, sie mögen sagen, was sie wollen, meine Schuld ist es nicht! Bin ich etwa bössartig? Ich gebe alles hin, was ich habe; ich würde keiner Fliege etwas zuleide tun — Sie sind schuld daran, nur sie... Niemals habe ich ihnen weh tun wollen. Sie hingen an mir wie Kletten, und heute jammern sie und stellen sich verzweifelt an.“

Erregt klopfte sie Labordette auf die Schultern.

„Nun, du warst dabei, sage die Wahrheit: bin ich ihnen nachgelaufen? Wetteiferten sie nicht immer zu Dutzenden in der größten Gemeinheit? Sie waren mir zuwider! Ich klammerte mich an, um ihnen nicht zu folgen, ich fürchtete... Sieh, nur ein Beispiel: alle wollten mich heiraten. Nicht wahr, eine nette Idee! Ja, mein Lieber, zwanzigmal hätte ich Gräfin oder Baronin sein können, wenn ich eingewilligt hätte. Aber ich habe mich geweigert, weil ich vernünftig war... Ach, ich bin ihnen aus dem Wege gegangen, ihren Zoten und Verbrechen! Sie hätten gestohlen, gemordet, Vater und Mutter erschlagen. Nur ein Wort brauchte ich zu sagen, und ich habe es nicht getan... Heute siehst du meinen Lohn... Jenen Daguenet habe ich verheiratet; ihn habe ich vom Hungertod errettet, nachdem ich ihn wochenlang umsonst beherbergt hatte. Gestern treffe ich ihn, und er dreht sich weg. Nun, hol dich der Teufel, du Lump, ich bin nicht so schmutzig wie du!“

Sie blieb stehen und schlug wütend mit der Faust auf einen Nipptisch.

„Bei Gott, das ist recht! Die ganze Gesellschaft ist versunken. Man schimpft auf die Frauen, während doch die Männer sie zu dem

machen, was sie sind... Nun, ich kann es dir jetzt gestehen: es hat mir keinen Spaß gemacht, durchaus nicht! Gleichviel, mit wem ich umging! Ein jeder war mir zuwider, auf Ehre... Nun frage ich dich, ob ich dann an irgend etwas schuld bin! Ach ja, sie haben mich verdorben! Ohne sie, mein Lieber, ohne das, was sie aus mir gemacht haben, wäre ich jetzt in einem Kloster und betete zu Gott, denn ich war von jeher religiös gestimmt... Und wenn sie jetzt auch ihr Geld und ihre Haut zu Markt getragen haben, so ist das ihre Schuld! Ich habe damit nichts zu tun!“

„Versteht sich“, versetzte Labordette im Tone der Überzeugung.

Jetzt führte Zoé Mignon herein, und Nana empfing ihn lächelnd; sie hatte wohl geweint, doch das war nun vorbei. Er beglückwünschte sie zu ihrer Einrichtung, aber sie ließ merken, daß sie ihres Hauses überdrüssig sei; jetzt denke sie an andere Dinge und werde eines Tages alles verkaufen. Als er ihr dann zum Vorwand seines Besuches von einer Benefizvorstellung des alten Bosc erzählte, der jetzt gelähmt zu Hause sitze, bestellte sie für sich mitleidig zwei Logen. Unterdessen hatte Zoé angekündigt, daß der Wagen auf Madame warte; sie verlangte ihren Hut, und während sie ihn aufsetzte, erzählte sie das Abenteuer der armen Satin, indem sie hinzufügte:

„Ich fahre jetzt ins Hospital... Niemand hat mich so sehr geliebt. Ach, man hat wohl recht, die Männer der Herzlosigkeit zu beschuldigen!... Wer weiß, vielleicht ist sie schon tot. Einerlei, ich will sie noch einmal sehen. Ich will sie umarmen.“

Labordette und Mignon lächelten. Nana war nicht mehr betrübt und lächelte ebenfalls. Schweigend bewunderten sie sie beide, während sie ihre Handschuhe zuknöpfte. Sie stand aufrecht mitten in den aufgehäuften Reichtümern ihres Hauses, wo ein Volk von Männern ihr zu Füßen lag. Wie jene Ungeheuer des Altertums, deren schreckliche Behausung mit Knochen bedeckt war, setzte sie ihren Fuß auf Schädel; Katastrophen umgaben sie: der entsetzliche Feuertod Vandevres', die Melancholie Foucarmonts, der auf fernen

Meeren herumirrte, das Unglück Steiners, der jetzt bescheiden als ehrlicher Mann leben mußte, der befriedigte Wahnwitz Faloises, der tragische Sturz Muffats, der aufgebahnte Leichnam Georges', den Philippe, der am Tage vorher aus dem Gefängnis entlassen worden war, bewachte! Ihr Werk der Zerstörung und des Todes war vollendet: die Fliege, die, im Kot der Vorstädte geboren, mit ihrem Gift gärende Fäulnis in der menschlichen Gesellschaft verbreitete, hatte jenen Männern schon durch ihre bloße Berührung den Todeskeim eingeflößt. So war es recht! So hatte sie Rache geübt für ihren Stand, für die Armen, die Enterbten und Verlassenen! Und während ihr Geschlecht sich strahlend über diese dahingestreckten Opfer erhob wie die aufgehende Sonne, die ein blutgetränktes Schlachtfeld überstrahlt, war ihr Geist sich nicht der eigenen Macht bewußt; sie blieb ein prächtiges Tier, das nicht weiß, was es tut. Sie blieb stark und fett, bei guter Gesundheit und heiterer Laune. Alles war ihr gleichgültig, sie dachte nicht mehr daran; ihr Haus schien jetzt abgeschmackt, zu eng, zu voll von Möbeln, die ihr im Wege standen. Sie führe etwas Besseres im Schilde. Sie fuhr in prächtiger Toilette davon, um Satin zum letztenmal zu umarmen. Ihr Aussehen war von einer Frische, als gäbe es in ihrer Nähe nur Glück und Frieden.

Vierzehntes Kapitel

Nana war plötzlich verschwunden; sie verschwand von der Bildfläche in fremde Länder. Vor ihrer Abreise hatte sie sich noch zu einem Verkauf entschlossen. Alles wurde veräußert, das Haus, die Möbel, die Kostbarkeiten, sogar die Toiletten und die Wäsche. Paris hatte sie zum letzten Male in einem Feenstück gesehen, als „Melusine“, im Gaîtétheater, das Bordenave, ohne einen Sou zu besitzen, auf gut Glück gemietet hatte; hier traf sie wieder mit Prullière und Fontan zusammen, ihre Rolle war bescheiden, aber sie zog: drei höchst plastische Stellungen einer mächtigen „stummen Fee“. Als nun inmitten dieses großen Erfolges Bordenave, ganz auf Reklame versessen, Paris durch kolossale Anschlagzettel herbeilockte, erfuhr man eines schönen Morgens, daß Nana am Tage vorher nach Kairo abgereist sei; ein geringer Streit mit dem Direktor, ein Wort, das ihr nicht paßte, sollte die Ursache gewesen sein. Übrigens war dies eine fixe Idee von ihr: schon seit längerer Zeit dachte sie an eine Reise in den Orient.

Monate waren verstrichen, und man vergaß sie allmählich. Als ihr Name wieder auftauchte, verbreiteten sich unter den Herren und Damen die seltsamsten Gerüchte über sie, und jeder wollte etwas von ihr wissen. Alle diese Nachrichten klangen höchst abenteuerlich und wichen weit voneinander ab. Sie habe, behaupteten einige, den Vizekönig in ihre Fesseln geschlagen, herrsche im Innern seines Palastes über zweihundert Sklaven, denen sie die Köpfe abschlagen lasse. Das sei nicht wahr, meinten andere, sie habe sich vielmehr mit einem großen Neger ruiniert, den sie in dem ausschweifenden Kairo geliebt habe. Jedoch vierzehn Tage später, es war zum Erstaunen, beteuerte einer, sie in Rußland getroffen zu haben. Es bildete sich eine Sage, die sie zu der Mätresse eines Großfürsten machte, und man sprach von ihren Diamanten. Alle Frauen kannten sie bald aus den Beschreibungen, die man allerorten hörte und las, ohne daß jemand eine genaue Quelle hätte angeben können: Ringe,

Ohrgehänge, Armbänder, eine zwei Finger breite Schnur aus Perlen, ein königliches Diadem, in der Mitte von einem daumengroßen Brillanten überragt, wurden ihr angedichtet. Unter der strahlenden Sonne dieser fernen Länder nahm sie den geheimnisvollen Glanz einer reich mit kostbaren Steinen geschmückten Göttin an. Jetzt nannte man ihren Namen nur noch mit frommer Scheu und zollte ihr eine Art schwärmerischer Verehrung wie im Mittelalter.

An einem Juliabend, ungefähr in der achten Stunde, bemerkte Lucy, als sie in einer Kutsche die Rue du Faubourg Saint-Honoré hinabfuhr, Caroline Héquet, die zu einem Kaufmann in der Nachbarschaft eingeladen war. Sie rief sie an.

„Du hast gespeist, du bist frei? Oh, dann, meine Liebe, komm mit mir. Nana ist zurückgekehrt!“

Sofort stieg die andere ein, und Lucy fuhr fort:

„Und weißt du, meine Liebe, sie ist vielleicht schon gestorben, während wir noch plaudern.“

„Gestorben? Was du sagst!“ rief Caroline verblüfft aus. „Und wo denn? Woran?“

„Im Grand-Hotel... an den Blattern... oh, eine häßliche Geschichte!“

Lucy hatte ihrem Kutscher aufgetragen, recht schnell zu fahren. Während sie nun in scharfem Galopp längs der Rue Royale und den Boulevards hinfuhren, erzählte Lucy das Abenteuer Nanas in kurzen, abgebrochenen Sätzen, ohne zu Atem zu kommen:

„Du kannst dir gar nicht denken — Nana kam aus Rußland, ich weiß nicht mehr warum; vielleicht hat sie sich mit ihrem Fürsten gezankt... Sie ließ ihr Gepäck auf dem Bahnhof und stieg bei ihrer Tante ab, du weißt doch, jener Alten... Also, sie fällt über ihren Kleinen her, der die Blattern hatte; der Bub starb am nächsten Tage, Nana und die Tante fuhren aber einander in die Haare wegen des Geldes, das sie hatte schicken sollen, von dem aber die andere nie

etwas gesehen hatte... Es scheint, daß das Kind deshalb gestorben ist; ganz natürlich, wenn man ein Kind im Stich läßt und schlecht pflegt! Doch höre nur weiter: Nana entfernt sich, geht in ein Hotel, begegnet darauf Mignon, gerade in dem Augenblick, da sie an ihr Gepäck denkt. Sie bekommt Angst, Zittern, es wird ihr übel, sie glaubt erbrechen zu müssen, Mignon fährt sie in ihr Hotel zurück und verspricht, ihre Sachen zu bewachen... Nicht wahr, das ist drollig, ist das gelungen! Aber das Schönste kommt noch: Rose erfährt die Krankheit Nanas, ist untröstlich, sie allein in einem möblierten Zimmer zu wissen, und eilt unter Tränen herbei, sie zu pflegen... Du weißt, sie verfluchten einander früher wie zwei Furien! Nun gut, meine Liebe, Rose hat Nana ins Grand-Hotel bringen lassen, damit sie wenigstens an einem anständigen Ort sterbe, und sie hat schon drei Nächte wachend an ihrem Bett zugebracht und wird sich dabei noch den Tod holen. Das hat mir Labordette erzählt. Ich habe sie besuchen wollen...“

„Ja, ja“, unterbrach Caroline sie aufgeregt, „ja, wir wollen sie besuchen.“

Sie waren angekommen. Auf dem Boulevard, inmitten des Gedränges von Wagen und Fußgängern, hatte der Kutscher seine Pferde anhalten müssen. An diesem Tage hatte gerade die Kammer über den Krieg abgestimmt; eine Menge Leute kamen von allen Seiten, bewegten sich längs der Bürgersteige und überschwemmt die Straße. Die Dämmerung brach herein, eine wehmütige, melancholische Stunde mit dem schon düsteren Hintergrund der Bäume, die die brennenden Gasflammen noch nicht erhellten. Und unter dieser wogenden Wolke wurden ferne Stimmen laut, finstere Blicke leuchteten aus den blassen Gesichtern, während alle ein Gefühl der Angst und Beklemmung ergriff.

„Dort ist Mignon“, rief Lucy aus. „Er bringt uns Nachrichten.“

Mignon stand in der riesigen Vorhalle des Hotels, allem Anschein nach erregt, und betrachtete die Menge. Auf die ersten Fragen Lucys rief er aus:

„Was sehe ich? Sie hier? Zwei volle Tage ist Rose schon oben, und ich kann sie nicht vom Bett wegbringen... Es ist doch töricht, seine Schönheit aufs Spiel zu setzen. Sie wird hübsch werden, wenn sie dort bleibt — Blattern im Gesicht, das fehlte uns gerade noch!“

Der Gedanke, daß Rose ihre Schönheit verlieren könnte, erbitterte ihn. Er beleidigte Nana ganz rücksichtslos und begriff die törichte Aufopferung nicht. Fauchery kam jetzt über den Boulevard, und bei den anderen angelangt, fragte er, wie es stehe.

„Immer das gleiche Lied, mein Lieber“, erklärte Mignon. „Du solltest hinaufgehen und Rose zwingen, dir zu folgen.“

„Du bist ja allerliebste“, entgegnete der Journalist. „Warum gehst du nicht selbst hinauf?“

Als hierauf Lucy nach der Nummer des Zimmers fragte, baten sie inständig, Rose hinunterzuschicken, sonst würden sie schließlich ärgerlich werden. Dennoch gingen Lucy und Caroline nicht sogleich hinauf. Sie hatten Fontan bemerkt, wie er, die Hände in den Taschen, umherschlenderte und sehr erfreut über die gelungenen Physiognomien der Menge zu sein schien. Als er erfuhr, daß Nana oben krank liege, spielte er den Mitleidigen und rief aus:

„Das arme Kind! Gleich will ich gehen und ihr die Hand drücken. Was fehlt ihr denn?“

„Die Blattern“, antwortete Mignon.

Der Schauspieler war bereits ein Stück nach dem Hof zu gegangen, allein jetzt kam er zurück und murmelte schauernd:

„Oh, verflucht!“

Die Nacht brach mehr und mehr herein, und die Laternen wurden angezündet. An den Fenstern gewahrte man neugierige Gesichter,

während unter den Bäumen die Menschenwogen sich von Minute zu Minute vergrößerten, wie ein unermeßlicher Strom nach der Bastille drängten und den Verkehr hemmten. Ein unbestimmtes Geräusch, wie ein leises Gemurmel, kam von der dichten Masse her, die, anfangs stumm, sich jetzt aus irgendeinem Grunde bewegen sah, sich in Gruppen zu teilen und mit den Füßen zu stampfen. Die gleiche fieberhafte Erregung hatte alle befallen. Da trieb plötzlich ein Ereignis die Menge zurück. Inmitten des Gedränges und der sich zerstreuen Gruppen erschien ein Trupp in Mütze und weißer Bluse und schrie mit der Regelmäßigkeit von Hammerschlägen:

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

Die Menge betrachtete dieses Treiben in mißtrauischer Spannung, aber doch schon begeistert und aufgeregt von den Klängen einer Militärmusik.

„Ja, geht nur und laßt euch die Schädel einschlagen!“ meinte Mignon mit philosophischer Miene.

Fontan jedoch fand diese patriotische Aufwallung schön und sprach davon, er wolle sich auch anwerben lassen. Wenn der Feind an den Grenzen stehe, müßten alle Bürger sich erheben, das Vaterland zu verteidigen, und bei diesen Worten nahm er eine theatralische Stellung ein, wie etwa Bonaparte bei Austerlitz.

„Gehen Sie mit hinauf?“ fragte ihn Lucy.

„O nein“, entgegnete er, „ich soll mir wohl etwas Schlimmes zuziehen?“

Vor dem Grand-Hotel saß ein Herr auf einer Bank und verbarg sein Gesicht hinter dem Taschentuch.

Als Fauchery auf seine Freunde und Freundinnen stieß, machte er sie mit einem Augenzwinkern auf ihn aufmerksam. Der Journalist hielt auch die beiden Frauen zurück, um ihnen jene Gestalt zu zeigen. Als

der Mann einen Augenblick das Haupt erhob, erkannten sie erstaunt den Grafen Muffat, der nach einem Fenster hinaufblickte.

„Denkt euch, er sitzt schon seit heute früh hier“, bemerkte Mignon.
„Ich habe ihn bereits um acht Uhr gesehen, und er ist noch nicht von der Stelle gewichen.“

Sobald Muffat nämlich von Labordette Nanas Unglück vernommen hatte, war er hierhergekommen; jede halbe Stunde fragte er, ob es der kranken Person oben besser gehe, und begab sich dann wieder auf seinen Sitz. Die Blicke nach oben gerichtet, schien er jetzt von dem, was um ihn vorging, nichts zu merken.

„Halt“, sagte Fauchery, „hier kommt er. Er will sie noch einmal sehen.“

In der Tat hatte der Graf die Bank verlassen und trat in den hohen Torweg.

Der Portier, der ihn sofort erkannte, ließ ihm keine Zeit zu einer Frage, sondern bemerkte kurz:

„Mein Herr, sie ist eben gestorben.“

Nana tot! Das war ein Schlag für alle.

Muffat war lautlos nach der Bank zurückgekehrt und verbarg sein Gesicht wieder in dem Taschentuch. Die anderen schrien laut auf. Aber sie wurden unterbrochen; eine neue Rotte Menschen zog vorüber und heulte:

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

„Nana tot! Oh, schade um solch ein schönes Mädchen!“ seufzte Mignon erleichtert auf.

Überall herrschte Bestürzung. Fontan dachte an eine tragische Rolle und gab seinem Gesicht einen schmerzlichen Ausdruck, indem er die Mundwinkel verzog und die Augen verdrehte. Fauchery seinerseits war ebenfalls gerührt und kaute die Zigarre nervös zwischen den

Zähnen. Die beiden Frauen drückten laut ihr Bedauern aus. In der Gaité hatte Lucy sie zum letzten Mal gesehen als „Melusine“ .

„Oh, sie war entzückend, meine Teure“, versetzte Lucy, „wenn sie im Hintergrund der Kristallgrotte erschien!“

Auch die Herren erinnerten sich dessen sehr wohl, und da ihre Erinnerung wieder erweckt war, wußten sie zahllose Einzelheiten zu erzählen!

Eben kam Blanche atemlos an, erbittert über die Menge, die den Bürgersteig versperrte; und als sie die Nachricht erfuhr, ging das Klagen von neuem los. Die Damen gingen nach der Treppe zu, ihre Kleider rauschten hörbar. Mignon folgte ihnen und rief ihnen nach:

„Sagen Sie Rose, daß ich auf sie warte... Sogleich, nicht wahr?“

„Man weiß noch nicht recht“, bemerkte Fontan zu Fauchery, „ob die Ansteckung zu Anfang oder erst am Ende der Krankheit zu fürchten ist. Einer meiner Freunde, ein Assistenzarzt, versicherte mir, daß die Stunden nach dem Ende besonders gefährlich seien... Es bilden sich Miasmen... Ach, ich bedaure ihren plötzlichen Tod unendlich; ich wäre so glücklich gewesen, ihr noch einmal die Hand zu drücken.“

„Was soll das jetzt nützen?“ entgegnete der Journalist.

„Ja, was nützt das?“ wiederholten die beiden anderen.

Die Menge vermehrte sich beständig. In dieser Stunde gewann die Aufregung neue Ausdehnung, erhielt neuen Zuwachs. Immer mehr Leute rannten herbei und folgten den Blusenmännern, die über die Straße defilierten. Es war ein beständiges Stoßen und Drängen, und immer wieder hörte man den wilden, erbitterten Ruf:

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

Oben im vierten Stock, wo das Zimmer täglich zwölf Franken kostete, befand sich Rose. Ein dumpfes Schweigen herrschte, nur

zuweilen von einem leisen Geflüster unterbrochen, als auf dem Korridor Stimmen sich vernennen ließen.

„Glaube mir, wir haben uns verlaufen! Der Kellner sagte, wir sollten uns rechts wenden... Das ist ja die reinste Kaserne!“

„Warte doch, laß uns erst sehen... Zimmer 401, Zimmer 401 ...“

„Sieh, hier... 405, 403... Wir sind richtig... Ach, endlich, 401!... Kommen Sie, pst, pst!“

Die Stimmen schwiegen. Man hustete, man sammelte sich einen Augenblick, dann wurde die Tür vorsichtig geöffnet, und Lucy trat ein; ihr folgten Caroline und Blanche. Aber sie blieben stehen, denn es waren schon fünf Frauen im Zimmer. Gaga lag ausgestreckt auf dem einzigen Lehnstuhl, einem Voltairesessel von rotem Samt. Vor dem Kamin standen Simonne und Clarisse im Gespräch mit Léa de Horn, die allein auf einem Stuhl saß, während vor dem Bett links von der Tür Rose, auf dem Rande eines Holzkoffers, fest und starr nach dem Leichnam blickte, der im Schatten der Vorhänge verborgen lag. Von der Kommode aus warf eine Lampe einen grellen Schein auf Gaga.

„Ach, wie schade!“ murmelte Lucy und drückte Rose die Hand. „Wir wollten Abschied von ihr nehmen.“

Sie drehte sich um und suchte den Leichnam zu erspähen; allein die Lampe war zu weit entfernt, und sie wagte nicht, das Licht näherzurücken. Auf dem Bett lag eine dunkle, graue Masse ausgestreckt; man konnte nur das rötliche Haar sowie einen fahlen Fleck unterscheiden, der das Gesicht sein mußte. Lucy fügte hinzu:

„Ich habe sie zum letztenmal in der Gaîté gesehen, im Hintergrunde der Grotte...“

Simonne und Clarisse stritten sich mit leiser Stimme über die Diamanten der Toten. Hatte sie überhaupt welche? Niemand hatte sie gesehen, das mußte Schwindel sein. Übrigens sei dies nicht alles,

meinten sie, Nana habe noch viele andere Reichtümer aus Rußland mitgebracht: golddurchwirkte Stoffe, kostbare Nippsachen, ein Tafelservice aus Gold, sogar Möbel; im ganzen zweiundfünfzig Ballen und mächtige Kisten, zu deren Beförderung zwei Waggons nötig gewesen seien. Dies alles sei noch auf dem Bahnhof. Es sei gar nett, zu sterben, wenn man noch nicht einmal Zeit gefunden habe, seine Sachen auszupacken. Und dazu habe sie auch noch einen hübschen Haufen Geld besessen, so etwas wie eine Million. Lucy fragte, wer das alles erben werde. „Entfernte Verwandte ohne Zweifel!“ entgegnete Simonne. „Gewiß die Tante. Ein nettes Sümmchen für die Alte!“ Sie wisse noch nichts davon, die Kranke habe darauf bestanden, sie nicht vorher benachrichtigen zu lassen, weil sie ihr seit dem Tode ihres Kindes noch grollte. Darauf beklagten alle den Kleinen und erinnerten sich, ihn bei den Wettrennen gesehen zu haben: ein schwächliches Kind, das ein sehr altes und trauriges Aussehen gehabt habe, kurz, eines jener Wesen, für die es besser wäre, nie geboren worden zu sein.

„Er ist glücklicher unter der Erde“, versetzte Blanche.

„Bah, sie auch“, fügte Ciarisse hinzu. „Das Leben ist nicht besonders heiter.“

Finstere Gedanken kamen über sie in diesem Hause des Todes. Sie empfanden Furcht, und es war töricht, so lange zu schwatzen; aber der sehnliche Wunsch, die Tote zu sehen, fesselte sie auf den Teppich. Es war sehr schwül, das Milchglas der Lampe erhellte an der Decke einen kreisrunden Fleck, der von dem Halbdunkel des Zimmers abstach. Unter dem Bett stand ein Gefäß Phenol und verbreitete einen dumpfen Geruch. Zuweilen bewegte ein leiser Luftzug für einen Augenblick die Vorhänge des Fensters, das auf den Boulevard ging, woher ein undeutliches Summen herauftönte.

„Hat sie sehr gelitten?“ fragte Lucy, die ganz in den Anblick der Gruppe auf der Stutzuhr versunken war, dreier nackter Grazien mit dem Lächeln tanzender Bajaderen.

Sie konnte nicht fortfahren, denn ein Geschrei ertönte:

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

Lucy glaubte ersticken zu müssen, sie öffnete das Fenster weit und lehnte sich hinaus. Ein Wagen war vorgefahren, und Lucy erkannte Marie Blond. Sie war nicht allein, denn hinter ihr stieg noch ein dicker Herr aus.

„Das ist Steiner, der Schuft!“ rief Caroline.

Sie wandten sich um. Aber Marie Blond kam ohne Begleitung ins Zimmer. Als Lucy sie erstaunt fragte, gab sie lachend zur Antwort:

„Denken Sie denn, meine Liebe, daß der mit heraufkommen wird? Es ist schon viel von ihm, wenn er mich bis an die Tür begleitet...“

In der Tat fanden sich alle Herren wieder zusammen. Sie waren zufällig dahergeschlendert, um einen Blick auf die Boulevards zu werfen; als sie beisammen waren, beklagten sie den Tod des armen Mädchens, darauf schwatzten sie über Politik und Krieg; Bordenave, Duguenet, Labordette, Prullière und mehrere andere hatten die Gruppe vergrößert. Alle hörten Fontane zu, der seinen Feldzugsplan erklärte, demzufolge er Berlin in fünf Tagen erobern wollte.

Indessen stand Marie Blond vor dem Bett, von Rührung ergriffen, und murmelte mit den anderen:

„Arme Mieke! ... Das letztmal, wo ich sie sah, war in der Gaîté, in der Grotte...“

„Ach, sie hat sich verändert, sie hat sich verändert“, wiederholte Rose Mignon mit ihrem Lächeln dumpfer Niedergeschlagenheit.

Noch zwei Mädchen kamen herbei, Tatan Néné und Louise Violaine. Sie waren schon seit zwanzig Minuten im Grand- Hotel umhergelaufen, und ein Kellner hatte sie zum andern geschickt; mehr als dreißig Stockwerke hatten sie durchsucht, mitten in einem Gedränge von Reisenden, die sich aus Furcht vor dem Kriege und der verdächtigen Bewegung auf den Boulevards beeilten, Paris zu

verlassen. Als sie eintraten, sanken sie auf einen Sessel nieder und waren zu erschöpft, sich um die Vorgänge in der Stadt zu kümmern. Eben drang aus dem Nebenzimmer ein Lärm, man rollte Koffer und stieß an die Möbel, während ein rauhes Stimmengewirr das Ganze begleitete. Gaga erzählte, während des Todeskampfes seien die Nachbarn scherzend im Zimmer umhergelaufen, und da nur eine dünne Tür die beiden Zimmer trennte, so habe man sie lachen und sich umarmen gehört.

„Wohlan, wir müssen jetzt gehen“, sagte Clarisse. „Wir machen sie doch nicht wieder lebendig... Kommst du mit, Simonne?“

Alle blickten verstohlen nach dem Bett, ohne sich zu rühren. Lucy hatte sich wieder an das Fenster gelehnt und stand ganz allein da. Allmählich überkam sie eine Traurigkeit, als ob eine düstere Melancholie aus dieser lärmenden Menge emporgestiegen wäre. Noch immer zogen Fackeln vorbei und träufelten kleine Flämmchen zu Boden; in der Ferne zogen in langen Reihen die Menschen dahin, und diese verworrenen Massen verbreiteten Schrecken, man dachte an das Elend künftiger blutiger Schlachten. Sie schrien, und ihr Getöse verschwand wieder in dem Fiebertaumel, mit dem sie sich nach dem Unbekannten hinter der dunklen Mauer am Horizont drängten.

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

Lucy wandte sich vom Fenster ab und murmelte erbleichend.

„Mein Gott, was soll aus uns noch werden?“

Die anderen Dämchen schüttelten die Köpfe. Sie waren ernst und besorgt über die Ereignisse.

„Ich“, sagte Caroline Héquet mit ihrer eisigen Miene, „ich reise übermorgen nach London... Mama besorgt mir schon ein Hotel... Ich werde mich in Paris sicherlich nicht massakrieren lassen.“

Ihre Mutter hatte vorsichtigerweise das ganze Vermögen ins Ausland geschafft. Man wisse niemals, wie ein Krieg enden könne. Aber Marie Blond ärgerte sich darüber, sie war patriotisch gesinnt und wollte der Armee folgen.

„Ist das eine Memme!... Ja, wenn man mich nur annähme, dann würde ich in Männerkleidern diesen Preußen schon zeigen, wie blaue Bohnen aussehen!“

Sie hielt eine lange Rede über den Krieg, und alle anderen stimmten ihr begeistert bei, so daß man vor dem entstehenden Lärm kaum sein eigenes Wort hören konnte. Nur Rose Mignon saß still auf ihrem Koffer vor dem Bett und gebot ihnen jetzt Schweigen.

Sie verstummten, und in der düsteren Ruhe, die eintrat, einer Ruhe, die sie gleichsam die Starrheit des neben ihnen ausgestreckten Leichnams fühlen ließ, hörte man aufs neue die wilden Rufe der Menge:

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

Lucy, die noch immer am Fenster stand, beugte sich hinaus und bemerkte auf dem Trottoir die Herren, die nach oben nickten und ihr eifrig winkten. Mignon ballte wütend die Fäuste.

„Es ist wahr, meine Teure“, sagte Lucy und ließ das Fenster offen, „ich hatte versprochen, Sie würden hinunterkommen...“

Rose verließ ihren Sitz auf dem Holzkoffer und murmelte:

„Ich gehe hinunter, ich gehe... Sie braucht mich sicher nicht mehr...“

Sie wandte sich um, ohne ihren Hut und Schal finden zu können. Mechanisch hatte sie auf dem Toilettentisch ein Becken mit Wasser gefüllt, wusch sich Hände und Gesicht und fuhr fort:

„Ich weiß nicht, das hat mich heftig angegriffen... Wir waren durchaus nicht höflich zueinander gewesen. Nun, sehen Sie, ich bin außer mir darüber ... Oh, allerhand Gedanken, ich hätte Lust, selbst

hinzugehen, das Ende der Welt ist nahe... Ja, ich muß Luft schöpfen.“

So gingen sie eilig hinaus und warfen nur noch einen Blick auf das Bett. Ein greller Schein beleuchtete plötzlich das Gesicht der Toten; alle erschrakten und flohen zitternd.

„Ah, sie hat sich verändert, sie hat sich verändert“, murmelte Rose Mignon, die noch als letzte im Zimmer geblieben war.

Dann ging auch sie fort und schloß die Tür ...

Das Zimmer war leer, nur vom Boulevard stieg das wilde, entschlossene Johlen des Pöbels herauf und blähte die Vorhänge:

„Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!“

Emile Zola: Nana. Übersetzt von Armin Schwarz. Wiesbaden: Emil Vollmer Verlag, [o.J.]